



Jean-
Christophe
Grangé

Der
steinerne
Kreis

Thriller • Ehrenwirth

Ein Kind, das vom Ende der Welt kommt
und ein geheimes Wissen in sich trägt.
Gnadenlose Mörder, die seinen Tod wollen.
Eine Frau, die alles tun wird, um es zu retten.

Eine Reise, die die Gesetze des
wissenschaftlich Erklärbaren außer Kraft setzt
und bis in die Tiefen der mongolischen Taiga führt ...
Dort, wo der Steinerne Kreis über Leben und
Sterben bestimmt. Dort, wo der letzte Kampf
ausgetragen wird. Dort, wo Mensch, Tier und
Geist eins werden.

Die Apokalypse
kann kommen.

Der neue Grangé sprengt alle Grenzen.
Ein unglaubliches Buch, das ein Kult-Buch
werden könnte. Teuflich gut!

Als die Tierforscherin Diane Thiberge einen kleinen Jungen aus Indonesien adoptiert, ahnt sie noch nicht, dass ihr Leben damit zu einem tödlichen Abenteuer wird.

Ein mysteriöser Autounfall, bei dem »Lü sian«, wie sich das Kind selbst nennt, schwer verletzt wird und ins Koma fällt, eröffnet einen grausamen Reigen von unerklärlichen Todesfällen, die auf Ritualmorde hindeuten.

Mit dem Mut einer Löwin und der Akribie einer logisch denkenden Wissenschaftlerin versucht Diane das Geheimnis ihres Adoptivsohnes zu ergründen, um sein Leben zu retten – und stößt auf Dinge, die jenseits des wissenschaftlich Erklärbaren liegen. Denn »Lü sian« – soviel ist der jungen Frau schon bald klar – ist nicht aus Indonesien – sondern ein ganz besonderes Kind, ausgestattet mit parapsychologischen Fähigkeiten und einer Botschaft, die auf ein grausames Verbrechen verweist und für die einige europäische Wissenschaftler morden würden.

Ihre Nachforschungen führen Diane Thiberge über Russland bis in die tiefste Mongolei zu den letzten Überlebenden eines Schamanenstammes. Und dort wartet auf die junge Wissenschaftlerin nicht nur des Rätsels Lösung, sondern das Unfassbare ...

»Ein Autor, dessen Vorstellungskraft keine Grenzen kennt. Grangé sprengt die Form des traditionellen Thrillers im wahrsten und besten Sinne des Wortes. Man glaubt ihm, oder man glaubt ihm nicht. Aber wenn man sich auf ihn einlässt, gibt es kein Zurück mehr.« Le Figaro

Jean-Christophe Grangé, 1961 in Paris geboren, arbeitet als freier Journalist für *Paris-Match*, *Gala*, *Sunday Times*, *Observer*, *El Pais*, *Spiegel* und *Stern*. Seine abenteuerlichen Reportagen führten Grangé zu den Eskimos, den Pygmäen, den Tuareg und in die Mongolei, wo er auch in Kontakt mit Schamanenstämmen kam. In Frankreich steht der Name Grangé mittlerweile für außergewöhnliche Thriller, die an ungewöhnlichen Schauplätzen spielen und exzellent recherchiert sind. 450 000 verkaufte Exemplare machen Grangé, dessen Thriller weltweit in 20 Ländern erscheinen, zu einem Bestsellerautor internationalen Ranges.

Weitere Romane des Bestsellerautors im Ehrenwirth Verlag: DER FLUG DER STÖRCH, 1996, und DIE PURPURNEN FLÜSSE, 1998.

Jean-Christophe Grangé

DER STEINERNE KREIS

Roman

Aus dem Französischen von
Barbara Schaden

Non-profit scan by tigger, Juni 2003

Kein Verkauf!

Ehrenwirth

Ehrenwirth
ist ein Imprint der Verlagsgruppe Lübbe

Copyright © 2000 Éditions Albin Michel S.A., Paris
Die Originalausgabe erschien 2000
unter dem Titel Le Concile de Pierre
bei Albin Michel, Paris

Copyright © 2002 für die deutschsprachige Ausgabe:
Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach
Aus dem Französischen von Barbara Schaden

Lektorat: Daniela Bentele-Hendricks
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Umschlagfoto: © ZEFA-Krecichwost
Satz: Druck & Grafik Siebel, Lindlar
Druck und Einband: Friedrich Pustet, Regensburg

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und
elektronischen Wiedergabe, vorbehalten

Printed in Germany
ISBN 3-431-03523-X

Sie finden die Verlagsgruppe Lübbe
im Internet unter: <http://www.luebbe.de>

Für Virginie Luc

Erster Teil

DIE ERSTEN ANZEICHEN

KAPITEL 1

Insgesamt hatte Diane Thiberge genau achtundvierzig Stunden zur Verfügung.

Vom Flughafen Bangkok musste sie mit einem Inlandsflug nach Phuket Weiterreisen und von dort aus mit einem Leihwagen in nördlicher Richtung nach Takuapa an der Küste der Adamanensee fahren. Dort würde sie eine kurze Nacht im Hotel verbringen und sich um fünf Uhr morgens wieder auf den Weg machen, immer weiter nach Norden. Zu Mittag wäre sie dann in Ranong an der Grenze zu Birma, wo sie noch die Mangrove überwinden musste, um ans Ziel ihrer Reise vorzudringen. Danach brauchte sie nur auf demselben Weg zurückzukehren und am darauffolgenden Abend die Maschine nach Paris zu erwischen. Die Zeitverschiebung arbeitete zu ihren Gunsten – sie würde gegenüber der Pariser Zeit fünf Stunden gewinnen und konnte am Montagmorgen, dem 6. September 1999, wieder im Büro sein. Wie eine Blume.

Aber die Maschine nach Phuket kam nicht.

Überhaupt lief nichts wie geplant.

Mit verkrampftem Magen stürmte Diane zu den Toiletten. Wie eine Welle schwappte die Übelkeit über ihr zusammen, und sie sagte sich: Es ist der Jetlag, mit meinem Vorhaben hat das gar nichts zu tun. Im nächsten Augenblick übergab sie sich, bis ihre Eingeweide ihr in der Kehle brannten. Das Blut hämmerte in den Adern, kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn, und das Herz raste, irgendwo und überall in ihrem Körper. Sie musterte sich im Spiegel. Sie war aschgrau. In diesem Land kleiner glatthaariger brünetter Menschen fühlte sie sich mit ihren blonden Locken mehr denn je fehl am Platz, und noch viel absurder war ihre Größe – diese enorme Körpergröße, die ihr seit ihrer Jugend zu schaffen machte.

Diane wusch sich das Gesicht, säuberte den goldenen Ring im linken Nasenloch, rückte ihre runde Hippiebrille zurecht

und kehrte in die Transithalle zurück, umwallt von ihrem weiten T-Shirt wie ein Geist. Der klimatisierte Raum schien ihr eisig.

Wieder studierte sie die Abflugtafel. Keine Ankündigung für Phuket. Sie ging ein paar Schritte. Ihr Blick fiel auf die überall ausgehängten Warnungen – zweisprachig, auf Thai und auf Englisch: Wer innerhalb Thailands im Besitz harter Drogen verhaftet wird, hat mit dem Tod durch Erschießen zu rechnen. Im selben Moment gingen hinter ihr zwei Polizisten vorbei. Kakiuniformen. Gewehre mit geriffeltem Kolben. Sie biss sich auf die Lippen: Alles an diesem verfluchten Flughafen erschien ihr feindselig.

Sie setzte sich und versuchte ihr Zittern unter Kontrolle zu bringen. Zum tausendsten Mal an diesem Vormittag ging sie die Einzelheiten ihrer Reise durch. Sie musste es schaffen. Es war ihre Entscheidung. Ihr Leben. Sie konnte nicht unverrichteter Dinge nach Paris zurückkehren.

Um zwei Uhr nachmittags hob die Maschine nach Phuket endlich ab. Diane hatte fünfeinhalb Stunden verloren.

Erst hier, in Phuket, erkannte sie die Tropen wieder. Es war eine Erleichterung. Bläuliche Wolkenstreifen zogen sich den Horizont entlang, am Himmel blitzten silberne Feuer. Farblose Bäume flimmerten neben der Landebahn, über die der Staub in aufgeschreckten Spiralen wirbelte. Und dann, vor allem, der Geruch. Der Monsungeruch, heiß, drückend, schwer von Früchten, Feuchte und Fäulnis. Die Trunkenheit des Lebens, wenn es die Schwelle überschreitet und Verwesung wird. Diane schloss die Augen vor Entzücken und hätte sich am liebsten auf der Gangway lang ausgestreckt.

Sechzehn Uhr.

Sie hastete zum Schalter der Autovermietung, riss der Angestellten den Schlüssel aus der Hand und lief zu ihrem Wagen. Unterwegs fing es an zu regnen. Zuerst nur ein paar Tropfen, doch gleich darauf folgten wahre Sturzbäche, die auf das

Wagendach hämmerten und einen ohrenbetäubenden Lärm erzeugten.

Gegen die rötliche Schlammflut waren die Scheibenwischer machtlos. Diane klammerte sich mit beiden Händen ans Steuer und fuhr mit der Nase an der Scheibe.

Achtzehn Uhr. Kurz vor Einbruch der Nacht ließ der Wolkenbruch nach, und die Landschaft funkelte im Abendrot. Leuchtend grüne Reisfelder, braune Häuser auf Pfählen, goldene Büffel mit schmalen, spitzen Hörnern. Dazwischen hin und wieder ein ziselierter Tempel mit geschwungenem Dach ... Und über allem der Himmel, von Blitzen gestreift und schwarz marmoriert, über den sich rechts nun ein dunkles Rot ergoss.

Um zwanzig Uhr erreichte sie Takuapa. Erst jetzt begann sie sich zu entspannen. Trotz der Verspätung, trotz der Panik war sie noch in der Zeit.

Sie fand ein Hotel im Zentrum der Stadt, in der Nähe eines hohen Wasserturms, und aß im Freien zu Abend, unter einem kleinen Vordach. Nun fühlte sie sich schon viel besser. Der Regen, der wieder eingesetzt hatte, umhüllte sie mit einer Aura wohltuender Frische.

In diesem Moment tauchten die Mädchen auf. Kleine Mädchen, viel zu grell geschminkt, in kunstledernen, hautengen Miniröcken, die Oberkörper in winzige Tops gezwängt. Diane beobachtete sie. Zehn, zwölf Jahre, älter waren sie nicht. Die hohen Absätze Beleidigungen ihrer kindlichen Gesichter. Am anderen Ende des Saals drängten sich schon die blonden Kolosse, Deutsche oder Australier, massig wie Schlachtvieh, und Diane nahm auf einmal eine Feindseligkeit wahr, die ihr selbst galt – als störte ihre Anwesenheit die Geschäftsbeziehungen zwischen den beiden Parteien.

Ein galliger Geschmack stieg ihr in die Kehle. Noch mit knapp dreißig konnte sie den Gedanken an Sex nicht ertragen, ohne dass ihr ein Abscheu, ein unbezähmbarer Ekel den Hals

zuschnürte. Sie floh in ihr Zimmer ohne einen Blick zurück, ohne das geringste Mitgefühl mit diesen Kindern, die nun der männlichen Gier ausgeliefert waren.

Dann lag sie unter dem Moskitonetz und dachte wieder an ihr Ziel. Kurz bevor sie einschlief, sah sie die Warntafeln vom Flughafen vor sich, die Uniformen der Polizisten, die Kolben ihrer Waffen, und meinte in der Ferne das Klacken eiserner Riegel zu hören und dahinter das Dröhnen eines Hubschraubers

...

Um fünf Uhr morgens war sie wieder auf den Beinen. Von der Übelkeit war nichts mehr zu spüren. Die Sonne schien, das Fenster öffnete sich auf eine üppig blühende Pracht – es war wie der Ausblick durch das Bullauge eines Schiffs auf einen Urwald. Diane war in der Stimmung, notfalls den gesamten Dschungel umzugraben.

Sie machte sich wieder auf den Weg und war am späten Vormittag in Ranong. Genau wie geplant. Sie erspähte das Meer: Es sah eher aus wie ein verschwommener Streifen aus morastigen Tümpeln, die sich zwischen ein Geflecht von Bäumen direkt über dem Wasser schoben. Irgendwo am Ende dieses Wasserlabyrinths verbarg sich die Grenze zu Birma. Ein Fischer erklärte sich wortlos bereit, sie mitzunehmen, und gleich darauf glitten sie durch das schwarze Wasser. Die Hitze, das Licht, die vorüberziehenden grünen Mauern: Mit ausgehörrter Kehle und prickelnder Haut nahm Diane jede Empfindung stoisch hin.

Eine Stunde später erreichten sie eine Landzunge, auf der mehrere Gebäude aus Beton aufragten. Sie setzte einen Fuß auf den Sand und verspürte ein Triumphgefühl wie ein kleines Mädchen: Sie hatte es geschafft. Nirgendwo auf dem Planeten gab es einen Ort, zu dem sie nicht vordringen konnte ...

Vor der Poliklinik tobten Kinder herum, gleichgültig gegen die mittägliche Gluthitze. Diane betrachtete die schwarzen

Mähnen, die dunklen Augen unter den geschwungenen Wimpern. Sie betrat das Hauptgebäude und fragte nach Térésa Maxwell. Der Schweiß rann an ihr herab, und es kam ihr vor, als durchschritte sie einen Spiegel. Einen Spiegel, den sie sich so oft herbeigeträumt hatte, dass er beinahe blind war.

Eine alte Frau erschien, in einen dunkelblauen Pullover gekleidet, aus dem ein breiter weißer Kragen ragte. Modell Tortenheber. Das breite, eigentlich gutmütige Gesicht unter den kurzen grauen Haaren schien zu einer Miene ständigen Argwohns erstarrt. Diane stellte sich vor. Madame Maxwell führte sie durch eine offene Galerie zu einem Büro, das bis auf einen wackligen Tisch und zwei Stühle völlig kahl war.

Diane zog ihre Akte hervor, die sie auf das Wesentliche reduziert hatte. In misstrauischem Ton fragte Térésa: »Haben Sie Ihren Mann nicht mitgebracht?«

»Ich bin nicht verheiratet.«

Das Gesicht verspannte sich. Die Frau musterte den goldenen Nasenring.

»Wie alt sind Sie?«

»Fast dreißig.«

»Sind Sie unfruchtbar?«

»Ich denke nicht.«

Térésa blätterte in den Unterlagen und murmelte vor sich hin: »Ich weiß nicht, was sich die in Paris einbilden ...« Dann sagte sie, lauter, den Blick auf Diane geheftet: »Sie haben eigentlich nicht das richtige Profil, Mademoiselle. Sie sind jung, hübsch, unverheiratet – was wollen Sie hier?«

Diane fuhr auf wie unter Strom. Ihre Stimme war heiser – sie hatte zwei Tage lang kaum gesprochen: »Madame, ich habe fast zwei Jahre gebraucht, um bis zu Ihnen zu kommen. Ich musste einen endlosen Papierkrieg führen, Verhöre über mich ergehen lassen. Man hat in meiner Vergangenheit gewühlt, in meinem Privatleben, hat mein Einkommen überprüft. Ich musste mich ärztlichen Untersuchungen und psychologischen

Tests unterziehen. Ich musste neue Versicherungen abschließen, bin schon zweimal nach Bangkok geflogen und habe ein Vermögen ausgegeben. Heute ist meine Akte absolut in Ordnung, absolut legal. Ich habe soeben zwölftausend Kilometer hinter mich gebracht und muss übermorgen wieder im Büro sein. Also könnten wir jetzt bitte zur Sache kommen?»

In dem Raum aus nacktem Beton trat ein Schweigen ein, das sich qualvoll in die Länge zog. Auf einmal verzog sich das Gesicht der alten Frau zu einem unerwarteten Lächeln. »Kommen Sie«, sagte sie.

Sie durchquerten einen Saal, in dem mehrere Deckenventilatoren rotierten. Vor den Fenstern blähten sich Gardinen, und durch die Luft zogen Schwaden von Karbolsäure, wie von Fieberschüben herbeigeweht. Zwischen den Reihen aus Betten mit eisernen Gitterstäben johlten, liefen, spielten, tobten Kinder aller Altersstufen, während die Aufseherinnen die Lage in den Griff zu bekommen suchten. Die Energie der Kindheit schien sich hier gegen eine süßliche Atmosphäre der Krankheit zu wehren, und tatsächlich wurden Diane bald erschreckende Details bewusst. Verkümmern, Narben, Gebrechen. Dianas Blick fiel auf ein Baby, das weder Hände noch Füße hatte. Térésa Maxwell bemerkte dazu: »Er kommt aus Südindien, jenseits der Andamanen. Fanatische Hindus haben ihn verstümmelt, nachdem sie seine Eltern umgebracht hatten. Moslems.«

Diane verspürte einen neuerlichen Brechreiz, und gleichzeitig kam ihr ein absurder Gedanke: Wie erträgt die Frau bei dieser Hitze einen Pullover?

Térésa ging weiter. Sie kamen in einen zweiten Saal. Wieder nur Betten. Und bunte Luftballons, die durch den Raum schwebten. Die Frau deutete zu einer Traube junger Mädchen hinüber, die sich auf einem einzigen Bett zusammendrängten: »Sie sind vom Volk der Karen. Ihre Eltern sind letztes Jahr in einem Flüchtlingslager bei lebendigem Leib verbrannt. Sie ...«

Diane umklammerte jäh den Arm der Frau, bis ihre Knöchel weiß wurden. »Madame«, flüsterte sie, »ich will ihn sehen. Sofort.«

Die Direktorin lächelte ohne Fröhlichkeit. »Da ist er doch«, sagte sie.

Diane sah sich um und erblickte in einer Ecke des Saals das Ziel ihrer Reise, die Aufgabe ihres Lebens: einen einsamen kleinen Jungen, der mit Bändern aus Krepppapier spielte. Sie erkannte ihn augenblicklich – man hatte ihr Polaroidfotos geschickt. Seine Schultern waren so schwächig, dass man meinen konnte, der Wind müsste ihm helfen, sein T-Shirt zu tragen. Sein Gesicht, viel bleicher als das der anderen, drückte eine intensive, angespannte, beinahe allzu nervöse Konzentration aus.

Térésa Maxwell verschränkte die Arme. »Er wird sechs oder sieben Jahre alt sein, genau lässt sich das nicht sagen. Wir wissen ja überhaupt nichts von ihm, weder seine Herkunft noch seine Geschichte. Wahrscheinlich ist er ein Überlebender eines Lagers. Oder der Sprössling einer Prostituierten. Er wurde in Ranong unter den Bettlern gefunden. Er lallt in einem Kauderwelsch vor sich hin, das hier keiner versteht. Zwei Silben haben wir schließlich herausgehört, die immer dieselben sind, ›lü‹ und ›sian‹. Deswegen nennen wir ihn Lü-Sian.«

Diane versuchte zu lächeln, doch ihre Lippen gehorchten ihr nicht. Sie hatte die Hitze vergessen, die Ventilatoren, ihre Übelkeit. Sie schob ein paar Luftballons zur Seite, trat auf das Kind zu und kauerte sich neben ihm nieder. Dort verharrte sie und betrachtete ihn wie ein Wunder.

»Lü-Sian, ja?«, murmelte sie. »Na, dann werden wir dich doch Lucien nennen.«

KAPITEL 2

Diane Thiberge war einmal ein ganz normales Mädchen gewesen. Ein leidenschaftliches Kind, das sich allem, was es anfang, mit Konzentration und Eifer widmete. Wenn sie spielte, in sich versunken, lag in ihrer Miene so viel Ernst, dass die Erwachsenen Hemmungen hatten, sie zu stören. Wenn sie vor dem Fernseher saß, legte sie eine solche Aufmerksamkeit an den Tag, dass man meinen konnte, sie versuchte ihrem Gedächtnis jedes einzelne Bild einzuprägen. Sogar ihr Schlaf war wie ein Willensakt, eine Hingabe ihrer gesamten Person, als hätte sie sich vorgenommen, morgens munterer und lebhafter denn je aus den Federn zu springen.

Diane wuchs voller Vertrauen heran. Sie ließ sich von den Geschichten wiegen, die man den Kindern abends vor dem Zubettgehen ins Ohr flüstert. Sie betrachtete ihre Zukunft durch trügerische farbige Filter, Zeichentrickfilme, Bilderbücher, Marionettentheater. Ihr Herz war erfüllt von Flaumfedern, und ihre Gedanken kristallisierten sich wie die dicken Schneeflocken im Frühling um glückliche Gewissheiten. Sie wusste, dass es immer einen Prinzen geben würde, der sie entführte, eine Patin, die sie in ein Lichtgewand kleiden würde, wenn es Zeit war für den Ball. Alles stand schon irgendwo geschrieben, man brauchte nur zu warten.

Und Diane wartete.

Doch es waren andere Mächte, die sie mit sich rissen.

Mit zwölf Jahren fühlte sie seltsame Begierden in sich aufsteigen. Sie hatte das Gefühl, als dehnte ihr Körper sich aus und füllte sich mit Verwirrung. Sie empfand keine zarten Sehnsüchte mehr, sondern dunkle, beängstigende Triebe, die einen geheimnisvollen Schmerz in ihre Brust gruben. Sie sprach mit ihren Freundinnen darüber. Die Mädchen grinsten und zuckten die Achseln, und Diane begriff, dass sie genau dieselben Empfindungen erlebten, doch zogen sie es vor, sich

hinter ihren unsicheren Schminkversuchen oder dem Rauch ihrer ersten Zigaretten zu verschanzen. Diane passten solche Ausflüchte nicht. Sie wollte sich der Realität stellen, wie auch immer sie aussah.

Im Übrigen entwickelte sie einen erbarmungslos scharfen Blick. Sie fühlte sich jetzt in der Lage, sofort alle Lügen, alle Kompromisse ihrer Mitmenschen zu entlarven. Die Welt der Erwachsenen stürzte von ihrem Sockel. Die Männer und Frauen, die man ihr stets als Vorbilder präsentiert hatte, erschienen ihr mit einem Mal als verweichlichte, hinterhältige, heuchlerische Feiglinge.

Allen voran ihre Mutter.

Eines Morgens gelangte Diane zu der Erkenntnis, dass die Frau, mit der sie zusammenlebte, sie nicht liebte, von Geburt an nie geliebt hatte. Sybille Thiberge mochte sich noch so sehr anstrengen, ihre Tochter glaubte an die Darstellung der vorbildhaften Mutter nicht mehr. Im Gegenteil, sie empfand immer größeres Misstrauen. Zu blond war sie, zu schön, zu sinnlich. Diane zählte die kleinen Details auf, die sie als Beweise der künstlichen Natur ihrer Mutter nahm, bei der sich alles nur um sie selbst und ihre Verführungskünste drehte. Die Affektiertheit, die sie zur Schau trug, sobald ein Mann ihr schmeichelte, dieses extravagante Lachen, kaum tauchte in der Umgebung ein männliches Wesen auf – das alles war unecht, kalkuliert, geziert. Sie war eine Lüge von Kopf bis Fuß – und das Zusammenleben von Mutter und Tochter eine einzige Verstellung.

Den Beweis bekam sie, als sich der Unfall ereignete, im Juni 1983, als Diane allein von der Hochzeit ihrer Patentante Isabelle Ybert zurückkehrte. Sybille hatte es vorgezogen, am Arm ihres neuesten Liebhabers eigene Wege zu gehen. »Der Unfall.« Die Bezeichnung war keineswegs zutreffend, doch so pflegte Diane das Unglück zu nennen, das ihr in den Gassen von Nogent-sur-Marne zugestoßen war. Noch als Erwachsene

weigerte sich sich, daran zu denken. Geblieben war ihr nur ein Splitter Zeit, in dem Weidenlaub und ferne Lichter blitzten und ein vermummter Kopf keuchte, ganz nah ... Und wenn sie ein Zweifel an der Realität des Ereignisses beschlich, brauchte sie nur die feinen Narben zu betasten, die sich unter ihren Schamhaaren wölbt.

Das Mädchen wusste nicht, wie ein derartiger Alptraum Wirklichkeit hatte werden können, doch eines wusste sie mit Sicherheit: Es war die Schuld ihrer Mutter. Wegen ihres Egoismus, ihrer absoluten Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht mit ihren muskulösen Hinterbacken und der wilden Begierde ihrer Liebhaber zu tun hatte, die einen unheilvollen Kreis um sie zogen. Hatte sie ihre Tochter nicht genau aus diesem Grund allein nach Hause geschickt? Hatte sie nicht Diane einfach vergessen? Der Angriff war der Beweis, der sie überführte, ein für alle Mal.

Diane war knapp vierzehn. Sie erzählte Sybille kein Wort. Ihre Rache schien ihr vollständiger, gelungener, wenn sie ihre Mutter in Unkenntnis des Dramas ließ. Alleinleckte sie ihre Wunden und verschloss ihr Leid über dem Geheimnis. Dafür verlangte sie, mit dem Beginn des nächsten Schuljahrs ins Internat geschickt zu werden. Sybille sträubte sich eine Zeit lang der Form halber, doch dann gab sie der Forderung nach und war in Wahrheit nur zu glücklich, dass sie diese wortkarge Bohnenstange, in der ihr auf amourösem Gebiet allmählich eine Konkurrenz heranwuchs, endlich los war.

Wortkarg, das war Diane allerdings. Weil sie nachdachte. Sie zog Lehren aus ihrem Erlebnis. Die Welt war in Wahrheit nichts als Gewalt, Verrat, Unheil. Das Leben beruhte auf dieser unbezähmbaren Kraft, diesem verhärteten Knoten des Hasses in der Seele jedes Menschen, der sich beim geringsten Anlass entzünden konnte. Diane nahm sich vor, diese Macht zu studieren. Die strukturelle Gewalt der Welt zu begreifen, zu beobachten, zu analysieren.

Sie fasste zwei Entschlüsse.

Der erste: nach dem Abitur Biologie und Ethologie zu studieren – die Wissenschaft vom Verhalten der Tiere. Ihr Spezialgebiet kannte sie bereits: Raubtiere. Und im besonderen die Jagd- und Kampftechniken, mit deren Hilfe die Raubkatzen, Reptilien, ja die Insekten über ihr Revier herrschten und überlebten, indem sie andere vernichteten. Für sie war es eine Möglichkeit, direkt ins Wesen der Gewalt einzutauchen. Einer natürlichen Gewalt, frei von jeglicher Moral und jedem anderen Beweggrund als der einfachen Logik des Lebens. Vielleicht war es auch eine Möglichkeit, ihren »Unfall« zu legitimieren, das Grauen zu lindern, indem sie die Gewalt als solche in eine umfassendere, universalere Logik einordnete.

Soviel zur geistigen Ebene.

Auf der körperlichen Ebene entschied sich Diane für Wing-Tsun.

Wörtlich: »ewiger Frühling«. Wing-Tsun ist die schnellste, effizienteste Variante des Shaolin-Boxens. Eine Technik, die den Nahkampf bevorzugt und angeblich von einer buddhistischen Nonne entwickelt worden war. Mit Beginn des Schuljahrs 1983 schrieb sich Diane an einer Schule nahe ihrem Internat in der Umgebung von Fontainebleau ein. Bereits im ersten Jahr bewies sie ein durchaus ungewöhnliches Talent. Zu dem Zeitpunkt maß sie über eins fünfundsiebzig und wog knapp fünfzig Kilo. Trotz ihrer stangenförmigen Erscheinung legte sie die Geschmeidigkeit einer Akrobatin und eine außerordentliche Muskelkraft an den Tag.

Ihre Lehrer, die sich ihrer Fähigkeiten bewusst waren, boten ihr eine vertiefte Ausbildung an, einschließlich einer Einführung ins *wu-te*, der Tugend der martialischen Disziplin. Diane lehnte ab. Von Philosophie oder gar kosmischer Energie wollte sie nichts hören. Sie hatte nichts anderes im Sinn, als ihren Körper zu schmieden wie eine Waffe, um nie, niemals mehr das junge Mädchen zu sein, das man überrumpeln konnte.

Die Meister, weise und unbeugsame Asiaten, gerieten durch ihre aggressive Reaktion ein wenig aus der Fassung, doch sie hatten eine außerordentliche Kämpferin vor sich, das wussten sie, und Philosophie hin oder her – solche Begabungen waren selten.

Das Training wurde verstärkt. Wettkampf folgte auf Wettkampf. 1986 errang die Schülerin Thiberge den Titel der französischen Jugendmeisterin. 1987 gewann sie bei den Europameisterschaften den silbernen und im Jahr darauf den goldenen Gürtel. Ihre Siege erfolgten blitzschnell. Die Schiedsrichter waren verdutzt und das Publikum ein wenig enttäuscht. Diane, die immer nahe war, immer nach vorn geneigt, wankte nie und hielt den Blick stets auf die Hände ihrer Gegnerinnen geheftet. Während die Mädchen noch nach einer Lücke suchten, lagen sie schon mit beiden Schultern auf dem Boden.

Nichts schien den Aufstieg der jungen Athletin aufhalten zu können. Doch im Jahr 1989 verzichtete Diane auf die Teilnahme an den Wettkämpfen. Sie war knapp zwanzig, und wie durch ein Wunder hatte ihr Gesicht nie einen Schlag abbekommen, ihr Körper nie eine ernsthafte Verletzung davongetragen. Damit wäre es früher oder später vorbei, das wusste sie – und ohnehin, fand sie, hatte sie ihr Ziel erreicht.

Sie war geworden, was sie sich vorgenommen hatte: ein in jeder Hinsicht gefährliches Mädchen, dem man lieber nicht zu nahe kam.

KAPITEL 3

Diane Thiberge hörte damals Frankie Goes to Hollywood, mit einem winzigen Walkman und voll aufgedrehten Bässen. Sie liebte diese Gruppe. Weil sie am Schnittpunkt mehrerer, scheinbar unvereinbarer Richtungen stand, die sie auf geniale

Weise zu einem grandiosen Sound verband.

Schon deshalb, weil sie eine Gruppe knallharter Burschen waren, Straßenjungen direkt aus Liverpool. Außerdem waren sie eine Post-Disco-Band und hatten ein Gefühl für Rhythmik, für Groove entwickelt, der jeden Discobesucher im Handumdrehen mitriss. Schließlich war Frankie eine Schwulen-Band. Und das war das Verrückteste daran: Diese geballte Wucht aus Gebrüll, barbarischen Rhythmen und kämpferischen Parolen kam von einer Bande von Irren, die direkt vom Hof Ludwigs XIII. zu stammen schienen, und diese Kombination verlieh den Musikern eine unglaubliche Leichtigkeit, Beweglichkeit und Wendigkeit, die ihnen niemand so leicht nachmachte. Das fünfte Bandmitglied spielte überhaupt kein Instrument, sondern sang nur, tanzte nur, er war der »Mann in Bewegung« im Hintergrund der Bühne, der unter seiner Lederjacke die Schultern rollen ließ. Diane überlief jedesmal ein Schaudern: Jawohl, Frankie war eine Wahnsinnsband.

Die langen Nächte der Studentin beschränkten sich allerdings mehr oder weniger aufs Musikhören. Sie ging nicht aus, tanzte nicht, traf sich mit niemandem, sondern konzentrierte sich ganz auf ihr Studium der Ethologie, saß allabendlich in ihrer Bude im Viertel Cardinal-Lemoine, vertieft in Konrad Lorenz und Johann von Uexküll, und ernährte sich von Hamburgern.

Aber einmal, an einem Abend, wollte sich Diane doch ins Gewühl stürzen.

Nathalie, die kleine Pest aus dem Biologieseminar, die es verstand, sich alles unter den Nagel zu reißen, was der Fachbereich zu bieten hatte, veranstaltete ein Fest, und Diane wollte hingehen.

Es war der richtige Augenblick: jetzt oder nie.

Der ideale Anlass, um die Probe aufs Exempel zu machen.

Später dachte Diane oft an diese entscheidende Nacht zurück.

Die Ankunft in dem Mietshaus aus Quadersteinen am Boulevard Saint-Michel, die Stille im Treppenhaus, der Velours-

teppich auf den Stufen. Dann das dumpfe Hämmern der Bässe, das aus einem der oberen Stockwerke drang. Sie versuchte ihr rasendes Herz zu besänftigen, das synkopisch zu den tiefen Rhythmen von oben schlug, und umklammerte den eisigen Hals der Champagnerflasche, die sie eigens besorgt hatte. Als sie oben vor der Wohnung stand, war der rhythmische Lärm so ohrenbetäubend, dass er die breite lackierte Holztür aus den Angeln zu sprengen drohte. Die hören mich nie, dachte sie, während sie auf die Klingel drückte.

Doch beinahe augenblicklich ging die Tür auf, und ein Schwall Musik quoll heraus. Diane erkannte sofort die Stimme von Holly Johnson, dem Sänger von Frankie, der brüllte: »RELAX! DON'T DO IT!« Das war ein günstiges Vorzeichen: Ihre geliebte Band, ihr Fetisch, begleitete sie bei der Prüfung. Eine Dunkelhaarige mit knochigen Gesichtszügen unter einem übertrieben grellen Make-up wippte auf der Türschwelle auf und ab. Nathalie-die-Medusa in Person.

»Diane!«, schrie sie. »Das ist ja supertoll, dass du kommst ...«

Diane lächelte über die Lüge, während Nathalie sie von Kopf bis Fuß musterte. Diane trug eine schwarze Weste mit Perlmuttknöpfen und eine enganliegende lange Hose aus dunklem Molton – diesem Stoff, der damals unumschränkt über die Körper junger Mädchen herrschte. Im Übrigen war sie in einen riesigen wattierten Mantel gehüllt, der ebenfalls schwarz war.

»Bist du mit Schlafanzug und Bettdecke gekommen?«, fragte Nathalie grinsend.

Diane fasste mit Daumen und Zeigefinger das schwarze Taftkleid des Mädchens an.

»Ist doch ein Kostümfest, oder?«

Nathalie brach in Gelächter aus. Sie nahm ihr die Champagnerflasche ab und forderte sie brüllend auf: »Komm rein. Tu deine Sachen in das Zimmer da hinten.«

Drinnen tobte das Fest. Nachdem Diane ihren Mantel abge-

legt hatte, bezog sie in der Nähe des Buffets Stellung, dem traditionellen Ankerplatz für alle, die niemanden kennen. Sie hatte sich vorgenommen, keinen Alkohol anzurühren, um einen klaren Kopf zu behalten, was auch immer geschah. Doch nach einer Stunde Langeweile war sie bereits beim dritten Glas angelangt. Sie nippte in kleinen Schlucken, während sie zur Tanzfläche hinüberschaute.

Die Uhr lief.

Zwar hatte Diane mit Festen dieser Art nicht viel Erfahrung, doch der rituellen Zyklen, die dabei abliefen, war sie sich jedenfalls bewusst. Um Mitternacht begann das Vorspiel. Die Mädchen tanzten, wirbelten herum, stellten sich mit übertriebenen Hüftschwüngen und Schütteln ihrer langen Mähnen zur Schau, während die Jungen sich im Hintergrund hielten, verstohlene Blicke warfen, mit flotten Sprüchen den Kontakt einleiteten ...

Um zwei Uhr morgens begann eine neue Phase, das Fest begann zu brodeln, die Musik nahm an Lautstärke zu. Der Alkohol überwand jede Hemmung, alle Hoffnungen waren erlaubt. Die Jungen schritten zur Tat, brüllten über die Menge hinweg, suchten sich ihre Beute. Wieder war es Frankie, der die Menge bis zur Raserei aufpeitschte. *Two Tribes*. Ein Protestsong gegen den Krieg, unterlegt von einem wilden Beat, von dem Diane jede einzelne Note, jeden einzelnen Riff kannte.

Nun überließ auch sie sich der Musik. Sie stürzte sich ins Gewühl und verbarg, so gut es ging, ihre heuschreckenartigen Gliedmaßen. Sie bemerkte etliche Blicke in ihre Richtung und traute ihren Augen nicht. Schüchtern über alle Maßen, wusste sie doch, dass sie selbst noch mehr einschüchterte. In den meisten Fällen hielten ihre Schönheit, ihre Lockenmähne und ihre enorme Größe alle Kandidaten in gebührendem Abstand. Aber an diesem Abend war es anders: Ein paar ganz besonders Verwegene wagten es tatsächlich, sie anzusprechen.

Sie spürte jetzt, wie ihr Körper sich in leichten Spiralen auflöste und über dem Hämmern des Schlagzeugs schwebte, zwischen den anderen kreiste. In diesem Augenblick griff ein Typ nach ihrer Hand und wollte einen Rock 'n' Roll tanzen. Auf allen Tanzflächen der Welt gibt es immer einen, der sich in den Kopf setzt, jedem beliebigen Rhythmus irgendwelche komplizierten Schritte aufzuzwingen. Diane wich sofort zurück. Der andere ließ sich nicht abschrecken. Abwehrend hob sie beide Handflächen. Nein. Sie tanzte keinen Rock 'n' Roll. Nein. Sie ließ sich von keinem bei der Hand nehmen. Sie ließ sich überhaupt von niemandem irgendwo anfassen. Der Typ fing an zu lachen und verschwand in der Menge.

Einen Moment lang stand sie da wie versteinert und starrte auf ihre Hand, als hätte sie sich bei der Berührung verbrannt. Sie wankte, wich zurück bis zur Wand und ließ sich daran zu Boden gleiten. Neben sich fand sie ein halb volles Glas. Sie leerte es in einem Zug und hielt sich krampfhaft daran fest, reglos. Die Trauer überwältigte sie. Die erlebte Szene brachte ihr wieder die grausame Wahrheit zu Bewusstsein: Sie konnte nicht die geringste Berührung ertragen. Keine Liebkosung, nicht einmal ein flüchtiges Streifen ihrer Haut. Jedweder Körperkontakt war ihr unerträglich.

Um drei Uhr morgens nahm die Musik eine esoterische Wendung: *O Superman* von Laurie Anderson. Ein eigenartiges Wiegenlied, durchsetzt von hypnotisierendem Seufzen. Es war die Stunde der letzten Chancen. Im Halbdunkel waren nur noch ein paar vereinsamte Gestalten übrig, die sich im Rhythmus dieses Singsangs wiegten. Ein paar hartnäckige Jäger und ein paar arme Mädchen, die sich nicht geschlagen geben wollten.

Diane musterte die aufgelösten Gesichter, die schwankenden Schatten und hatte den Eindruck, sie betrachtete ein von Verwundeten und Sterbenden übersätes Schlachtfeld. Sie ging ihren Mantel holen und strich dann unauffällig entlang dem von leeren Flaschen überquellenden Büffet zur Wohnungstür.

Im Geist war sie bereits draußen, stellte sich die kalte Luft vor, die sie wieder so weit ausnüchtern würde, dass sie über ihr Scheitern ausgiebig nachdenken konnte.

In diesem Augenblick spürte sie zwei Hände, die sich von hinten um ihre Taille legten.

Sie fuhr herum, an das Büffet gelehnt, gespannt wie ein Bogen.

Drei Kerle umringten sie und verströmten intensiven Alkoholdunst.

»He, Leute, da gibt's tatsächlich noch was abzusahnen ...«

Einer der Angreifer streckte von neuem die Hände nach ihr aus. Diane entzog sich ihm mit einem Hüftschwung und drehte sich wieder zum Tisch. Sie legte ihren Mantel ab, erspähte ein volles Glas und tat, als wollte sie trinken. Einen Augenblick lang dachte sie, die drei hätten aufgegeben, doch ein alkohol-schwerer Atem hauchte ihr in den Nacken. Das Glas zerbarst zwischen ihren Fingern. Eine Scherbe trug Lippenstiftspuren. Diane drückte ihre Handfläche darauf und spürte, wie ihr das Glas ins Fleisch schnitt.

»Haut ab, lasst mich in Ruhe«, murmelte sie.

Die Burschen hinter ihr rückten glucksend näher.

»Oh-oh, zieren wir uns?«

Heiße Tränen traten ihr in die Augen und rannen ihr unter der Brille hervor über die Wangen. Langsam und deutlich sagte sie sich: Tu's nicht. Aber einer der Betrunkenen gab jetzt saugende Geräusche von sich, direkt in ihr Ohr, und lallte etwas von Miesen und Würsten und Pelz, und sie dachte wieder: Tu's nicht. Aber sie hatte bereits die Brille abgelegt und ihre Mähne zu einem Knoten geschlungen. Während sie noch mit ihrem Haar beschäftigt war, hatte einer der Burschen eine Hand unter ihre Weste geschoben, sie spürte die Wärme seiner tastenden Finger auf ihrer Brust, während eine feixende Stimme säuselte: »Mach mich nicht an, Süße, sonst ...«

Das Knacken eines gebrochenen Kiefers blendete kurz die

Musik von *Art of Noise* aus.

Der Typ wurden gegen den Kamin geschleudert und prallte mit dem Gesicht gegen eine Marmorkante. Diane hatte ihm einen Schlag mit dem Ellenbogen versetzt – *jang tow*. Noch einmal dachte sie: NEIN, doch gleichzeitig schoss ihre Hand vor und wie ein Rammbock in die Rippen des zweiten Gegners, die ein trockenes Splittern von sich gaben. Er landete auf dem Büffet, das unter Getöse zusammenbrach.

Diane rührte sich nicht mehr. Eines der Grundprinzipien von Wing-Tsun ist der äußerst sparsame Gebrauch von Kraft und Atem. Der letzte Angreifer hatte sich aus dem Staub gemacht. Erst jetzt wurde sie sich der entgeisterten Mienen, des verlegenen Raunens ringsum bewusst. Sie setzte ihre Brille wieder auf. Sie war selbst befremdet – nicht von ihrer Gewalttätigkeit oder dem Skandal. Sondern von ihrer eigenen Ruhe.

Irgendwo hinter ihr fing Nathalie zu kreischen an: »Bist du jetzt komplett durchgeknallt, oder was?«

Diane drehte sich langsam zu ihr um und erklärte: »Tut mir leid.«

Sie durchquerte das Zimmer, dann wiederholte sie über die Schulter, schreiend: »Tut mir leid!«

Der Boulevard Saint-Michel war genau so, wie sie gehofft hatte.

Menschenleer. Eisig. Hell erleuchtet.

Diane marschierte unter Tränen, gedemütigt und erleichtert zugleich. Jetzt hatte sie den Beweis, auf den sie gewartet hatte. Den Beweis, dass ihr Leben für immer genau so verlaufen würde: außerhalb des Kreises, fern von den anderen. Und wieder dachte sie an das Ereignis, mit dem alles begonnen hatte, diese grausame Szene, die ihre natürlichsten Impulse zerstört und rund um ihren Körper eine Festung errichtet hatte: unsichtbar, unverständlich – und uneinnehmbar.

Sie sah die Weiden wieder vor sich, die Lichter.

Sie spürte den Knebel aus Gras im Mund, den Atem unter der

Vermummung.

Und sie sah auch mit einer Aufwallung von Hass das Gesicht ihrer Mutter – doch dann lächelte sie müde: An diesem Abend hatte sie nicht mehr die Kraft, irgendjemanden zu hassen. Sie erreichte die Place Edmond-Rostand, im Brunnen spiegelten sich die Lichter, und links von ihr raschelte leise das freundliche Laub des Jardin du Luxembourg. Spontan reckte sie sich und berührte mit den Fingerspitzen die Blätter an den Ästen, die über das schwarz-goldene Gitter hingen.

Mit einem Mal fühlte sie sich so leicht, dass sie meinte, nie wieder fallen zu können.

Dies geschah am Samstag, dem 18. November 1989. Diane Thiberge war soeben zwanzig geworden, aber sie wusste: Ihr Leben als junges Mädchen hatte sie für immer begraben.

KAPITEL 4

»Brauchen Sie etwas?«

»Nein, danke.«

»Sicher nicht?«

Diane sah auf. Die Stewardess – blaues Kostüm und purpurnes Lächeln – bedachte sie mit einem mitfühlenden Blick. Einem Blick, der sie endgültig in Harnisch brachte. Sie mühte sich damit ab, die Fleischstücke des »Juniormenüs« zu zerkleinern, das man dem kleinen Jungen kurz nach dem Start in Bangkok vorgesetzt hatte, aber das Plastikbesteck verbog sich unter ihren Fingern, und mit ihren hektischen Gesten brachte sie nichts weiter fertig, als das Essen in der Schüssel zu zermanschen. Sie hatte das Gefühl, alle beobachteten sie und weideten sich an ihrer Ungeschicktheit, ihrer Nervosität.

Die Stewardess ging weiter. Diane hielt dem Jungen wieder einen Bissen hin. Er weigerte sich, den Mund zu öffnen. Das

Blut schoss ihr in die Wangen, und sie fühlte sich vollkommen hilflos. Wieder dachte sie an den Anblick, den sie bot mit ihrem hochroten Kopf, ihren zerzausten Haaren und ihrem schwarzäugigen kleinen Jungen. Wie oft hatten die Stewardessen genau diese Szene schon beobachtet? Aufgelöste, desorientierte Europäerinnen, die ihr künftiges Schicksal mit nach Hause nahmen?

Die blaue Gestalt tauchte wieder auf. »Bonbons vielleicht?«

Diane lächelte angestrengt. »Nein, wirklich: Es ist alles bestens.«

Wieder versuchte sie dem Jungen einen Bissen einzuflößen, doch es war vergeblich. Das Kind starrte unverwandt auf den Bildschirm, auf dem ein Zeichentrickfilm lief. Sie sagte sich, dass eine verweigerter Mahlzeit keine Staatsaffäre ist, schob das Tablett beiseite und setzte Lucien die Kopfhörer auf. Dann zögerte sie. Sollte sie den englischsprachigen Kanal einstellen? Den französischen? Oder einfach nur Musik? Alles verunsicherte sie, selbst das geringste Detail. Sie entschied sich für den Musikkanal und stellte behutsam die Lautstärke ein.

Die Tablett wurden eingesammelt, und im Flugzeug kehrte Ruhe ein. Die Beleuchtung war gedämpft, Lucien döste bereits. Diane streckte ihn auf den beiden freien Sitzen neben ihr aus, dann machte sie es sich selbst bequem und breitete die Decke der Fluggesellschaft über sich. Auf Langstreckenflügen war ihr dies sonst die liebste Stunde: die gedämpfte Beleuchtung, der flimmernde Bildschirm in der Ferne, die Passagiere reglos, zusammengekauert wie Kokons unter ihren Decken und ihren Kopfhörern ... Dann schien alles zu treiben, zwischen Schlaf und Höhe zu schweben, irgendwo über den Wolken.

Diane lehnte den Kopf zurück und zwang sich zur Reglosigkeit. Nach und nach entspannten sich ihre Muskeln, die Schultern sanken herab, und eine tiefe Ruhe strömte durch ihre Adern. Mit geschlossenen Augen ließ sie auf dem schwarzen Hintergrund ihrer Lider die einzelnen Etappen vorüberziehen,

die sie hierher geführt hatten, an diesen entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens.

Die sportlichen Leistungen und mondänen Erfolge lagen weit zurück. Im Jahr 1992 hatte Diane *cum laude* in Verhaltensforschung promoviert. Ihre Doktorarbeit trug den Titel »Die Jagdstrategien und die Strukturierung des Reviers bei den großen Raubtieren im Nationalpark Massai Mara, Kenia«. Gleich danach hatte sie für mehrere private Stiftungen gearbeitet, die für die Erforschung und den Schutz der Natur erhebliche Summen ausgaben. Diane war durch Schwarzafrika, Südostasien und Indien gereist, vor allem durch Bengalen, wo sie an einem Programm zur Rettung des Tigers im Gebiet der Sundarbands mitarbeitete. Außerdem hatte sie eigenverantwortlich eine einjährige Studie über das Verhalten der kanadischen Wölfe durchgeführt, die sie beobachtet und bis an die Grenze der Nordwestterritorien, des nördlichsten Landesteils, begleitet hatte.

Sie führte nun das Leben einer Forschungsreisenden, immer unterwegs und immer allein, der Natur so nahe wie möglich und letztlich weitgehend im Einklang mit den Träumen ihrer Kindheit. Entgegen allen Erwartungen, trotz ihres Traumas und ihrer geheimen Defizite hatte Diane eine Art von Glück gefunden, das sie mit niemandem teilte, und war stark durch ihre Unabhängigkeit.

Aber im Jahr 1997 sah sie ein neues schicksalhaftes Datum auf sich zukommen: Auf einmal wurde sie sich bewusst, dass sie bald dreißig war.

An sich bedeutete der dreißigste Geburtstag nichts. Vor allem nicht für ein Mädchen wie Diane: Dank ihrer Konstitution und Körpergröße und ihrem Leben in der freien Natur war sie gegen den Zahn der Zeit besser gefeit als ihre Altersgenossinnen. Doch aus biologischer Sicht war die Zahl drei eine Schwelle. Als Biologin, Expertin für die Wissenschaft vom

Leben, wusste sie, dass sich der weibliche Fortpflanzungsapparat von diesem Zeitpunkt an unmerklich zurückzubilden beginnt. Den Sitten und Gebräuchen der Industrieländer zum Trotz sind die weiblichen Geschlechtsorgane darauf angelegt, schon sehr früh zu funktionieren, wie die jugendlichen Mütter in Afrika – kaum älter als fünfzehn – beweisen, denen Diane so häufig begegnet war. Das Überschreiten der Schwelle rief ihr symbolisch eine ihrer tiefsten Erkenntnisse in Erinnerung: Sie würde nie ein Kind haben. Aus dem einfachen und einleuchtenden Grund, weil sie nie einen Mann haben würde.

Doch zu diesem Verzicht war sie nicht bereit. Sie machte sich auf die Suche nach Lösungen. Sie besorgte sich mehrere Fachbücher und vertiefte sich beklommen in die Welt der Reproduktionsmedizin. Da gab es zunächst die künstliche Befruchtung. In ihrem Fall musste sie eine Insemination mit Spendersamen ins Auge fassen. Das Spermienpellet käme von einer Samenbank und würde ihr während der fruchtbarsten Phase des Menstruationszyklus entweder durch den Gebärmutterhals oder direkt in den Uterus injiziert. Das bedeutete, dass die Ärzte mit spitzen, krummen, eiskalten Instrumenten in sie eindringen würden, dass die Substanz eines Fremden sich in ihren Bauch einschleichen und in ihre physiologischen Abläufe eingreifen würde. Sie stellte sich vor, wie ihre Organe – Gebärmutter, Eileiter, Eierstöcke – reagierten, im Kontakt mit dem »Fremden« in Aktion traten ... Nein. Niemals. Für sie wäre das nichts anderes als eine klinische Vergewaltigung.

Sie befasste sich mit einer anderen Möglichkeit, der In-vitro-Fertilisation, und las, dass ihr dabei durch Punktion Follikel entnommen und im Reagenzglas künstlich befruchtet würden. Der Gedanke, dass der Vorgang außerhalb ihres Körpers stattfand, in der Sterilität eines Operationssaals, erschien ihr zunächst verlockend. Doch sie las weiter: Nach erfolgter Befruchtung werden ein oder mehrere Embryonen durch die Vagina in die Gebärmutter implantiert. Diane stockte und

begriff, wie blind sie schon wieder gewesen war. Was hatte sie sich denn vorgestellt: dass sich auch die Schwangerschaft in der Retorte abspielen würde, gut geschützt hinter Milchglas? Dass sie zusehen könnte, wie der Embryo nach und nach heranwuchs, als vergeistigte Mutation?

Ihre hartnäckige Phobie errichtete eine Wand, eine unüberwindliche Mauer zwischen ihr und jedem Kinderwunsch. Ihr Körper, ihre Gebärmutter würden sich für immer gegen ihre natürliche Funktion, die wunderbare Entwicklung eines Kindes wehren. Diane versank in einer tiefen Depression. Eine Zeit lang verbrachte sie in einem Sanatorium, danach zog sie sich in die Villa zurück, die Charles Helikian, der Ehemann ihrer Mutter, am Mont Ventoux im Luberon besaß.

Dort, unter gluthießer Sonne und beim Zirpen der Grillen, fasste sie einen neuen Entschluss. Wenn ihr jeder biologische Versuch verwehrt war, wollte sie es auf anderem Weg versuchen: Adoption. Dieser Ausweg erschien Diane als der bei weitem bessere, denn er war eine echte moralische Verantwortung und nicht der zweitklassige Versuch, die Natur nachzuahmen. In ihrer Lage war diese Entscheidung die einzig vernünftige und die ehrlichste. Gegenüber sich selbst ebenso wie dem Kind gegenüber, das ihr Leben teilen würde.

Im Herbst 1997 unternahm sie die ersten Schritte. Zuerst versuchte man sie mit allen Mitteln von ihrem Vorhaben abzubringen. Auf dem Papier hatten auch Unverheiratete das Recht zur Adoption. In der Praxis jedoch war es sehr schwierig, in ihrer Situation, die auf eine homosexuelle Orientierung hindeuten könnte, die Genehmigung des Jugendamts und der Adoptionsvermittlungsstelle zu bekommen. Diane ließ sich jedoch nicht entmutigen, sondern stellte ihr Dossier für einen Genehmigungsantrag zusammen. Es folgten monatelange Gespräche, Nachforschungen, Prüfungen – das Verfahren drehte sich im Kreis und führte nie zu irgendeinem Ergebnis.

Fast eineinhalb Jahre nach ihrer ersten Anfrage war sie noch

immer keinen Schritt weitergekommen. Ihr Stiefvater bot ihr an, sich für sie zu verwenden. Er könne, meinte er, ihren Antrag ein wenig befördern. Diane lehnte rundheraus ab. Diese Intervention stellte eine – wenn auch indirekte – Einmischung ihrer Mutter in ihr Leben dar. Dann besann sie sich. Sie durfte nicht zulassen, dass ihre Ängste und ihr Zorn ein so wichtiges Vorhaben vereitelten. Was Charles Helikian wirklich unternahm, erfuhr sie nie, doch einen Monat später hatte sie die Genehmigung der Adoptionsstelle.

Nun musste sie nur noch ein Waisenhaus finden, das ihr ein Kind anvertraute – Diane hatte sich immer vorgestellt, dass sie einen kleinen Jungen aus einem fernen Land adoptieren würde. Sie wandte sich an zahlreiche Organisationen, die Waisenhäuser in allen Teilen der Welt unterstützten, und fühlte sich wieder einmal verloren. Und wieder trat ihr Stiefvater als Vermittler auf den Plan. Als gelegentlicher Sponsor ließ er der Stiftung Boria-Mundi, die mehrere Waisenhäuser in Südostasien finanzierte, alljährlich eine bedeutende Summe zukommen. Falls Diane einverstanden sei, sich an diese Stiftung zu wenden, könnten die letzten Schritte sehr schnell über die Bühne gehen.

Drei Monate später suchte sie das Waisenhaus von Ranong auf, nachdem sie schon zuvor zweimal nach Bangkok geflogen war, um alle administrativen Hürden hinter sich zu bringen. Charles hatte die Auswahl des Mündels überwacht und dabei besonders den Umstand berücksichtigt, dass Diane, anders als die meisten Adoptivmütter, ein Kind von mehr als fünf Jahren bei sich aufnehmen wollte. Im allgemeinen ziehen Adoptiveltern ein Neugeborenes vor, weil sie davon ausgehen, dass dem Säugling die Anpassung leichter fällt. Diane widerstrebte dies, ja, sie empfand einen regelrechten Abscheu: Die Vorstellung, dass manche Waisen, die ohnehin alles verloren haben, zum Überfluss auch noch das Pech haben, dass sie schon zu groß sind oder zu spät ausgesetzt wurden, brachte sie ganz

selbstverständlich dazu, sich gerade für die Übriggebliebenen zu interessieren ...

Auf einmal schreckte der kleine Junge neben ihr auf. Diane öffnete die Augen und stellte fest, dass die Kabine des Flugzeugs von hellem Sonnenlicht erfüllt war, und sie begriff, dass sie zur Landung ansetzten. In jäher Panik drückte sie das Kind an sich und spürte, wie die Maschine auf der Rollbahn aufsetzte. Es waren nicht der Kontakt der Reifen mit dem Asphalt, es waren ihre eigenen Träume, die sich jetzt an der Wirklichkeit rieben.

KAPITEL 5

Neben vielen guten Vorsätzen, die sie gefasst hatte, war Diane auch fest entschlossen, vom ersten Tag an ihre Arbeitszeit einzuhalten. Sie wollte Lucien so rasch wie möglich an den Alltag gewöhnen. Zu der Zeit war sie mit der Niederschrift eines Berichts über »die zirkadianen Rhythmen der Großräuber im Nationalpark Hwange in Zimbabwe« beschäftigt, der dringend fertig werden musste, damit sie beim WWF International, der sich bereits an der Finanzierung ihrer Expedition nach Südafrika beteiligt hatte, neue Mittel beantragen konnte. Aus diesem Grund begab sie sich allmorgendlich ins Institut für Verhaltensforschung an der Universität, wo man ihr ein kleines Zimmer in der Nähe der Bibliothek zugewiesen hatte, damit sie ihre wissenschaftlichen Quellen leicht überprüfen konnte.

Zur Betreuung ihres Sohnes hatte Diane eine junge Thailänderin engagiert, die an der Sorbonne studierte, tadellos französisch sprach und für den sanften und zärtlichen Umgang mit einem Kind wie geschaffen schien. In der ersten Woche hielt sich Diane an ihren Entschluss. Um neun Uhr morgens ging sie aus dem Haus und kam um sechs Uhr abends zurück.

Doch bereits am folgenden Montag geriet ihre Disziplin ins Wanken: Sie machte sich jeden Morgen später auf den Weg und kam abends immer früher nach Hause. Ihren Vorsätzen zum Trotz zog sie ihre Anwesenheit zu Hause von Tag zu Tag in die Länge – als wäre sie frisch verliebt und könnte von den schönen Stunden nie genug bekommen.

Es war die reine Seligkeit.

Die Angst vor ihrer neuen Aufgabe als Adoptivmutter schwand in dem Maß, wie das Lächeln des Jungen strahlender wurde und seine kindliche Lebhaftigkeit über seine anfängliche Furcht die Oberhand gewann. Mit ausdrucksvollen Gesten, Grimassen, Gelächter gelang es ihm, sich verständlich zu machen, und er schien mühelos in seine neue Haut als Stadtbewohner zu schlüpfen. Diane stimmte ihm zu, antwortete ihm auf Französisch und versuchte ihr Staunen zu verbergen, so gut es ging.

So oft hatte sie sich diesen kleinen Jungen vorgestellt, dass sie sich letztlich ein Traumbild geschaffen hatte. Aber jetzt war das Kind leibhaftig da, und alles war anders. Es war ein realer Junge, mit einem realen Gesicht, einem realen Temperament. In seiner Anwesenheit zerplatzten alle ihre Vermutungen wie Seifenblasen. Lucien hatte sich mühelos aus der imaginären Gussform, die sie ihm geknetet hatte, befreit und bot ihr stattdessen die ganze Vielschichtigkeit, die ganze Lebendigkeit seines Wesens, unerwartet, überraschend und immer vollkommen richtig – weil vollkommen wahr.

Besonders bezaubernd war die Stunde des abendlichen Bads. Diane wurde nicht müde, diesen schmalen Körper zu betrachten, den weißen Rücken, dieses Knochengerüst, das ihr so zart erschien, als bestünde es aus lauter Vogelknöchelchen, aber bebend vor Energie. Sie bewunderte diese milchweiße Haut, die an Vollkommenheit grenzte, so verschieden von der Haut der anderen Kinder aus dem Waisenhaus, unter der bläuliche Adern pulsierten und feine Organe zu erkennen waren. Sie

dachte an ein Küken, dessen lebenstrotzende Gestalt soeben aus seiner dünnen Schale geschlüpft ist.

Ein weiterer Augenblick reiner Kontemplation war das Zuhett-Gehen, wenn Diane im Halbdunkel des Kinderzimmers eine Geschichte erzählte. Lucien brauchte nie sehr lang, um einzuschlafen, und dann war sie an der Reihe, sich von den zarten Empfindungen, die sie unter den Fingerkuppen spürte, einlullen zu lassen. Diese durchdringende Wärme der Haut. Dieses kaum merkbare Auf und Nieder der atmenden Brust. Und diese Haare, die so fein waren, dass sie eine besondere Aufmerksamkeit von den Fingern zu verlangen schienen – ein verborgenes Talent des Berührens. Woher hatte er solche Haare, aus welchem genetischen Dickicht? Er war so ganz anders: Das war das Gefühl, das immer wiederkehrte, wenn sie ihn in der Dunkelheit betrachtete. Anders. Jedes Merkmal, jedes Detail dieses kleinen Körpers erinnerten sie an den fernen Ursprung des Kindes und brachten es ihr doch nahe, vereinten es mit ihr in ihrer Pariser Einsamkeit.

Luciens Persönlichkeit erhob sich wie ein gläsernes Bauwerk, das im Lauf der Tage sein inneres Gerüst, seine Windungen, seine Höhen preisgab. Sie hatte sich immer vorgestellt, Lucien wäre ein aufgeregtes, unruhiges, unberechenbares Kind, doch er war im Gegenteil von einer verwirrenden Sanftmut und Freundlichkeit. Trotz seiner Urwaldmanieren – er aß mit den Fingern, sträubte sich heftig gegen das Waschen, versteckte sich, sobald es nur an der Tür läutete – verfügte er im Grunde seines Herzens über eine Sensibilität und Intuition, die Diane entzückten. Warum sollte sie es leugnen – Lucien ähnelte in jeder Hinsicht dem Jungen, den sie selbst zur Welt hätte bringen wollen.

Die Essenz von allem, was ihr Entzücken erregte, fand Diane in einer ganz besonderen, außergewöhnlichen Beschäftigung, zu der sie ihn so häufig wie möglich aufforderte: wenn Lucien tanzte und sang. Aus Lust, aus Spiel, aus natürlicher Begabung

äußerte ihr Adoptivsohn seine Gefühle bei jeder Gelegenheit auf diese Weise. Nachdem sie diese seine Leidenschaft entdeckt hatte, kaufte sie ihm einen leuchtend roten Kassettenrekorder mit einem zitronengelben Mikrofon. Von nun an nahm der Junge sich jedesmal auf und trommelte dabei auf einem improvisierten Schlagzeug. Der Höhepunkt der Vorstellung war ein originelles Ballett: Unvermutet spreizte sich ein Bein in einem spitzen Winkel vom Körper ab, seine Hand zupfte an einem imaginären Schleier, dann drehte sich die ganze Gestalt im Kreis, nur um mit neuem Schwung wieder loszulegen. Aus einer kauernenden, gekrümmten Stellung schnellte der kleine Körper in die Höhe und öffnete sich wie die Flügel eines Skarabäus, um sich gleich darauf im Rhythmus zu wiegen.

Bei einer dieser zügellosen Tanzvorführungen wagte es Diane, sich zu beglückwünschen. Nie hätte sie sich eine so große Seligkeit auch nur im Traum vorgestellt. Innerhalb von drei Wochen hatte sie zu einer Heiterkeit, einer inneren Gelassenheit gefunden, nach der sie sich jahrelang gesehnt hatte. Zum ersten Mal in ihrem Leben stand sie im Begriff, eine Tat zu vollbringen, die ihr ganz persönliches Dasein anging.

In diesem Augenblick fiel ihr Blick auf die roten Ziffern an ihrem Quarzwecker mit der Datumsangabe.

Montag, der 20. September.

Auch wenn alles noch so wunderbar lief, stand ihr ein schrecklicher Termin bevor, der sich unmöglich noch länger hinausschieben ließ.

Das Abendessen bei ihrer Mutter.

KAPITEL 6

Die gepanzerte Tür öffnete sich vor einer schlanken Gestalt. Die Dielenbeleuchtung ließ ihren Haarknoten im Nacken in einem goldenen Lichthof schimmern. Bei ihrem Anblick erstarrte Diane auf der Türschwelle. Sie hielt den schlafenden Lucien in den Armen.

»Schläft er?«, flüsterte Sybille Thiberge. »Komm herein, zeig ihn mir.«

Diane trat einen Schritt vor und hielt gleich darauf wieder inne. Aus dem Salon drang Stimmengewirr.

»Bist du nicht allein mit Charles?«

Ihre Mutter warf ihr einen verlegenen Blick zu. »Charles hat für heute Abend ein wichtiges Essen geplant, und ...«

Diane machte auf dem Absatz kehrt und wollte wieder gehen, doch Sybille hielt sie mit jener Mischung aus Autorität und Sanftheit, die ihr so teuer war, am Arm fest. »Was tust du? Bist du verrückt?«, fragte sie.

»Ein Essen im Familienkreis, hast du gesagt.«

»Es gibt Zwänge, denen man sich nicht entziehen kann. Sei nicht albern, komm herein.«

Trotz des Halbdunkels konnte Diane die Züge ihrer Mutter sehr genau erkennen. Fünfundfünfzig Jahre, und noch immer sah sie aus wie eine slawische Puppe mit ihren blonden Brauen und ihrem zerzausten Goldhaar, wie auf einem sowjetischen Propagandaplakat. Sie trug ein chinesisches Kleid – eingewebte Vögel auf schwarzem Grund –, das ihrer zarten, rundlichen Gestalt schmeichelte. Ein schmaler Schlitz öffnete sich über ihren makellosen Brüsten, die nie korrigiert worden waren – Diane wusste es. Fünfundfünfzig Jahre, und dieses Geschöpf rückte noch immer keinen Zollbreit von der Sinnlichkeit ihrer Jugend ab. Diane fühlte sich auf einmal magerer, ausgezehrter denn je.

Mit hängenden Schultern ließ sie sich hineinführen, doch

währenddessen murmelte sie mit einem Blick auf Lucien: »Wenn du ihn bei Tisch auch nur mit einem Wort erwähnst, schlage ich dich zusammen.«

Ihre Mutter ging auf die gewalttätige Sprache ihrer Tochter gar nicht ein, sondern nickte nur. Diane folgte ihr durch einen sehr langen Flur, vorbei an einer Flucht geräumiger Zimmer, auf die sie keinen Blick warf; sie kannte sie ohnehin auswendig. Die exotischen Möbel, die ihre Schatten auf baldachinartige Kelims warfen, zeitgenössische Gemälde mit gewagten Farben und abstrakten Formen an strahlend weißen Wänden und in den Winkeln hinter niedrigen Tischen diskrete Lämpchen, die mit ihrem gedämpften Licht wie Wächter des puren Luxus wirkten.

In einem hellen Zimmer voller Seide und Tüll hatte Sybille ein Bett aus bemaltem Holz hergerichtet, und Diane beschlich auf einmal der Verdacht, dass ihre Mutter anscheinend Gefallen an der Großmutterrolle gefunden hatte. Doch sie wollte an diesem Abend die Waffen ruhen lassen. Sie beglückwünschte sie zu der gelungenen Ausstattung und legte Lucien behutsam ins Bett. Für einen kurzen Moment standen die beiden Frauen einträchtig vor ihm und betrachteten ihn.

Als sie das Zimmer verließen, verfiel Sybille sofort in ihr übliches Geplapper: Gesellschaftsklatsch und Anweisungen bezüglich des Abendessens. Diane hörte nicht zu. Auf der Schwelle des Salons drehte die kleine Frau sich um und musterte die Kleider ihrer Tochter. Ihre Miene drückte Bestürzung aus.

»Was?«, fragte Diane.

Sie trug einen sehr kurzen Pullover, eine extrem weite Leinwandhose, die sich nur durch Reibung auf ihren Hüften hielt, und eine Jacke aus schwarzen Kunstfedern.

»Was?«, wiederholte sie. »Was ist denn?«

»Nichts. Ich sagte soeben, dass ich dich einem Minister gegenüber gesetzt habe. Einem amtierenden.«

Diane zuckte die Achseln. »Ich pfeife auf die Politik.«

Sybille pflichtete mit einem Lächeln bei, während sie die Tür zum Salon öffnete. »Sei provokant, witzig, dumm, was du willst. Aber mach bitte keinen Skandal.«

Die Gäste saßen in ziegelroten Sesseln und nippten an einem Aperitif von derselben Farbe. Die Männer waren grauhaarig, alt, laut. Ihre verhuschten Gattinnen trugen einen stummen Konkurrenzkampf aus, indem sie einander und ihre Altersunterschiede einschätzten – Wassergräben voller Krokodile. Diane seufzte: Der Abend versprach tödlich zu werden.

Jedoch traf sie auch die eher komischen kleinen Schrullen ihrer Mutter wieder an, so die Musik von Led Zeppelin, die gedämpft irgendwo im Hintergrund lief – seit ihrer wilden Jugend hörte Sybille ausschließlich Hardrock und Free Jazz – und das seltsame Glasfaserbesteck, mit dem der Tisch gedeckt war: Ihre Mutter war allergisch gegen Metall. Und was das Essen betraf, so war sie sicher, dass es im Wesentlichen aus einem süßsauren Gericht bestehen würde, denn ihre Mutter pflegte sämtliche Speisen mit Honig zu würzen.

»Mein Kleines! Komm mich begrüßen!«

Mit einem Lächeln trat Diane auf ihren Stiefvater zu, der ihr beide Hände entgegenstreckte. Klein und untersetzt, erinnerte Charles Helikian an einen Perserkönig. Er war von dunkler Hautfarbe und trug einen Kinnbart, seine abstehenden krausen Haare ballten sich wie Gewitterwolken um seinen Schädel und standen in merkwürdigem Einklang mit seinen dunklen Augen. »Mein Kleines«: Der Mann bestand auf dieser Anrede. Warum »Kleines«, wenn Diane alles andere als klein und darüber hinaus dreißig Jahre alt war? Und warum »mein«, nachdem Charles sie kennengelernt hatte, als sie bereits ein junges Mädchen von vierzehn Jahren gewesen war? Ein Rätsel. Sie hatte allerdings schon lange aufgegeben, sich mit diesen sprachlichen Koketterien zu befassen, und winkte ihm mit einer freundschaftlichen Geste zu, ohne sich zu ihm hinunter-

zubeugen. Charles protestierte nicht: Er wusste, dass seine Stieftochter jeglichem Gefühlsüberschwang abgeneigt war.

Man ging zu Tisch. Wie immer beherrschte Charles mit seiner Eloquenz die Unterhaltung. Diane hatte diesen vorläufig letzten Gefährten ihrer Mutter, der rasch ihr offizieller Stiefvater geworden war, von Anfang an akzeptiert. In seinem Berufsleben war der Mann eine herausragende Erscheinung. Er war als Betriebspsychologe tätig gewesen und hatte sich dann auf sehr viel diskretere Beraterische Aktivitäten bei Wirtschaftsbossen und Spitzenpolitikern verlegt. Welcher Art seine Ratschläge und sonstigen Unternehmungen waren, hatte Diane nie begriffen. Sie wusste nicht, ob Charles sich etwa mit einer Stilberatung seiner Kunden begnügte oder ob er im Gegenteil an ihrer Stelle das Unternehmen leitete, was ebenso gut möglich war.

Im Grunde waren ihr sein Beruf und sein Erfolg ohnehin gleichgültig. Sie bewunderte Charles wegen seiner menschlichen Qualitäten, seiner Großzügigkeit, seiner humanistischen Überzeugungen. Als ehemaliger Linksaktivist setzte er sich über die Widersprüche hinsichtlich seines Vermögens und seiner gesellschaftlichen Stellung mühelos hinweg. Er lebte in dieser luxuriösen Wohnung, führte aber nach wie vor altruistische Reden, in denen er für die Macht des Volkes und soziale Gerechtigkeit eintrat. Er schreckte nicht davor zurück, nach wie vor die klassenlose Gesellschaft oder die Diktatur des Proletariats zu verherrlichen, die doch die meisten Völkermorde und Repressionen des zwanzigsten Jahrhunderts nach sich gezogen hatten. In seinem Mund gewannen diese geächteten Begriffe ihre einstige Faszinationskraft zurück – zweifellos deshalb, weil sich der Mann im Grunde seines Herzens einen Glauben, eine Aufrichtigkeit, eine Jugend bewahrt hatte, die noch immer intakt waren.

Diane empfand eine geheime Sehnsucht nach solchen Idealen, die sie selbst nie gekannt, die aber die Generation ihrer

Mutter in Begeisterung versetzt hatten. Sie war wie jemand, der nie eine Zigarette angerührt hat, aber den aromatischen Duft von Tabakrauch schätzt. Massakern, Unterdrückung und Ungerechtigkeiten zum Trotz hatte sie sich nie von einer eigenartigen Faszination für die revolutionäre Utopie befreien können. Und wenn Charles den Kommunismus mit der Inquisition verglich, wenn er erklärte, die Menschen hätten sich der schönsten aller Hoffnungen bemächtigt und sie in einen Kult des Grauens verwandelt, dann lauschte sie ihm mit großen Augen, wie das ernsthafte kleine Mädchen, das sie einst gewesen war.

An diesem Abend drehte sich das Gespräch um die unendlichen, glorreichen, immensen Perspektiven der neuen Kommunikationsformen und insbesondere des Internet. Charles war nicht damit einverstanden: Hinter dem technischen Flitterwerk, sagte er, lauere eine neue Art der Entfremdung, die nur zu noch größerem Konsumverhalten und weiterem Verlust an Realitätsbewusstsein und menschlichen Werten beitragen werde.

Die Tischgenossen stimmten ihm bereitwillig zu. Diane musterte sie: Diesen Unternehmern und Politikern war das Internet und seine potenzielle Macht der Entfremdung zweifellos gleichgültig, nicht anders als Charles. Sie waren um des Vergnügens willen hier – sie wollten sich ungewöhnliche, mit Feuereifer vorgetragene Ansichten anhören, wollten sich von diesem Zigarrenraucher einwickeln lassen, der sie an ihre Jugend erinnerte und an den Zorn, den sie sich und ihrer Umgebung selbst hin und wieder vorspielten, aber längst nicht mehr empfanden.

Der Minister ihr gegenüber sprach sie unvermutet an: »Ihre Mutter sagte, Sie seien Ethologin?«

Der Mann hatte ein schiefes Lächeln, eine Adlernase und flinke Augen, die an japanische Algen erinnerten.

»Das ist richtig.«

Der Politiker lächelte in die Runde, als wollte er um Nach-

sicht bitten.

»Ich muss gestehen, dass ich nicht weiß, was das ist«, sagte er.

Diane senkte den Blick und spürte, wie sie rot wurde. Ihr Arm war schräg gegen die Tischkante angewinkelt. In gleichmütigem Tonfall erklärte sie: »Ethologie ist die Wissenschaft vom Verhalten der Tiere.«

»Und welche Tiere studieren Sie?«

»Wilde. Reptilien, Raubvögel, Raubkatzen. Eigentlich alle Raubtiere.«

»Das ist aber kein sehr ... weibliches Gebiet.«

Sie schaute auf. Sämtliche Blicke waren auf sie gerichtet.

»Das kommt darauf an. Bei den Löwen jagen zum Beispiel nur die Weibchen. Das Männchen bleibt bei den Jungen zurück, um sie vor Angriffen von anderen Rudeln zu beschützen. Die Löwin ist zweifellos das mörderischste Geschöpf der Savanne.«

»Das klingt ja schauerlich ...«

Diane nahm einen Schluck Champagner. »Im Gegenteil«, sagte sie. »Das ist einfach eine Seite des Lebens.«

Der Minister stieß ein kehliges Lachen aus. »Das unausrottbare Klischee vom Leben, das sich vom Tod nährt ...«

»Ein Klischee wie jedes andere: Es wartet nur auf eine Gelegenheit, sich zu bestätigen.«

Nach ihren Worten trat ein unangenehmes Schweigen ein. Sybille ließ ein hektisches Lachen hören: »Das soll Sie aber nicht daran hindern, mein Dessert zu kosten!«

Diane warf ihr einen spöttischen Blick zu und bemerkte ein nervöses Zucken im Gesicht ihrer Mutter, während sie Teller und kleine Löffel verteilte. Doch der Politiker hob die Hand: »Eines möchte ich aber doch noch wissen.«

Die Tischrunde erstarrte augenblicklich, und Diane begriff, dass der Mann während des gesamten Essens für die anderen nie aufgehört hatte, ein Minister zu sein. Er sah sie an und

fragte: »Warum tragen Sie denn diesen Ring in der Nase?«

Diane breitete die Hände aus; in ihren Ringen aus getriebenem Silber funkelte das Kerzenlicht. »Um mit der Menge zu verschmelzen, nehme ich an.«

Die Gattin des Ministers, zu seiner Rechten, beugte sich zwischen zwei Kerzen vor und sagte: »Wir gehören sichtlich nicht zur selben Menge!«

Diane leerte ihr Glas. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie zuviel getrunken hatte. An den Minister gewandt sagte sie: »Von allen Zebrarassen sind einige immer noch sehr weit verbreitet. Wissen Sie, welche?«

»Selbstverständlich nicht.«

»Die Zebras, die am ganzen Körper durchgehend gestreift sind. Die anderen sind ausgestorben: Ihre Fellzeichnung war nicht ausreichend, um den stroboskopischen Effekt zu erzeugen, wenn sie durch das Gras rannten, und bot also keine ausreichende Tarnung.«

Der Minister bekundete sein Befremden: »Was hat das mit Ihrem Nasenring zu tun? Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich will damit sagen, dass eine Tarnung komplett sein muss, damit sie die gewünschte Wirkung erzielt.«

Sie stand auf und entblößte dabei ihren gepiercten Bauchnabel: Ein horizontaler Dorn steckte darin, an dem ein funkeln-der Ring hing. Der Minister lächelte und rückte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Seine Gattin lehnte sich mit verschlossener Miene zurück. Ein verlegenes Murmeln erhob sich rings um den Tisch.

Diane stand nun in der Diele. Lucien schlief noch immer: In eine Wolldecke gehüllt, hielt sie ihn in den Armen.

»Du bist unmöglich. Man kann es nicht anders sagen. Völlig unmöglich«, zischte ihre Mutter leise.

Diane öffnete die Tür. »Was hab ich denn gesagt?«

»Das sind wichtige Leute. Sie dulden dich an ihrem Tisch,

und du ...«

»Du irrst dich, Mama. Ich bin es, die sie duldet. Hattest du mir nicht ein Essen im Familienkreis versprochen?«

Sybille schüttelte konsterniert den Kopf.

»Auf jeden Fall«, fuhr Diane fort, »frage ich mich, was sie gesagt hätten ...«

Die Mutter zupfte an ihren blonden Strähnen herum. »Wir müssen miteinander reden. Essen wir miteinander zu Mittag.«

»Genau. Essen wir miteinander. Mach's gut.«

Im Treppenhaus lehnte sie sich an die Wand und verharrte ein paar Sekunden lang reglos. Endlich konnte sie wieder atmen. Sie spürte den warmen Körper ihres Kindes, und der bloße Kontakt beruhigte sie. Sie fasste einen weiteren Entschluss: Um jeden Preis musste sie Lucien von dieser künstlichen Welt fernhalten. Und, noch wichtiger, von ihrem eigenen Zorn, der noch absurder war als diese gesellschaftlichen Ereignisse.

»Kann ich ihn sehen?«

Charles stand in der erleuchteten Türöffnung. Er trat näher, um das schlafende Gesicht zu betrachten.

»Wie hübsch er ist.«

Sie nahm den Geruch ihres Stiefvaters wahr – eine Mischung aus Rasierwasser und Zigarrenrauch. Ein Unbehagen erfasste sie.

Charles fuhr Lucien sacht mit der Hand über die Haare.

»Am Ende wird er dir ähnlich sehen«, sagte er.

Sie löste sich, ging auf die Treppe zu und murmelte: »Na gut. Ich gehe zu Fuß, den Aufzug ertrage ich nicht.«

»Warte.«

Charles hielt sie jäh am Arm fest und zog ihr Gesicht zu sich. Sie wich zurück, doch es war zu spät: Die Lippen des Mannes hatten ihren Mund gestreift. Blitzartig überwältigte sie ein unbezähmbarer Abscheu.

Rückwärts stieg sie ein paar Stufen hinunter, die Augen tra-

ten ihr aus den Höhlen. Charles blieb reglos vor der Wohnungstür stehen. Seine Stimme war nur noch ein Hauch: »Ich wünsche dir viel Glück, mein Kleines.«

Diane huschte die Treppe abwärts, leichter als eine Spinne.

KAPITEL 7

Wie ein Wasserfall sausten die Lichter des Tunnels vorüber.

Diane dachte an Science-Fiction-Filme, an Verfolgungsjagden in beleuchteten unterirdischen Gängen, an Flammenwerfer, die einen gleißenden Feuerstrahl spien. Mit durchgedrücktem Gaspedal raste sie auf der äußersten linken Spur des Boulevard Périphérique dahin, die Gedanken wirr und noch umnebelt vom Alkohol.

Ihre einzige Verbindung zur Realität schien ihr das Steuer zwischen ihren Händen. Sie fuhr einen Toyota Landcruiser, einen Geländewagen mit Allradantrieb, den sie nach Abschluss einer Expedition nach Afrika übernommen hatte: Er war riesig, mit Überrollbügeln und Kuhfänger, aber inzwischen eine alte Kiste, die nicht mehr als hundertzwanzig Stundenkilometer zustande brachte. Trotzdem hing Diane an dem Wagen.

Sie schoss aus dem Tunnel hervor und geriet wieder in den Platzregen, der mit metallischem Prasseln auf das Wagendach hämmerte. Automatisch warf sie einen Blick in den Rückspiegel, den sie so eingestellt hatte, dass sie Lucien sehen konnte. Er schlief reglos in seinem Kindersitz.

Sie konzentrierte sich auf die Straße. Wie immer war sie an der Porte d'Auteuil auf die Umgehungsautobahn eingebogen und fuhr jetzt auf die Porte Maillot zu. Es war ein Umweg, aber Diane zog es vor, das Straßengewirr im sechzehnten Arrondissement zu vermeiden. Tausendmal hatte ihr Stiefvater versucht, ihr den Weg zu erklären, tausendmal hatte sie darauf verzichtet,

die labyrinthischen Windungen zu begreifen. Woraufhin Charles in sein sonores Gelächter auszubrechen pflegte und aufgab.

Charles.

Was hatte dieser Kuss zu bedeuten? Sie verscheuchte die Erinnerung daran, spie sie regelrecht aus, und beugte sich vor, um die regengepeitschte Straße besser zu sehen. Warum hatte er das getan? War das nur eine seiner Schrullen, Teil irgendeiner Rolle, die er glaubte übernehmen zu müssen? Nein, dieser Kuss hatte mit seinen üblichen Koketterien nichts zu tun. Er bedeutete etwas anderes. Im Übrigen war es das erste Mal, dass er sich ihr in dieser Weise näherte.

In Sturzbächen schwappte der Regen über die Scheibe. Die Scheibenwischer arbeiteten auf Hochtouren, doch vergeblich – Diane sah so gut wie nichts. Wieder blickte sie in den Rückspiegel. Lucien schlief noch immer selig. Das Licht der Natrium dampflampen zog in gelben Streifen über sein Gesicht. Der Anblick beruhigte sie. Dieser kleine Junge war fortan ihr Schicksal, er verlieh ihr eine Kraft, die sie sich nicht zugetraut hätte. Nichts anderes zählte mehr in ihrem Leben.

Als sie den Blick wieder auf die Straße richtete, stockte ihr der Atem.

Direkt vor ihr, in der Wasserwand des Wolkenbruchs, tauchte ein Lastwagen mit Anhänger auf, der quer über die vier Fahrbahnen schlingerte und offensichtlich die Kontrolle verloren hatte.

Diane trat auf die Bremse. Der Laster rammte die Leitplanke auf dem Mittelstreifen, riss mit einem schrillen Kreischen einzelne Blechteile ab und wurde mit Wucht zurückgeschleudert, während der Anhänger sich quer stellte. Die Fahrerkabine vollführte eine Dreivierteldrehung und prallte von neuem gegen die Leitplanke, diesmal mit der rechten Seite. Ein blechernes Dröhnen übertönte den Lärm des Regens, Funken garben sprühten, während die Scheinwerfer des Ungetüms

durch den Regen fegten.

Diane wollte schreien, aber der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken. Sie stand mit dem Fuß auf der Bremse, doch statt zu verlangsamen, schoss der Wagen wie ein Blitz vorwärts. Diane war wie gelähmt. Die Räder hatten blockiert und rasten ohne Bodenhaftung mit voller Geschwindigkeit dahin. Das Ungetüm vor ihr drehte sich unterdessen um die eigene Achse.

Der Toyota war nur noch wenige Meter von ihm entfernt. Diane versuchte mit mehrmaligem kurzem Antippen des Bremspedals das Aquaplaning zu beenden – doch es war zwecklos, der Wagen fuhr stur geradeaus. Dieser Augenblick schien kein Ende zu nehmen.

Sie sah sich schon gegen die Blechwand prallen, sah sich sozusagen durch den Aufprall hindurchfliegen. Sah sich durch das Metall brechen und sich im Fahrgestell des Lastwagens verkeilen. Sah sich tot, zermalmt, zerschmettert in einem Meer von Blut, Fleisch, Eisenteilen.

Endlich drang ein Aufschrei aus ihrer Kehle, und sie riss im letzten Augenblick jäh das Steuer nach links.

Der Wagen rammte die aufgerissene Leitplanke. Der Zusammenstoß nahm ihr den Atem. Ihr Kopf schlug gegen den Rückspiegel, und es wurde ihr schwarz vor den Augen, während im selben Moment ein gleißendes Licht in ihrem Inneren aufflammte.

Eine Weile verging. Ein Orgelpunkt, herausgelöst aus der Zeit. Diane hustete, würgte, spuckte blutigen Schleim. Dumpf begriff sie – begriff ihr Körper: Sie lebte noch.

Sie schlug die Augen auf. Das durchsichtige Gebilde, das ihr entgegenragte, war nichts anderes als die durch die Verformung der Karosserie zusammengedrückte Windschutzscheibe. Sie versuchte den Kopf zu bewegen und löste damit ein Geriesel von Glasscherben aus. Ihr Nacken war in der Hecktür eingeklemmt, die abgerissen und wie ein Halseisen auf ihren Schultern gelandet war. Durch den Schmerz fühlte Diane eine

neue Furcht in sich aufsteigen. Etwas stimmte nicht: Die Windschutzscheibe war nicht gesprungen. Woher stammten die Glasscherben?

Ihr erster bewusster Gedanke galt Lucien. Sie blickte zurück, und es verschlug ihr den Atem: Der Kindersitz war leer.

Wo Lucien gewesen war, lagen Tausende winziger Glasscherben auf dem Rücksitz, durchsetzt mit Blutspuren. Durch die geborstene Scheibe drang der Regen herein und durchnässete den Bezug des Kindersitzes mit den aufgedruckten Bären. Mit zerkratzten Händen tastete Diane nach ihrer Brille, fand sie mit gesprungenen Gläsern und setzte sie auf, und sie bestätigte ihr die schlimmsten Befürchtungen: Der Junge war nicht mehr im Wagen. Die Kollision hatte ihn durch die hintere Scheibe auf der Beifahrerseite hinausgeschleudert.

Mühsam löste Diane ihren Sicherheitsgurt. Mit der Schulter stemmte sie sich gegen die Tür und befreite sich. Draußen stürzte sie der Länge nach in eine Pfütze und riss sich dabei an einer Kante der Leitplanke die Jacke auf. Trotz ihrer Verwirrung nahm sie nasses Gras und den Geruch von verbranntem Fett wahr. Sie rappelte sich auf und ging hinkend auf die Straße zu. Scheinwerfer zerrissen die Nacht. Huptöne überlagerten schreiende, zeternde Stimmen. Sie konnte nichts Genaues erkennen. Mit Ausnahme von Benzinpfützen auf der Straße, die unter den Lichtern von Autos und Laternen wie regenbogenfarbene Scherben schillerten.

Sie wankte, als sie endlich die Einzelheiten der Apokalypse wahrnahm. Den Lastwagen, der sich wie ein umgekehrtes V über die gesamte Breite der Ringstraße erstreckte. Das grelle Firmenzeichen auf der regengepeitschten Plane. Der Fahrer, der aus der Kabine stolperte und sich mit beiden Händen den Kopf hielt, die Arme blutüberströmt. Aber Lucien sah sie nicht. Nirgends die geringste Spur von ihm.

Sie ging noch weiter, auf den Anhänger zu. Nach ein paar Schritten blieb sie stehen wie angewurzelt. Sie hatte einen

Schuh von Lucien entdeckt, einen roten Tennisschuh, und dann, ein paar Meter weiter, sah sie ihn selbst. Das war er. Direkt unter der Kupplung des Lastzugs, eingeklemmt unter der Hydraulik des Anhängers, halb verdeckt von herausgerissenen Kabeln und austretenden Dampfwolken. Diane erkannte jetzt alle grausamen Einzelheiten. Den kleinen Schädel, der in einer dunklen Lache lag, den Körper, der bis zur Mitte unter Blechteilen steckte, die warme Wolljacke, getränkt von Regen und Benzin ... Diane nahm ihre letzten Kräfte zusammen und ging auf ihn zu.

»Gehen Sie nicht hin ...«

Eine Hand hielt sie auf.

»Gehen Sie nicht hin. Sie sollten sich das nicht ansehen.«

Diane musterte den Mann verständnislos. Links von ihr ertönte eine zweite Stimme: »Sie können ohnehin nichts mehr für ihn tun ...«

Unter dem prasselnden Regen lösten sich die Töne auf. Sie erfasste den Sinn der Worte nicht. Eine dritte Stimme erhob sich: »Ich habe alles mit angesehen ... Du lieber Himmel ... Dass Ihnen nichts passiert ist, grenzt an ein Wunder ... Offenbar hat Sie der Gurt gerettet ...«

Nun begriff Diane auf einmal, was das bedeutete. Sie schüttelte die Hände ab, die sie halten wollten, und wankte zu ihrem Wagen zurück. Sie umrundete das Fahrzeug und stützte sich an der heißen Karosserie ab, bis sie bei der rechten hinteren Tür des Toyota angelangt war. Mit aller Kraft zog sie am Türgriff und brachte sie schließlich auf, beugte sich hinein und betrachtete den von Glasscherben übersäten Kindersitz.

Unversehrt lag der Gurt neben dem Sitz.

Diane hatte den Jungen nicht angeschnallt.

Aus Nachlässigkeit hatte sie ihr Kind umgebracht.

In ihren Eingeweiden brach ein tobender Sturm los. Zuckende Blitze. Ein Abgrund elektrischer Spannung.

Der Boden hob sich ihr entgegen: Sie fiel auf die Knie.

Sie hatte keinen Gedanken, kein Bewusstsein, keine Empfindung mehr. Sie hörte nur noch das dumpfe Hämmern ihrer geballten Fäuste, die ihr auf den Kopf, ins Gesicht schlugen, während Blut und Regen an ihr herabrannen.

KAPITEL 8

Der Raum auf der Intensivstation war auf drei Seiten verglast und ging auf einen Flur hinaus, der seinerseits von den gläsernen Wänden der anderen Räume gebildet wurde. Diane saß im Dunkeln. Sie trug einen Kittel und eine papierne Haube samt Gesichtsmaske und starrte vollkommen reglos auf das verchromte Bett. Als stünde sie in seiner Gewalt. In der Gewalt dieses von Kabeln und Apparaten gespickten metallenen Bettgestells, in dem Lucien lag.

Aus dem Mund des Kindes ragte ein Intubationsschlauch, der mit einem Beatmungsgerät verbunden war. In seiner rechten Hand steckte eine Infusionskanüle, die elektronisch gesteuert wurde und damit, wie man ihr erklärt hatte, rund um die Uhr auf den Milliliter und die Sekunde genaue Injektionen erlaubte. In seinem linken Arm maß ein Katheter den Blutdruck, während eine in der Dunkelheit rubinrot leuchtende Klemme an einem Finger seine Reaktion auf die »Sauerstoffsättigung« ermittelte.

Irgendwo unter der Bettdecke, unsichtbar für Diane, hafteten Elektroden an seinem Körper und überwachten den Herzschlag. Ebenfalls nicht zu sehen – zum Glück – waren die beiden Dränageschläuche, die unter dem dicken Kopfverband herausragten. Reflexartig wanderten ihre Augen zu dem Bildschirm, der links vom Bett hing. In leuchtendem Grün kündeten Wellenlinien und Zahlenangaben von den physiologischen Aktivitäten des Organismus, dessen Gehirn im Koma lag.

Diane betrachtete den Bildschirm und dachte an eine Kapelle. An einen Ort der Sammlung und Andacht, an die brennenden Kerzen vor den Heiligenbildern, dem Tabernakel ... Diese Leuchtkurven und Ziffern, das waren ihre Kerzen. Votivlichter, in die sie all ihre Hoffnung, ihre Gebete legte.

Beinahe jede Minute des Tages verbrachte sie in diesem Zimmer auf der neurochirurgischen Kinderstation der Necker-Klinik. Seit dem Unfall hatte sie praktisch nicht geschlafen und nicht gegessen. Sie hatte jedes Beruhigungsmittel abgelehnt. Sie tat nichts anderes, als wieder und wieder ihre Erinnerungen abzuspuhlen – alles, was sich nach der Kollision ereignet hatte, jede Minute, jedes Detail.

Das Eintreffen des ersten Rettungswagens unterbrach ihre rasende Verzweiflung.

Erst in diesem Augenblick hörte sie auf, sich zu schlagen, und starrte dem Feuerwehrauto entgegen, das sich mit heulenden Sirenen einen Weg durch das Chaos der aufgestauten Wagen bahnte. Rot. Chromblitzend. Bestückt mit eisernen Apparaturen. Uniformierte Feuerwehrmänner sprangen heraus, während sich auf der Standspur bereits ein Polizeiauto näherte. Die Feuerwehr kümmerte sich um den Verkehr. In phosphoreszierenden orangeroten Jacken sperrten die Beamten die Fahrbahnen ab und lenkten den Strom der Autos auf die äußerste rechte Spur – die einzige, die der Lastwagen mit Anhänger nicht blockierte.

Diane hatte sich aufgerichtet und stand neben ihrem Toyota. Die Feuerwehrleute stießen sie grob beiseite und begannen sofort, ihren Wagen mit Schaum zu besprühen. Diane stand verstört herum und fühlte sich umringt von einer immer zahlreicheren Menge von Autofahrern, raunenden Stimmen und dem Prasseln des Regens. Aber sie hörte nichts als ihre eigenen Worte, die auf sie einhämmerten: Ich habe mein Kind umgebracht. Ich habe mein Kind umgebracht ...

Sie drehte sich zu dem Lastwagen um und erblickte zwischen den kapuzenverhüllten Gestalten, die der Lichtschein aus dem Tunnel beleuchtete, einen Mann in Lederkluft, der von der Stelle kam, wo ihr Kind eingequetscht war. Instinktiv ging sie auf ihn zu. Der Feuerwehrmann beugte sich in die Kabine seines Fahrzeugs und griff nach dem Funkgerät. Als Diane nur noch wenige Meter von ihm entfernt war, hörte sie ihn ins Mikrofon rufen:

»Einsatzleitung, Porte de Passy, der aktuelle Stand ... Wo bleibt der Notarzt, verdammt!«

Durch den nadelscharfen Regen trat sie näher. Der Mann brüllte: »Es gibt ein Opfer. Ein Kind. Ja ... Es atmet noch, aber ...«

Der Feuerwehrmann beendete den Satz nicht, sondern warf das Funkgerät in den Wagen zurück und stürzte auf die Ambulanz zu, die in diesem Moment aus dem Regen auftauchte. Diane erkannte die phosphoreszierenden Buchstaben an der Seite: *SAMU de Paris, SMUR, Necker 01*. Ein Ruck ging durch alle Fasern ihres Körpers. Noch eine Sekunde zuvor war sie dahingetrieben, versteinert und leer, wie tot. Jetzt nahm sie jedes Detail auf und sah mit rasendem Herzen, wie die Sanitäter vom Notfall-Rettungsdienst mit großen Rucksäcken herbeieilten. Eine Hoffnung. Es gab eine Hoffnung!

Sie heftete sich an ihre Fersen und kam so unbemerkt an der Reihe der Polizisten vorbei. Sie drückte sich dicht an die Fahrerkabine des Lastwagens. Auf dem Asphalt hatte sich ein riesiger Teppich aus Öl und Benzin gebildet, dem der Regen nichts anhaben konnte. Darüber waberten Benzindämpfe im orangegelben Licht. Die Männer beugten sich alle über dieselbe Stelle. Von ihrem Kind sah Diane nichts mehr.

Sie trat näher und zwang sich, genau hinzusehen. Sie zitterte am ganzen Leib, doch eine innere Kraft hielt ihren Blick im Bann, und schließlich entdeckte sie die schwächliche Gestalt. Ihre Beine gaben nach, als sie den verletzten Kopf in einer

Blutlache liegen sah. Zwischen ausgerissenen Haaren erkannte sie eine sichelförmige Wunde, klaffend und blutig rot. Sie fiel auf die Knie nieder, und in dieser Stellung sah sie einen Mann, der unter dem Fahrgestell des Lastwagens, neben Lucien, kauerte und in ein Funkgerät brüllte: »Okay. Wir haben eine Gehirnprellung, wahrscheinlich bilateral. Ja. Ich brauche dringend einen Kinderarzt. Absolut dringend! Haben Sie das notiert?«

Diane biss die Zähne zusammen. Die Worte gruben sich in ihren Körper ein. Der Notarzt kroch unter dem Wagen hervor. Unter seinem Parka trug er einen weißen Kittel.

»Ohne Bewusstsein, ja ... Glasgow-Komaskala ...« Mit blitzartiger Geschwindigkeit beugte er sich nieder und öffnete die Augen des Kindes, betastete die Halsschlagader, fühlte den Puls: »... eins.« Noch einmal öffnete er die Augen des Jungen. »Ich bestätige: Glasgow-Komaskala eins. Ist der Kinderarzt unterwegs?«

Nach einem raschen Blick auf Luciens rechten Arm fügte er hinzu: »Außerdem eine offene Fraktur des rechten Ellenbogens.« Er schob die blutigen Haare beiseite. »Eine Wunde an der Kopfhaut, nicht schwer. Weitere Meldung über die Lage in zehn Minuten.«

Neben ihm riss ein Sanitäter den Klettverschluss eines Rucksacks auf, während ein anderer gefaltete Decken zwischen das Kind und die verbogenen Bleche schob. Zum Schutz vor dem Regen breiteten Feuerwehrleute Plastikplanen darüber. Von Diane nahm keiner Notiz.

Der Arzt massierte nun Luciens Unterkiefer, während er behutsam seinen Hals entblößte. Ein Sanitäter schob ihm eine Halskrause unter den Nacken, die der Arzt mit einer raschen Geste verschloss.

»Okay. Wir intubieren.«

In der Hand hatte er auf einmal einen durchsichtigen Schlauch, den er in den halb geöffneten Mund schob. Der

zweite Sanitäter legte bereits einen Katheter in Luciens linkes Handgelenk. Die Männer arbeiteten mit routinierten, beinahe reflexartigen Gesten, diktiert von der Dringlichkeit der Situation und ihrer Erfahrung.

»Was tun Sie denn hier?«

Diane schaute auf. Der Arzt ließ ihr keine Zeit, etwas zu sagen – als hätte er die Antwort, trotz des Regens, schon in ihrem Blick gelesen, in der hilflosen Verzweiflung ihrer Augen.

»Wie alt ist er?«, fragte er.

Sie stammelte erst einen unverständlichen Satz, dann wiederholte sie, lauter und artikulierter, um das Trommeln des Regens auf der Plane zu übertönen: »Sechs oder sieben.«

»Sechs oder sieben?«, brüllte der Arzt. »Soll das ein Witz sein?«

»Er ist ein Adoptivkind. Er ... er ist erst seit kurzem bei mir. Seit ein paar Wochen.«

Der Arzt setzte zu einer Entgegnung an, doch dann überlegte er es sich anders. Er knöpfte Luciens Jacke auf, hob seinen Pullover hoch. Der Anblick traf Diane wie ein Faustschlag in den Magen: Der Oberkörper war schwarz. Sie brauchte etliche Sekunden, bis sie begriff, dass es kein Blut war, sondern Öl. Mit einer Kompresse säuberte der Arzt die Haut des Brustkorbs. Ohne aufzuschauen, fragte er: »Gibt es eine Vorgesichte?«

»Was meinen Sie?«

Der Arzt legte Elektroden an der nackten Brust des Jungen an. »Krankheiten? Irgendwelche gesundheitlichen Probleme?«, knurrte er.

»Soweit ich weiß, nein.«

Er schloss Kabel an die Elektroden an.

»Haben Sie ihn gegen Tetanus impfen lassen?«

»Ja, vor zwei Wochen.«

Er reichte die Kabel dem zweiten Sanitäter, der sie sofort in die Rückseite eines schwarz bespannten Apparates einsteckte. Der Arzt hatte unterdessen eine Manschette um den Oberarm des Jungen gelegt, um den Blutdruck zu messen. Ein Piepen ertönte. Der Arzt reichte dem Sanitäter zwei weitere Kabel, die dieser mit einem anderen Apparat verband.

In dem Augenblick tauchte ein Feuerwehrmann auf, der riesige Stoffhandschuhe und einen gepolsterten Parka trug. Hinter ihm schob sich ein Lastwagen im Rückwärtsgang langsam näher. »RETTUNGSDIENST« stand an der Seitenwand. Andere Gestalten kamen, in den Händen barbarische Geräte, die mit pneumatischen Schläuchen verbunden waren, schoben hydraulische Winden und Spreizer auf Karren herbei, während sich andere in feuerfesten Overalls im Halbkreis aufstellten, Feuerlöscher und Schläuche in der Hand – die Vorbereitung zu einem regulären Angriff.

»Kann's losgehen?«

Der Arzt, dem der Schweiß auf der Stirn stand, gab keine Antwort. Das reißende Geräusch weiterer Klettverschlüsse war zu hören. Ein Sanitäter hielt einen Bildschirm in der Hand, auf dem nun grüne Linien und Zahlen aufleuchteten. Sie bewegten sich – und für Diane war es wie ein Wunder: Auf diesem Monitor oszillierte die Sprache des Lebens.

Luciens Leben.

Der Feuerwehrmann brüllte: »Scheiße, Mann, können wir jetzt loslegen oder nicht?«

Der Arzt hob den Blick zu dem gepolsterten Feuerwehrmann. »Nein«, sagte er, »ihr könnt nicht loslegen. Wir müssen auf den Kinderarzt warten.«

»Ausgeschlossen.« Der Feuerwehrmann deutete auf die schillernde Benzinlache auf dem Asphalt. »In einer Minute können wir alle ...«

»Ich bin schon da.«

Eine weitere Gestalt war unter die Plane geschlüpft. Zerzaust,

bleich, noch abgerissener als der Notarzt. Die beiden Ärzte führten einen schwer verständlichen Dialog voller Fachbegriffe. Währenddessen beugte sich der Kinderarzt über Lucien und öffnete seine Lider.

»Verdammt«, sagte er.

»Was ist?«

»Mydriasis. Die Pupillen sind erweitert.«

Ein kurzes Schweigen trat ein. Der Feuerwehrmann machte kehrt und ging davon. Die mechanischen Geräte rückten unerbittlich näher.

»Okay«, sagte der Kinderarzt schließlich. »Generelle Sedierung. Pentobarbital. Wo ist das Funkgerät?«

Während der Notarzt und die Sanitäter zugange waren, griff er nach dem Funkgerät und brüllte nun ebenfalls ins Mikrofon: »Neue Meldung über den aktuellen Stand. Bereiten Sie die Operation in der Neurochirurgie vor. Verdacht auf epidurales Hämatom. Ich wiederhole: SHT in einer Gehirnhälfte.« Er lauschte. »Es liegen ein Schädel-Hirn-Trauma *und* eine Kontusion vor ...«

Wieder lauschte er eine Weile. »Was weiß denn ich! Die Mydriasis ist jedenfalls schon eingetreten. Verdammt, es ist ein Kind! Noch nicht mal sieben! Daguerre. Holen Sie Daguerre zur Operation. Keinen anderen!«

Der Feuerwehrmann tauchte wieder auf. Der Notarzt gab ihm ein kurzes Zeichen der Zustimmung. Innerhalb weniger Sekunden begann eine andere Prozedur. Die Sanitäter deckten das Kind mit Filzdecken und Kissen ab, ein Stück weiter schoben sich die Schneiden der Spreizer unter das Fahrgestell des Lastwagens.

»Sie müssen hier weg«, murmelte der Notarzt Diane zu.

Geistesabwesend sah sie ihn an, dann nickte sie wie betäubt. Das Letzte, was sie von Lucien sah, war seine schmale Gestalt, umgeben von Planken und Decken, die Augen geschützt von einer Brille aus Stoff.

Ein ohrenbetäubendes Pfeifen erfüllte das Zimmer. Diane fuhr auf. Beinahe sofort erschien eine Krankenschwester. Ohne einen Blick auf die junge Frau hängte sie einen neuen Beutel Kochsalzlösung an den Metallständer und verband ihn mit der Injektionskanüle.

»Wie spät ist es?«

Die Schwester drehte sich um. »Wie spät ist es?«, wiederholte Diane.

»Einundzwanzig Uhr zehn. Ich dachte, Sie seien schon weg, Madame Thiberge.«

Diane antwortete mit einer unbestimmten Kopfbewegung, dann schloss sie die Augen, doch sofort begannen ihre Lider zu brennen, als wäre ihr jede Minute Schlaf untersagt. Als sie die Augen wieder öffnete, war die Schwester verschwunden.

Wieder riss sie die Erinnerung aus der Gegenwart fort.

»Wollen Sie nicht lieber in mein Büro gehen?«

Diane sah den Arzt Eric Daguerre an, der vor dem Leuchtkasten stand und die daran befestigten Röntgenaufnahmen und CT-Bilder von Luciens Schädel betrachtete. Die Bilder warfen ein bläuliches Muster auf das Gesicht des Chirurgen.

Sie schüttelte den Kopf und fragte tonlos: »Wie ist die Operation verlaufen?« Über drei Stunden hatte der Eingriff gedauert.

Der Arzt steckte die Hände in die Kitteltaschen. »Wir haben getan, was wir konnten.«

»Bitte, Herr Doktor. Geben Sie mir eine präzise Antwort.«

Daguerre sah sie ernst an. Von allen Seiten hatte sie gehört, er sei der beste Neurochirurg der Necker-Klinik. Ein Virtuose, der schon Dutzende von Kindern aus einem scheinbar hoffnungslosen Koma zurückgeholt hatte.

»Bei dem Unfall kam es zu einem Schädel-Hirn-Trauma, genauer gesagt: einem epiduralen Hämatom«, begann er. »Das heißt, zu einer Blutung zwischen Gehirnhaut und Schädelkno-

chen, und zwar in der rechten Gehirnhälfte.« Er deutete auf einen Bereich in der Röntgenaufnahme. »Wir haben den Schädel an der Schläfe geöffnet, um zu der Blutung vorzudringen. Wir haben das Gerinnsel abgesaugt und den gesamten Bereich koaguliert, um die Blutung zu stoppen. Das nennt man Hämostase. Dann haben wir den Schädel wieder geschlossen und eine Drainage gelegt, um das Wundsekret und das restliche Blut abzuleiten. In dieser Hinsicht ist alles bestens verlaufen.«

»In *dieser* Hinsicht?«

Daguerre wandte sich wieder dem Leuchtkasten zu. Unmöglich zu sagen, wie alt er war – irgendetwas zwischen dreißig und fünfzig. Sein Gesicht mit den scharfen Zügen war von extremer Blässe, doch seine Hautfarbe wirkte nicht krank, im Gegenteil – es war wie ein inneres Leuchten, als verbreitete er einen hellen Schein. Mit dem Zeigefinger klopfte er auf die Hirnschale.

»Lucien hat noch ein weiteres Trauma erlitten. Eine bilaterale Contusio, das heißt eine beidseitige Gehirnprellung, gegen die wir nicht viel tun können.«

»Soll das bedeuten, dass bestimmte Gehirnregionen verletzt wurden?«

Der Chirurg zuckte die Achseln. »Das lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt unmöglich sagen. Unser Problem ist momentan ein ganz anderes. Wie jeder andere Körperteil neigt auch das Gehirn dazu, infolge eines Traumas, also einer Verletzung durch äußere Gewalteinwirkung, anzuschwellen; wir sprechen dann von einem posttraumatischen Hirnödem. Die Hirnschale ist jedoch geschlossen und lässt keine Ausdehnung zu. Wird das Gehirn durch die Schädeldecke gequetscht und gerät folglich unter zu großen Druck, fallen nach und nach sämtliche Hirnfunktionen aus, und es kommt zum Hirntod.«

Diane stützte sich am Schreibtisch ab. Wieder fiel das bläuliche Licht, das durch die Abzüge schimmerte, auf das Gesicht des Arztes. Auf einmal wurde sie sich der schier unerträglichen

Hitze im Raum bewusst.

»Kann ... kann man da nichts machen?«

»Wir haben eine zweite Drainage gelegt, die uns erlaubt, den Hirndruck ständig zu überprüfen. Falls er weiter ansteigt, öffnen wir die Röhre und saugen ein paar Milliliter Gehirn-Rückenmark-Flüssigkeit ab. Das ist die einzige Möglichkeit, dem Organ Erleichterung zu verschaffen.«

»Aber das Gehirn kann doch nicht endlos anschwellen?«

»Nein. Die Krisen werden nachlassen und schließlich ganz aufhören. Unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass der Körper sie übersteht, bis die Lage sich normalisiert.«

»Herr Doktor, seien Sie ehrlich: Kann Lucien ... wird er darüber hinwegkommen? Aus dem Koma aufwachen?«

Wieder ein unbestimmtes Achselzucken.

»Wenn der Hirndruck rasch abnimmt, stehen die Chancen gut. Geht die Schwellung jedoch nicht zurück, können wir nichts tun. Dann ist der Hirntod unausweichlich.«

Sie schwiegen beide.

»Man muss abwarten«, sagte Daguerre schließlich.

Diane wartete seit neun Tagen.

Seit neun Tagen kehrte sie abends nach Hause zurück, um eine Einsamkeit gegen eine andere einzutauschen, und die Unordnung in ihrer Wohnung in der Rue Valette nahe der Place du Pantheon warf ihr nur noch das Bild ihrer eigenen Verlorenheit zurück.

Sie durchquerte den zentralen Innenhof des Klinikums. Mit ihren Gebäuden, Läden, der Kapelle bildete die Anlage eine regelrechte kleine Stadt. Tagsüber herrschte hier eine irreführende Betriebsamkeit, die den Daseinszweck dieser Gebäude – Pflege, Krankheit, Kampf gegen den Tod – beinahe vergessen ließ. Doch nachts, wenn Stille und Einsamkeit um sich griffen, legte sich eine düstere Stimmung über das Gelände; Angst und Sorge, Krankheit und Zerstörung schienen sich seiner zu

bemächtigen. Sie schlug den Weg zum Hauptportal ein.

»Diane.«

Sie blieb stehen und kniff die Augen zusammen.

Vor den Leuchtkugeln auf dem Rasen erkannte sie die Gestalt ihrer Mutter.

KAPITEL 9

»Wie geht es ihm?«, fragte Sybille Thiberge. »Kann ich ihn sehen?«

»Mach doch, was du willst.«

Die kleine Gestalt mit dem Heiligenschein ihres zu hellen Knotens schwieg. Dann fragte sie leise: »Was ist los? Bin ich zu spät? Hast du mich früher erwartet?«

Diane starrte auf einen Punkt in weiter Ferne hinter ihrer Mutter. Schließlich holte sie ihren Blick zurück, und während sie Sybille von ihrer Höhe herab musterte – sie überragte sie um gut zwanzig Zentimeter –, sagte sie: »Ich weiß, was du denkst.«

»Was denke ich denn?«

Sybilles Tonfall war eine Spur schärfer geworden.

»Du denkst, ich hätte das Kind nie adoptieren sollen«, erklärte Diane.

»Ich selbst habe dir zu dieser Lösung geraten!«

»Das war Charles.«

»Wir haben gemeinsam darüber gesprochen.«

»Egal. Du denkst, ich wäre nicht nur sowieso unfähig gewesen, ihn großzuziehen und glücklich zu machen, sondern du meinst, ich habe ihn überhaupt direkt umgebracht.«

»Sag das nicht.«

Diane fing auf einmal zu schreien an. »Stimmt es vielleicht nicht? War nicht ich diejenige, die ihn nicht ordentlich ange-

schnallt hat? Die in die Leitplanke gerast ist?»

»Der LKW-Fahrer war am Steuer eingeschlafen. Das hat er selbst zugegeben. Du kannst nichts dafür.«

»Und der Alkohol? Wenn Charles nicht gewesen wäre und das Ergebnis des Alkoholtests hätte verschwinden lassen, dann säße ich überhaupt schon im Knast!«

»Du lieber Himmel, schrei doch nicht so.«

Diane senkte den Kopf und betastete den Verband um Stirn und Schläfen. Sie war der Ohnmacht nahe. Hunger und Erschöpfung höhlten das Fundament ihres Gleichgewichts aus. Ohne ein Wort zu ihrer Mutter steuerte sie auf das Hauptportal zu, doch nach ein paar Schritten machte sie jäh kehrt und sagte: »Eins sollst du wissen.«

»Was?»

»An dieser ganzen Misere bist du schuld.«

Sybillе verschränkte die Arme, bereit zur Auseinandersetzung.

»Du machst es dir aber sehr einfach«, sagte sie.

Diane hob von neuem die Stimme. »Hast du dich nie gefragt, wieso es mir dermaßen beschissen geht? Warum mein Leben ein einziger Fehlschlag ist?»

Sybillе verfiel in einen ironischen Tonfall. »Aber nein, natürlich nicht«, sagte sie. »Ich sehe, wie es meiner Tochter seit fünfzehn Jahren immer schlechter geht, aber das ist mir vollkommen egal. Ich schleppe sie zu sämtlichen Psychologen der Stadt, aber natürlich nur, um den Schein zu wahren. Ich mühe mich ab, mit ihr ins Gespräch zu kommen, sie zum Reden zu bringen, aber nur, damit ich selber ein ruhiges Gewissen habe.« Nun schrie sie ebenfalls: »Seit *Jahren* versuche ich herauszufinden, was mit dir los ist, aber du schweigst und schweigst und schweigst! Wie kannst du jetzt so was behaupten?»

»Man sieht den Splitter im fremden Aug, aber nicht den Balken im eigenen«, antwortete Diane feixend.

»Wie bitte?»

»Kehr vor deiner eigenen Tür!«

Wieder trat ein Schweigen ein. Im Dunkeln raschelte das Laub der Bäume, Sybille knetete ihren Haarknoten, was bei ihr ein Zeichen der Ratlosigkeit war.

»Genug der Andeutungen, meine Liebe«, sagte sie in entschiedenem Ton. »Sag mir, was los ist.«

Diane empfand einen plötzlichen Schwindel. Sollte die Vergangenheit auf einmal ans Licht kommen?

»Du bist schuld an meinem Elend«, flüsterte sie. »Dein Egoismus, deine irrsinnige Verachtung gegenüber allem, was nicht so ist wie du ...«

»Und das wirfst du mir einfach so hin. Ich habe dich allein aufgezogen ...«

»Ich spreche von deinem wahren Wesen. Nicht von der Rolle, die du nach außen hin spielst.«

»Was weißt du von meinem wahren Wesen!«

Diane hatte das Gefühl, einem glühenden Draht zu folgen, aber sie sprach weiter: »Ich habe den Beweis für das, was ich sage ...« Sie verstummte. Eine Sekunde verging.

Sybilles Ton klang alarmiert, und ihre Stimme bebte, als sie sagte: »Den ... Beweis? Was denn für einen Beweis?«

Diane sprach betont langsam: Nicht eine Silbe sollte verloren gehen. »Die Hochzeit von Nathalie Ybert, im Juni 1983. An dem Tag ist es passiert.«

»Ich verstehe überhaupt nichts. Was ist passiert? Wovon sprichst du?«

»Du erinnerst dich nicht? Das wundert mich nicht. Einen Monat lang haben wir uns darauf vorbereitet, es war von nichts anderem die Rede. Aber kaum dort angekommen, verschwindest du irgendwohin und lässt mich stehen, allein, mit meinem Festkleid, meinen schönen Schuhen, meinen Jungmädchenträumen ...«

Sybille hörte mit ungläubiger Miene zu. »Ich erinnere mich kaum noch ...«

Diane spürte, wie etwas in ihr zerbrach. Die Tränen stiegen ihr in die Augen, doch sie unterdrückte sie augenblicklich.

»Du hast mich im Stich gelassen, Mama. Du bist mit irgendeinem Kerl weggegangen ...«

»Mit Charles. Ich habe ihn an dem Abend kennengelernt.« Ihr Ton wurde wieder schärfer. »Hätte ich dir zuliebe für immer auf ein Privatleben verzichten sollen?«

Doch Diane wiederholte stur: »Du hast mich im Stich gelassen. DU HAST MICH GANZ EINFACH IMMER NUR IM STICH GELASSEN!«

Sybille zögerte kurz, dann trat sie mit ausgebreiteten Armen näher.

»Hör doch«, sagte sie in verändertem Ton. »Das wusste ich ja nicht. Wenn es dich so sehr gekränkt hat, dann bitte ich dich um Verzeihung. Ich ...«

Diane machte einen Satz zurück. »Fass mich nicht an«, schrie sie. »Mich fasst keiner an!«

Nun war ihr endgültig klar, dass sie ihrer Mutter nie etwas erzählen würde. Nie würde die Wahrheit die Barriere ihrer Lippen überwinden.

»Vergiss es«, befahl sie.

Sie fühlte sich härter als Stahl, umgeben von einem Kraftfeld. Das war das einzig Gute an der ausgestandenen Tortur: Leid und Angst hatten sich nach und nach in kalten Zorn und Selbstbeherrschung verwandelt. Mit einer Kopfbewegung deutete sie auf den Trakt, in dem die kinderchirurgische Station untergebracht war, auf die schwach erleuchteten Fenster der Intensivabteilung.

»Wenn du noch Tränen hast, heb sie dir für ihn auf«, sagte sie und wandte sich ab.

Im Davongehen hatte sie das Gefühl, als umhüllte sie das Rauschen der Bäume mit einem unheilvollen Mantel.

KAPITEL 10

Es gab weitere Tage, weitere Nächte.

Diane zählte sie nicht mehr. Ihren Alltag bestimmten allein die piependen Alarmtöne der Intensivstation. Seit der letzten Auseinandersetzung mit ihrer Mutter waren vier weitere Mydriasen aufgetreten. Viermal waren die Pupillen des Kindes weit und starr geworden und hatten das nahe Ende angekündigt. Bei jeder Krise hatten die Ärzte durch die Dränageschläuche ein paar Milliliter Gehirn-Rückenmark-Flüssigkeit abgesaugt und dem geschwellenen Gehirn eine gewisse Erleichterung verschafft. Bisher hatten sie damit das Schlimmste vermeiden können.

Diane hing an den Lippen der Ärzte. Sie analysierte und interpretierte jedes Wort, jeden Tonfall und machte sich zugleich die schwersten Vorwürfe wegen dieser Abhängigkeit. Nur die Fragen, die sie ihnen stellte, bewegten ihren Geist und bohrten sich ununterbrochen in ihren Kopf wie eine unerträgliche Folter. Sie schlief in kurzen Phasen, während deren sie in tiefer Bewusstlosigkeit war, sodass sie manchmal nachher nicht mehr wusste, ob sie wach gewesen war oder geträumt hatte. Mit ihrer Gesundheit ging es steil bergab – aber sie weigerte sich stur, irgendein Medikament einzunehmen. In Wahrheit bescherte ihr diese Kasteiung eine Art Rausch, eine Betäubung ähnlich einer religiösen Verzückung, sodass sie der Notwendigkeit enthoben war, sich der Wahrheit zu stellen: Es gab keine Hoffnung mehr. Lucien verdankte sein Leben nur noch einem Haufen gefühlloser, hochtechnisierter Apparate.

Man brauchte nur einen Schalter umzulegen, um diesem elenden Dasein ein Ende zu machen.

An diesem Tag, gegen drei Uhr nachmittags, ließ ihr Körper sie im Stich. Auf der Treppe zur Intensivstation verlor Diane das Bewusstsein und rutschte ein Stockwerk auf dem Rücken hinunter. Eric Daguerre verabreichte ihr intravenös eine Dosis

Glukose und befahl ihr, nach Hause zu fahren und sich auszuschlafen. Ohne Widerrede.

Doch am selben Abend gegen zehn Uhr stieß Diane wieder die Tür zur Intensivstation auf, starrsinnig, zornig, krank – aber anwesend. Ein dumpfes Vorgefühl plagte sie: Sie fühlte Luciens letzte Stunde nahe. Alles schien ihr diese Ahnung zu bestätigen – die stickige Atmosphäre in dem Gebäude, die flackernden Neonlampen im Erdgeschoss, der abwesende Blick eines Pflegers auf dem Flur, den sie vielsagend fand. So viele Zeichen, so viele Vorboten: Der Tod war da, ganz nah, neben ihr.

Als sie den Korridor im zweiten Stock betrat, erblickte sie Daguerre und begriff, dass ihre Ahnung nicht trog. Der Arzt kam auf sie zu. Diane blieb stehen.

»Was ist los?«

Ohne zu antworten, ergriff der Chirurg ihren Arm und führte sie zu einer Sitzreihe an der Wand.

»Setzen Sie sich.«

Sie sank auf einem Stuhl zusammen und fragte flüsternd: »Was ist passiert? Es ist ... es ist noch nicht vorbei, oder?«

Eric Daguerre kauerte sich neben ihr nieder, um ihr in die Augen zu sehen. »Beruhigen Sie sich«, sagte er.

Diane starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, doch sie sah ihn nicht. Sie sah überhaupt nichts, nur einen Abgrund der Leere. Es war keine Vision, sondern im Gegenteil das Fehlen jeder Vision, jeder Perspektive. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie nicht mehr imstande, über den Moment hinaus zu denken, die Sekunde zu sehen, die auf die gegenwärtige folgen würde. In Abwesenheit des Lebens gehörte sie selbst schon dem Tod.

»Diane, sehen Sie mich an.«

Sie konzentrierte sich auf das kantige Gesicht des Chirurgen, aber noch immer sah sie nichts. Ihr Gehirn weigerte sich, die eintreffenden Netzhautreize zu analysieren. Der Arzt ergriff

ihre Handgelenke, und sie ließ es geschehen – sie hatte nicht einmal mehr die Kraft zu ihrer Phobie.

»Heute Nachmittag, während Sie weg waren«, sagte der Arzt leise, »hatte Lucien zwei weitere Mydriasen. Innerhalb von knapp vier Stunden.«

Diane war vom Donner gerührt. Alle Gliedmaßen waren gelähmt, erstarrt unter der Wucht des Schreckens. Nach einer Minute des Schweigens fügte der Arzt hinzu: »Es tut mir leid.«

Diesmal gelang es ihr, den Blick scharf zu stellen und den Chirurgen zu fixieren. Durch ihren Zorn hindurch starrte sie ihn an. »Er ist aber noch nicht tot, oder?«

»Sie verstehen mich nicht. Lucien hat nun sechsmal die Symptome des Hirntods gezeigt. Er kann nicht ins Bewusstsein zurückkehren. Und selbst wenn wir von einem Wunder ausgehen, nämlich den Anzeichen eines Erwachens, wären die Konsequenzen zu einschneidend. Sein Gehirn ist zwangsläufig schwer beschädigt, verstehen Sie? Das kann man ihm nicht wünschen: Er würde nur noch dahinvegetieren.«

Diane starrte Daguerre stumm an, und auf einmal wurde sie sich der Schönheit seines Gesichts bewusst, die sie nie wahrgenommen hatte. Ihre Stimme bebte vor Zorn, als sie sagte: »Sie wollen, dass er stirbt, ist es das?«

Der Arzt stand auf. Auch er zitterte.

»So werden Sie nicht mit mir reden, Diane. Nicht mit mir! Ich kämpfe Tag und Nacht um das Leben der Kinder. Ich stehe auf der Seite des Lebens.« Er deutete auf den gläsernen Flur hinter der Glastür. »Wir alle kämpfen um das Leben! Unterstellen Sie uns nicht, wir wünschten den Tod herbei!«

Sie ließ den Kopf in den Nacken sinken und schloss die Augen. Ihr Schädel schlug dumpf an die Wand. Einmal, zweimal, dreimal. Die Hitze nahm ihr den Atem. Das gleißende Licht, grell selbst noch durch geschlossene Lider, schmerzte in ihren Augen. Sie spürte, wie sich ein schwarzes Loch unter ihr öffnete und ihr Körper in die Tiefe stürzte, während ihr

Verstand auch diese gescheiterte Hoffnung zur Kenntnis nahm.

Mit letzter Willenskraft gelang es ihr, aufzustehen. Ohne ein Wort griff sie nach ihrer Tasche und ging auf die Intensivstation zu.

Die Station der reglosen kleinen Körper.

Hinter der Tür war der Flur menschenleer.

Diane betrat Luciens Zimmer, riss sich die Brille vom Gesicht und fiel auf die Knie. Am Fußende des Bettes barg sie den Kopf in der Decke und brach in Tränen aus, die mit unvermuteter Heftigkeit aus ihr hervorströmten. Zum ersten Mal seit dem Unfall gestand ihr Körper ihr diese Befreiung zu. Alle Spannung wich aus ihren Muskeln, ihre Nerven gaben nach. Das Schluchzen drohte sie zu ersticken, die Trauer zerriss ihr das Herz, doch zugleich spürte sie, wie eine Erleichterung sie überkam, ein dumpfes Jubeln, wie eine unheilverkündende Blume, die ihr das nahe Ende verhieß.

Sie wusste, dass sie Luciens Tod nicht überleben würde. Dieses Kind war ihre letzte Chance gewesen. Wenn er starb, wollte sie nicht weiterleben. Oder sie würde den Verstand verlieren. So oder so war es mit ihr vorbei.

Auf einmal spürte sie die Gegenwart einer Person. Sie hob den Kopf und starrte mit tränenblinden Augen in die Dunkelheit. Ohne Brille sah sie nichts, aber sie war sicher: Jemand war im Zimmer.

In dem Moment ertönte eine leise, geheimnisvolle Stimme:
»Ich kann etwas für Sie tun.«

KAPITEL 11

Mit dem Ärmel wischte sich Diane die Augen ab und griff nach ihrer Brille. Ein Mann stand im Raum, wenige Meter von ihr entfernt. Sie begriff, dass er schon vor ihr im Zimmer

gewesen war. Sie versuchte, wieder zur Besinnung zu kommen.

Der Mann kam näher. Er war ein wahrer Hüne, an die zwei Meter hoch, in einen weißen Kittel gekleidet. Seinen mächtigen Hals überragte ein nicht minder beeindruckender Kopf, gekrönt von einer weißen Mähne. Das trübe Licht, das vom Flur hereinfiel, beleuchtete matt sein Gesicht, das stark gerötet war und die verwischten Züge eines verwitterten Denkmals hatte. Dieses Gesicht verbreitete eine gewisse Sanftmut. Diane bemerkte seine langen, geschwungenen Wimpern.

»Ich kann etwas für Sie tun«, wiederholte er. Er wandte sich dem Kind zu. »Für ihn.«

Seine Stimme war ruhig und friedlich wie sein Gesicht, und er sprach mit einem leichten Akzent. Diane brauchte noch ein paar Sekunden, um sich von ihrer Verblüffung zu erholen. Sie erkannte sein Namensschild am Revers seines Kittels.

»Ach ... Sind Sie von der Station?«, fragte sie.

Er kam einen Schritt auf sie zu. Trotz seiner Körperfülle bewegte er sich völlig lautlos.

»Mein Name ist Rolf van Kaen. Ich bin Chefarzt für Anästhesie an der Berliner Kinderklinik der Charité. Doktor Daquerre und ich arbeiten derzeit an einem französisch-deutschen Austauschprogramm.«

Sein Französisch war fließend, poliert wie ein lange in der Tasche getragener Kiesel. Diane stand auf, griff nach dem einzigen Stuhl und ließ sich ungeschickt darauf nieder. Im Flur war keine Krankenschwester zu sehen.

»Was ... was tun Sie denn hier?«, fragte sie. »Ich meine – in diesem Zimmer?«

Der Arzt musterte sie nachdenklich; er schien jedes Wort genau abzuwägen.

»Man hat Sie heute Abend über den aktuellen Gesundheitszustand Ihres Kindes informiert. Ich habe die Krankenakte selbst gelesen.« Er verstummte für einen Moment, dann fuhr er

fort: »Ich denke, Sie wissen Bescheid. Aus der Sicht der Schulmedizin besteht keine Hoffnung mehr.«

»Aus der Sicht der Schulmedizin?«

Diane bereute ihre Frage augenblicklich. Viel zu eifrig hatte sie sich auf die Bemerkung des Mannes gestürzt.

»Wir könnten es mit einer anderen Methode versuchen«, sagte der Deutsche.

»Nämlich?«

»Mit Akupunktur.«

»Sie verkaufen mich für blöd«, zischte Diane. »So leichtgläubig bin ich nicht. Du lieber Himmel, hauen Sie bloß ab, bevor ich Sie eigenhändig rauswerfe.«

Der Anästhesist rührte sich nicht. Seine monumentale Gestalt ragte vor der spiegelnden Glaswand auf.

»Ich bin in einer schwierigen Lage, Madame. Ich habe nicht die Zeit, um Sie zu überzeugen. Aber Ihr Sohn hat noch viel weniger Zeit ...«

Aus seinem Tonfall hörte Diane auf einmal eine spontane, persönliche Anteilnahme heraus, die ihr zu Herzen ging. Es war das erste Mal, dass jemand ohne Verlegenheit oder Herablassung ihre Mutter-Sohn-Beziehung mit Lucien zur Sprache brachte.

»Sie wissen, worunter Ihr Sohn leidet, nicht wahr?«, fuhr der Doktor fort.

Sie senkte den Kopf. »Unter einem Blutandrang zum Gehirn, der ...«, begann sie zögernd.

»... sein Gehirn erdrückt und ihm die Sauerstoffzufuhr abschneidet, ja. Wissen Sie aber, wie es zu diesem Blutandrang kommt?«

»Durch den Schock. Das Trauma der Schädelverletzung. Es ist eine Folge des Hämatoms ...«

»Gewiss. Aber auf einer tieferen Ebene? Wissen Sie, was der eigentliche Grund ist? Was die Kraft ist, die das Blut zum Gehirn treibt?«

Sie schwieg. Der Arzt beugte sich zu ihr.

»Wenn ich Ihnen sage, dass ich diese Tendenz beeinflussen kann? Diesen Impuls verlangsamen?«

Diane bemühte sich um einen ruhigen Ton, doch ihre Empörung gewann schließlich die Oberhand.

»Hören Sie«, sagte sie. »Zweifellos hegen Sie die besten Absichten, aber mein Sohn wurde hier von den besten Ärzten versorgt, die alles für ihn getan haben, was medizinisch möglich ist. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ...«

»Gewiss. Aber Eric Daguerre befasst sich mit den materiellen Phänomenen des Lebens, ich hingegen kann auf den anderen, den geistigen Aspekt einwirken, auf die Energie, die diese Mechanismen in Gang setzt. Ich kann die Kraft schwächen, die das Blut Ihres Sohnes zum Gehirn treibt und ihn allmählich umbringt.«

»Das glauben Sie doch selber nicht.«

»Hören Sie mir zu!«

Diane zuckte zusammen: Der Arzt hatte sie beinahe angeschrien. Sie warf einen Blick auf den Flur hinaus: menschenleer. Noch nie war ihr die Station so still, so verlassen erschienen, und eine dumpfe Angst stieg in ihr auf. Unterdessen sprach der Deutsche weiter, nun in gedämpfterem Ton:

»Wenn Sie einen Fluss betrachten, sehen Sie das Wasser, die Gischt, vielleicht die Wasserpflanzen, die sich im Strom wiegen, aber die Hauptsache sehen Sie nicht: nämlich die Strömung, die Bewegung, das Leben des Wasserlaufs. Wer würde wagen zu behaupten, dass der menschliche Körper nicht genauso funktioniert? Wer würde wagen zu behaupten, dass der Komplexität des Blutkreislaufs, des Herzrhythmus, des Hormonhaushalts nicht eine einzige Strömung zugrunde liegt, die alle diese vielschichtigen Mechanismen zum Leben erweckt – die vitale Energie?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. Der Mann war unterdessen näher gerückt und nur noch wenige Zentimeter von ihr entfernt.

Das weitere Gespräch verlief in einer Art Beichtstuhlatsmosphäre.

»Ein Fluss hat seine Quelle, seine unterirdischen Wasseradern, unserem Blick verborgen. Das Leben hat ebenfalls seine geheimen Ursprünge, seine wasserführenden Schichten im Untergrund. Eine ganze Geografie in der Tiefe, die sich der naturwissenschaftlichen Erforschung noch weitgehend entzieht und dennoch in unserem Körper vorhanden und aktiv ist.«

Diane rührte sich nicht, ihr Gesicht verriet keine Regung. Was der Arzt nicht wissen konnte: Diese Reden waren ihr nicht neu. Wie oft hatte sie ihre Wing-Tsun-Meister über das *chi*, die Lebensenergie, über *yin* und *yang* und alle diese Begriffe salbadern hören! Aber sie war für derlei nicht empfänglich. Im Gegenteil, ihre Siege auf den Tatamis bewiesen doch, wie gegenstandslos diese Hypothesen waren: Man konnte Champion im Shaolin-Boxen sein, ohne einen Pfifferling auf die philosophischen Grundlagen und Werte zu geben.

Dennoch setzten sich seine Worte in ihrem Bewusstsein fest: »Die Akupunktur ist Bestandteil der traditionellen chinesischen Medizin. Ein jahrtausendealtes Heilverfahren, das nicht auf ideologischen Überzeugungen, sondern auf Resultaten beruht. Es ist zweifellos die empirischste aller Therapiemethoden, denn bisher konnte noch niemand genau erklären, weshalb sie so wirkungsvoll ist. Die Akupunktur wirkt direkt auf die Leitungsbahnen unserer Lebensenergie, die wir Meridiane nennen. Madame, ich beschwöre Sie, vertrauen Sie mir: Ich kann den Prozess, den das Hirntrauma bei Ihrem Sohn ausgelöst hat, stoppen. Ich kann dem lebensgefährlichen Blutandrang Einhalt gebieten.«

Diane betrachtete Luciens Körper, die winzige Gestalt unter Mullbinden, Gips und Kabeln: Er schien wie zermalmt, gesteuert von einer feindseligen Maschinerie – schon jetzt begraben in einem komplizierten, futuristischen Sarkophag.

Van Kaen redete unterdessen weiter auf sie ein. »Die Zeit

drängt«, sagte er. »Wenn Sie nicht mir Ihr Vertrauen schenken, vertrauen Sie wenigstens dem menschlichen Körper.« Er richtete sich auf und drehte sich zu Lucien um. »Verweigern Sie ihm keine Chance. Sie wissen ja nicht, ob er nicht doch darauf ansprechen wird.«

Diane fuhr sich durch die schweißnassen Haare. Ihre Orientierungspunkte, ihre Gewissheiten zerbarsten wie Kristallglas unter der Wirkung eines heimtückischen Energiestroms.

Ein heiserer Laut ertönte. Diane brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass es ihre eigene Stimme war. »Verdammt, dann tun Sie's eben. Versuchen Sie's. Holen Sie ihn ins Leben zurück!«

KAPITEL 12

Beim ersten Läuten des Telefons begriff Diane, dass sie träumte. Sie sah den deutschen Arzt die Decke zurückschlagen und Luciens Verbände abnehmen. Er steckte die Kabel aus, entfernte die Elektroden, zog den Arm aus der Gipsmanschette. Das Kind war jetzt nackt, nur noch durch den Kopfverband und die Infusionskanüle mit der westlichen Medizin verbunden.

Beim zweiten Läuten wachte sie auf.

In der Stille nach dem elektronischen Schrillen überkam sie eine jähe Hellsicht. Ihr Traum war kein Traum. Jedenfalls hatte er einen sehr realen Kern. Ganz deutlich sah sie die Gestalt des Arztes Rolf van Kaen, der Luciens Gliedmaßen betastete, massierte, bestrich. Mit angespannter und aufmerksamer Miene beugte er sich über das Kind. In diesem Moment hatte Diane das unabweisliche Gefühl, dass der Akupunkteur den schwächlichen bleichen Körper »las«. Er entzifferte ihn, als verfügte er über einen geheimen Schlüssel zum Verständnis, den die anderen medizinischen Verfahren nicht besaßen. Es begann ein

stummes Zwiegespräch zwischen dem weißhaarigen Riesen und dem bewusstlosen kleinen Jungen, der dem Tod ganz nahe war, aber anscheinend noch imstande, einem Eingeweihten seine Geheimnisse zu verraten.

Van Kaen legte sich seine Nadeln zurecht und verteilte sie auf Luciens Haut. Als er sie eine nach der anderen in den Oberkörper, die Arme und Beine des Kindes stach, schienen ihre Spitzen aufzuflammen, als würden sie vom grünen Licht des Überwachungsmonitors über dem Bett genährt. Vom Fußende aus sah Diane gebannt zu. Dieser so jämmerliche, schwache, leichenblasse Körper, gespickt mit Nadeln, die in der gläsernen Dunkelheit wie Glühwürmchen leuchteten ...

Es läutete zum dritten Mal.

Im Halbdunkel erkannte Diane die Kunstdrucke, die sie in ihrem Schlafzimmer aufgehängt hatte: die pastellfarbenen Streifenkonstruktionen von Paul Klee, die bunteren geometrischen Formen von Piet Mondrian. Sie drehte den Kopf zum Nachttisch. Der Wecker zeigte 03:44. Mit Macht kehrte die Gewissheit zurück. Fünf Stunden zuvor hatte ein geheimnisvoller Arzt mit ihrem Sohn eine Akupunkturbehandlung durchgeführt. Ehe er verschwand, hatte gesagt: »Das war die erste Phase. Ich komme wieder. Dieses Kind muss leben, verstehen Sie?«

Es läutete zum vierten Mal.

Diane tastete nach dem Hörer und hob ab.

»Hallo?«

»Madame Thiberge?«

Sie erkannte die Stimme einer Krankenschwester. Madame Ferrer.

»Professor Daguerre hat mich gebeten, Sie anzurufen«, sagte die Schwester.

Ihr Ton war vollkommen neutral, doch Diane nahm das kurze Zögern wahr, und sie stöhnte. »Es ist vorbei, ja?«, fragte sie.

Die Schwester antwortete nicht sofort; dann sagte sie: »Im

Gegenteil, Madame. Es gibt Anzeichen einer Remission.«

Diane spürte eine große und mächtige Liebe in sich aufwallen.

»Einen Hinweis auf ein Erwachen«, fügte die Schwester erklärend hinzu.

»Wann?«

»Vor ungefähr drei Stunden. Ich habe bemerkt, dass sich seine Finger bewegten. Ich habe den Arzt vom Dienst geholt, damit er sich selbst vergewissert, und er hält das Zeichen für eindeutig: Lucien zeigt erste Anzeichen einer Rückkehr ins Bewusstsein. Wir haben sofort Professor Daguerre verständigt, und er hat mir erlaubt, Ihnen Bescheid zu sagen.«

»Haben Sie auch Doktor van Kaen informiert?«, fragte Diane.

»Wen?«

»Rolf van Kaen. Den deutschen Arzt, der mit Professor Daguerre zusammenarbeitet.«

»Ich weiß nicht, wen Sie meinen.«

»Macht nichts. Ich bin gleich da.«

Die Atmosphäre in Luciens Zimmer erinnerte an eine Totenwache, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen. Die Menschen rund um das Bett sprachen in gedämpftem, respektvollem Ton, doch ihr Raunen war freudig und aufgeregt. Noch immer lag der Raum im Halbdunkel, die Gesichter jedoch leuchteten wie von einer inneren Glut. Fünf Ärzte und drei Krankenschwestern waren anwesend. Niemand trug eine Gesichtsmaske, und es schien, als hätten sie in der Angespanntheit der Situation erst im letzten Moment an ihre Kittel gedacht.

Trotzdem war Diane enttäuscht. Ihr Kind lag unverändert reglos und starr im Bett, in derselben Position wie immer. In der Aufregung hatte sie fast damit gerechnet, Lucien wach und sitzend und mit offenen Augen anzutreffen. Doch die Kommentare der Ärzte beruhigten sie wieder, die, euphorisch über

die beobachteten Anzeichen, mit ihren Hoffnungen nicht länger hinter dem Berg hielten.

Diane betrachtete ihren Sohn und dachte an den geheimnisvollen Hünen. Die Verbände waren wieder an Ort und Stelle, ebenso die Gipsmanschette, die Elektroden und Messfühler. Niemand hätte vermutet, dass der Akupunkteur diese Entblößung vorgenommen, diesen inneren Dialog mit dem kleinen Körper geführt hatte. Sie sah wieder die grünen Nadelspitzen vor sich, die im Rhythmus der Atmung bebten, und die kräftigen Finger des Arztes, die behutsam die Nadeln im Fleisch drehten.

»Ich muss mit ihm sprechen«, sagte sie.

»Mit wem?«

»Mit dem Narkosearzt aus Berlin, mit dem Sie zusammenarbeiten.«

Erstaunte Blicke richteten sich auf sie, und ein verlegenes Schweigen trat ein. Einer der Ärzte murmelte ihr mit einem kleinen Lächeln zu: »Es ist Daguerre, der mit Ihnen sprechen will.«

»Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe, Diane: keine falschen Hoffnungen. Es ist zwar nicht mehr ausgeschlossen, dass Lucien aus dem Koma aufwacht, dennoch besteht die Möglichkeit irreversibler Hirnschäden ...«

Das Büro des Chirurgen war gleichmäßig weiß, wie von einem gleißenden Licht erfüllt. Sogar die Schatten wirkten heller und leichter als anderswo. Diane, die ihm gegenüber saß, antwortete: »Es ist ein Wunder. Ein unfassbares Wunder.«

Daguerre spielte ununterbrochen mit einem Bleistift, was ihm anscheinend half, seine Nervosität abzuleiten. »Diane«, fuhr er fort, »ich bin sehr froh über diese Entwicklung. Was hier vorgeht, ist in der Tat ... außerordentlich, das stimmt. Aber ich sage es noch einmal, wir dürfen uns nicht zu früh freuen. Falls Lucien wieder zu Bewusstsein kommt – denn es steht noch

keineswegs fest, dass er tatsächlich das Bewusstsein wiedererlangt –, kann sich zeigen, dass er schwere, irreversible Schäden erlitten hat.«

»Es ist ein Wunder. Doktor van Kaen hat Lucien gerettet.«

Daguerre seufzte. »Erzählen Sie mir von dem Mann. Was genau hat er Ihnen gesagt?«

»Dass er aus Berlin kommt und mit Ihnen zusammenarbeitet. Hier an dieser Klinik.«

»Ich kenne diesen Mann nicht.« Mit einem Anflug von Ärger fügte er hinzu: »Wie konnten die Schwestern und Pfleger einen wildfremden Menschen auf die Intensivstation lassen!«

»Ich habe nirgends eine Schwester gesehen.«

Der Chirurg schien zunehmend beunruhigt. Der Radiergummi am hinteren Ende seines Bleistifts trommelte gleichmäßig auf den Tisch. »Was hat er mit Lucien eigentlich gemacht? War es eine klassische Akupunkturbehandlung?«

»Ob das klassisch war oder nicht, kann ich nicht sagen – ich verstehe ja nichts davon. Jedenfalls hat er Lucien alle Verbände abgenommen und in verschiedene Körperteile Nadeln gestochen ... Lachen Sie nicht«, warf Diane ein, als sie die Miene des Chirurgen bemerkte. »Ich sag's Ihnen noch einmal: Ich bin überzeugt, dass dieser Mann mein Kind gerettet hat.«

Das Lächeln verschwand aus Daguerres Gesicht, und er sagte in dem halb besänftigenden, halb ärgerlichen Ton, mit dem man ein Kind zur Vernunft zu bringen sucht: »Diane, Sie wissen, wer ich bin und was ich tue. Aus neurobiologischer Sicht kenne ich das menschliche Gehirn so gut wie vielleicht nur ein Dutzend weiterer Spezialisten weltweit.«

»Ich will in keiner Weise Ihre Kompetenz in Frage stellen.«

»Lassen Sie mich ausreden. Das Gehirn weist eine unendliche Komplexität auf. Wissen Sie, wie viele Nervenzellen wir besitzen?« Ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er fort: »Hundert Milliarden – durch Myriaden von Synapsen miteinander verschaltet. Wenn ein derart ausgeklügeltes, komplizier-

tes System wieder in Gang kommt, so deshalb, weil es wieder funktionieren *musste*. Es ist der Organismus Ihres Kindes, der zu seinen Gunsten entschieden hat, verstehen Sie?»

»Das können Sie jetzt leicht sagen.«

»Sie vergessen, dass ich Ihr Kind operiert habe.«

»Entschuldigung.« In sanfterem Ton fügte sie hinzu: »Bitte verzeihen Sie mir, Herr Doktor. Aber ich bin überzeugt, dass dieser deutsche Arzt zu der Entwicklung, die jetzt eingetreten ist, maßgebend beigetragen hat.«

Daguerre legte endlich seinen Bleistift beiseite und faltete die Hände. Im selben Tonfall wie seine Gesprächspartnerin sagte er: »Sie halten mich womöglich für einen verbohrten Schulmediziner. Aber Sie irren sich. Zum Beispiel habe ich eine Zeit lang in Vietnam praktiziert.« Ein träumerisches Lächeln glitt über sein Gesicht, als er an seine Vergangenheit dachte. »Nach meiner Facharztausbildung war ich eine Zeit lang in der Entwicklungshilfe tätig, und in Asien habe ich mich mit der Akupunktur befasst. Sie wissen, worauf das Verfahren beruht? Worin die berühmten Akupunkturpunkte bestehen?»

»Doktor van Kaen hat von Meridianen gesprochen ...«

»Und Sie wissen, was die körperlichen Entsprechungen dieser Meridiane sind, worauf sie sich beziehen?»

Diane schwieg. Sie versuchte sich auf die Worte des Deutschen zu besinnen, doch Daguerre kam ihr zuvor: »Auf gar nichts«, sagte er. »Physiologisch gesehen, existieren diese Meridiane nicht. Man hat versucht, die Akupunktur mit naturwissenschaftlichen Methoden zu ergründen, hat die verschiedensten Untersuchungen durchgeführt, auch mittels Röntgen und Computertomografie. Es kam aber nie etwas dabei heraus. Entgegen den Behauptungen entsprechen die Akupunkturpunkte nicht einmal bestimmten Hautzonen. Aus der Sicht der modernen Physiologie sticht der Akupunkteur einfach irgendwo zu und erzeugt heiße Luft. Alles Quatsch.«

Diane fielen die Worte van Kaens wieder ein, und sie unter-

brach ihn: »Der deutsche Arzt hat von der Lebensenergie gesprochen, die in Bahnen im Körper zirkuliert, und ...«

»Und diese Energie ließe sich einfach so anzapfen?« Daguerre schnalzte mit den Fingern. »An der Hautoberfläche? Und den Verlauf dieser Leitungsbahnen soll allein die chinesische Medizin entdeckt haben? Das ist doch absurd.«

Es klopfte an der Tür, und gleich darauf trat Madame Ferrer ein. Leicht außer Atem verkündete sie: »Herr Doktor, der Mann, der ins Gebäude eingedrungen ist, wurde gefunden.«

Dianes Miene erhellte sich. Sie drehte sich auf dem Stuhl herum, mit dem Ellenbogen auf die Rückenlehne gestützt, und fragte: »Haben Sie ihm Bescheid gesagt, dass es Lucien besser geht? Und – was sagt er?«

Madame Ferrer ging auf ihre Frage gar nicht ein, sondern wandte sich an Daguerre: »Es gibt da ein Problem, Herr Doktor.«

Der Chirurg griff von neuem nach seinem Bleistift und ließ ihn wie ein Tambourstöckchen um den Zeigefinger kreisen. Er versuchte zu scherzen: »Nur eines? Sind Sie sicher?«

Ohne den Anflug eines Lächelns entgegnete die Krankenschwester: »Herr Doktor, der Mann ist tot.«

KAPITEL 13

Diane befand sich nun im zweiten Stock des Lavoisier-Gebäudes – laut Beschilderung im Flur der Station für genetische Forschung – und wartete. Warum hatte man sie hierher gebracht? Wieso in die Genetik? Eigenartig. Sie stand aufrecht an die Wand gelehnt, stützte sich mit hinter dem Rücken verschränkten Händen ab und schwankte zwischen himmelhohem Jauchzen über das erste Anzeichen einer Besserung bei Lucien und tiefem Unbehagen über den Tod van Kaens. Es war

halb sechs Uhr morgens, und noch hatte ihr niemand irgendetwas gesagt. Nicht die geringste Andeutung über die Art und Weise seines Verschwindens. Kein Wort über die Umstände, unter denen seine Leiche gefunden worden war.

»Diane Thiberge?«

Sie drehte sich nach der Stimme um. Der Mann, der auf sie zukam, maß gut einen Meter fünfundachtzig. Sie dachte an den riesigen Deutschen und fand es recht angenehm, dass sie es endlich mit Leuten ihrer Größe zu tun hatte.

»Patrick Langlois, Polizeiinspektor«, stellte der Mann sich vor.

Er war um die vierzig. Ein herbes Gesicht voller tiefer Furchen, unrasiert. Die Gestalt ganz in Schwarz gekleidet – Mantel, Jacke, Rollkragenpullover, Jeans. Wie die Bartstoppeln waren auch seine Haare von einem struppigen Grau und sahen aus wie Putzwolle. Die roten Augenränder vervollständigten schließlich das Bild düsterer Farben: ein schwarz-grau-roter Mondrian, personifiziert in einer ausgemergelten Gestalt mit einem verschmitzten Lächeln.

»Kriminalpolizei«, fügte er hinzu. Diane zuckte zusammen, aber der Inspektor hob beschwichtigend die Hand. »Keine Panik«, sagte er. »Ich bin sozusagen aus Versehen hier.«

Diane hätte gern souverän geschwiegen, um zu zeigen, dass sie die Situation im Griff hatte, doch gegen ihren Willen fragte sie: »Was meinen Sie mit ›aus Versehen‹?«

»Hören Sie.« Er legte beide Handflächen aneinander, wie zum Gebet. »Gehen wir der Reihe nach vor, okay? Zuerst erklären Sie mir, was genau heute Nacht passiert ist.«

In wenigen Sätzen fasste Diane ihre letzten Stunden zusammen. Der Inspektor machte sich unterdessen Notizen auf einem Spiralblock. Während er schrieb, fuhr seine Zungenspitze über den einen Mundwinkel, was in diesem kantigen Gesicht derart abwegig aussah, dass man geneigt war zu vermuten, dass er absichtlich eine parodistische Grimasse schnitt. Doch kaum

setzte er den Stift ab, war die Zunge wieder verschwunden.

»Das ist doch wirklich verrückt«, rief er aus. Mit dem Block in der Hand imitierte er mit beiden Händen zwei imaginäre Waagschalen und sagte im Befehlston: »Auf der einen Seite kehrt das Leben zurück, auf der anderen schlägt der Tod zu ...«

Diane warf ihm einen erstaunten Blick zu. Der Inspektor lächelte sie unerwartet strahlend an – die Freude sprang in sein Gesicht, als hätte sie nur auf eine Gelegenheit gewartet, um zum Vorschein zu kommen.

»Ich sollte vielleicht nicht so viele große Worte machen ...«

»Gute Idee.«

Langlois ließ die Schultern unter dem Mantel kreisen. »Na gut. Dann sage ich nur, dass ich mich für Ihr Kind sehr freue.«

»Erzählen Sie mir, wie van Kaen gefunden wurde?«

Langlois zögerte. Fuhr sich durch die widerborstigen Haare, warf einen Blick rechts und links den Flur entlang, dann befahl er, während er auf den Aufzug zusteuerte: »Kommen Sie mit.«

Sie traten in die Kühle des Morgens hinaus, umrundeten das Gebäude und gingen auf den angrenzenden Trakt zu. Allmählich kam Leben in die kleine Stadt des Klinikums: In der Hauptzufahrt standen große Lastwagen, aus denen metallene Kästen auf Rädern ausgeladen wurden; darin befanden sich die Tablettts mit dem Frühstück für die kleinen Patienten. Diane wunderte sich; sie hätte nicht gedacht, dass die Klinik sich die Mahlzeiten anliefern ließ.

Der Inspektor ging auf ein anderes Gebäude zu, das bis auf die Fenster im Souterrain dunkel war. Durch den Haupteingang traten sie ein und begegneten mehreren Polizeibeamten in Uniform. Statt der sonst allgegenwärtigen chemischen Gerüche lagen hier Essensdüfte in der Luft.

»Hier sind die Küchen«, kommentierte Langlois.

Er deutete auf eine halb offene Tür und ging voraus, Diane folgte ihm. Sie stiegen eine enge Treppe hinunter und betraten einen riesigen, blau gestrichenen Raum im Untergeschoss, der

leer war. Vom einen zum anderen Ende erstreckten sich Fließbänder, an denen die Tablett mit den Mahlzeiten hergerichtet wurden.

Ohne stehen zu bleiben, begann der Inspektor: »Vorläufig können wir uns nur vorstellen, was passiert ist. Also: Gegen dreiundzwanzig Uhr dreißig begleitet Sie der Mann, der sich van Kaen nennt, bis zum Haupteingang der Neurochirurgie. Dann kehrt er um, durchquert den Hof und schleicht sich hier ein: Um diese Zeit ist in der Küche nicht viel los. Niemand sieht ihn.«

Langlois ging weiter zu einem Vorhang aus Plastikstreifen, den er mit einer schwungvollen Geste beiseite schob.

»Er durchquert den nächsten Saal ...«

Die Betonwände waren hier in Blassorange gestrichen. Mächtige Herde unter gigantischen Abzugshauben blitzten silbrig. Langlois fegte einen weiteren Vorhang beiseite.

»... und gelangt ins Kühlhaus.«

Vor ihnen öffnete sich ein grün gestrichener Flur mit verchromten Türen auf beiden Seiten. Die Kälte nahm merklich zu. Die Neonlichter an der Decke sahen aus wie quergelegte Stalaktiten. In der Kahlheit, den kühlen Farben der Umgebung kam sich Diane vor wie in einer Flucht aneinandergereihter Würfel, die freilich die Größe eines Bunkers hatten.

Vor einer der Türen, die sich in einer Laufschiene zur Seite schieben ließ, blieb der Inspektor stehen. Rechts oben neben der Tür stand: BEREICH 4. Zwei Polizisten in Uniformparkas standen Wache. Ein Rand aus Raureif zierte ihre Mützen. Dianas Verwirrung nahm zu. Mit einer raschen Handbewegung entfernte Langlois das gelbe Absperrungsband vor der Tür.

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und schob ihn in ein hoch oben angebrachtes Schloss. »Diese Kühlkammer hat sich van Kaen ausgesucht«, bemerkte er.

»Hatte er denn einen Schlüssel?«

»Genau diesen hatte er. Wahrscheinlich hat er ihn aus der

Pförtnerloge entwendet.«

Diane war niedergeschmettert. Sie hatte noch immer nicht die wesentliche Frage gestellt: Wie war der Mann ums Leben gekommen? Der Polizist drehte das stählerne Rad an der Tür, doch ehe er sie öffnete, wandte er sich zu Diane und sagte, an die Inoxfläche gelehnt: »Ich muss Sie warnen: Es sieht ziemlich schrecklich aus. Aber seien Sie beruhigt, es ist kein Blut.«

»Was soll das heißen?«

Langlois packte den senkrechten Griff und stemmte mit viel Kraft die Tür zur Seite. Ein neuerlicher Kältehauch sprang ihr ins Gesicht.

»Lassen Sie sich überraschen. Blut ist es jedenfalls nicht«, wiederholte er.

Mit einer Geste forderte er sie auf, ihm zu folgen. Diane machte einen Schritt und blieb wie angewurzelt stehen. Über die weiße Betonwand, die hinter grauen Plastikbehältern aufragte, zog sich ein Meer lilaroter Spritzer. Hier und dort hatten sich purpurne Krusten gebildet, scharlachrote Schlieren liefen über die Oberflächen der Kisten, und auf dem Fußboden führten violettbraune Schleifspuren bis zur Türschwelle. In diesem Raum, fünf mal fünf Meter groß, der mit Plastikgefäßen aller Art angefüllt war, schien ein regelrechtes Massaker stattgefunden zu haben. Doch das Erstaunlichste – und Abstoßendste – war der intensive Obstgeruch, übermächtig trotz der Kälte.

Von einem Kistenstapel nahm Patrick Langlois ein in Plastikfolie gehülltes Päckchen herunter und hielt es Diane hin.

»Heidelbeeren.« Er warf einen schrägen Blick auf das Etikett. »Importiert aus der Türkei«, las er. »Nach seiner Behandlung ist van Kaen hierher gekommen, um eine Heidelbeerorgie zu veranstalten.«

Diane ging ein paar Schritte durch den Raum und vergewisserte sich, dass ihr Zittern von der Kälte kam.

»Und was ... was hat das alles zu bedeuten?«

Der Polizist warf ihr ein betrübtetes Lächeln zu. »Nichts anderes als das, was ich Ihnen gesagt habe. Nach seiner Akupunkturbehandlung kam Rolf van Kaen nicht etwa auf die Idee zu verschwinden. Vielmehr stand ihm der Sinn nach Heidelbeeren, und so kam er hierher und verschlang ganze Paletten von dem Zeug.« Er sah sich im Raum um. »Er muss gefressen haben wie ein Wilder.«

»Aber ... woran ist er dann gestorben?«, stammelte sie.

Langlois warf das Päckchen auf den Stapel zurück. »An verdorbenem Magen wahrscheinlich.«

Nach einem Blick auf Diane besann er sich. »Verzeihung«, sagte er, »das war ein Scherz. Fakt ist, dass wir die Todesursache noch nicht kennen. Aber es war zweifellos ein natürlicher Tod. Was man so ›natürlich‹ nennt. Nach unseren ersten Erkenntnissen weist die Leiche keine Spur einer Fremdeinwirkung auf. Vielleicht ist van Kaen einem Herzanfall erlegen, oder ein Aneurysma ist geplatzt, oder er hatte eine Krankheit – was weiß ich?«

Langlois deutete auf die halb offene Tür. Es herrschte eine bedrückende Stille.

»Das erklärt Ihnen, wieso die Küche vorläufig unter Quarantäne gestellt wurde: Stellen Sie sich vor, welchen Wirbel eine Leiche, die womöglich an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist, mitten in einer Krankenhausküche ausgelöst hätte. Immerhin werden hier sämtliche Mahlzeiten für die Kinder zubereitet. Dass sich dieser Deutsche ausgerechnet diesen Ort aussuchen musste, um zu sterben – damit hat er ein schönes Chaos in der Klinik angerichtet!«

Diane lehnte sich an einen der Kanister. Der Geruch nach Früchten und Zucker drehte ihr den Magen um.

»Gehen wir«, bat sie leise. »Wirklich, mir ... Ich muss hier raus ...«

Der kühle Morgenwind nahm ihr die Übelkeit ein wenig; dennoch brauchte sie mehrere Minuten, bis sie die Sprache

wiederfand.

»Warum erzählen Sie mir das alles?«, fragte sie schließlich.

Langlois hob erstaunt die Brauen. »Weil Sie von der Geschichte doch direkt betroffen sind! Wenn schon nicht mit Mord, haben wir es immerhin mit unerlaubter Ausübung ärztlicher Praktiken und illegalem Eindringen in einen nicht frei zugänglichen Bereich der Klinik zu tun, zweifellos auch unter Vorgabe einer falschen Identität ...« Er hob den Zeigefinger. »Abgesehen davon sind Sie unsere Hauptzeugin.«

Diane war inzwischen ruhiger geworden und fühlte sich stark genug, um zu erklären: »Sie verstehen mich nicht. Dieser Mann – egal, wer er war, egal, welche Beweggründe er hatte – hat meinem Sohn das Leben gerettet. Nebenbei auch das meine. Deswegen ist mir die angewandte Methode ziemlich egal. Im Moment tut mir nur leid, dass ich ihm nicht danken kann, verstehen Sie? Und ich glaube nicht, dass Ihre Ermittlungen, egal, welches Ergebnis sie haben, daran etwas ändern werden.«

Mit einer wegwerfenden Handbewegung sagte Langlois: »Sie verstehen sehr gut, was ich sagen will. An dieser Sache ist mehreres rätselhaft. Meiner Ansicht nach hat der Fall überhaupt erst angefangen. Im Übrigen habe ich ...«

Das schrille Signal eines Piepsers ertönte. Der Inspektor hakte ein winziges Gerät von seinem Gürtel und las die Meldung auf dem Display. Dann zeigte er Diane die Nachricht und murmelte: »Na bitte, was hab ich gesagt?«

KAPITEL 14

Diane wusste, dass es sich um reale Ereignisse handelte, doch sie nahm das Geschehen mit einer Ungläubigkeit zur Kenntnis, die den Vorteil hatte, dass sie Distanz wahren konnte und sich

von der Verrücktheit nicht anstecken ließ. Später würde sie Ordnung schaffen, würde versuchen, eine Logik zu erkennen. Vorläufig registrierte sie alle Umstände, alle Informationen mit dem Abstand und der Machtlosigkeit einer Träumenden.

Langlois führte sie ins Lavoisier-Gebäude zurück. Diesmal blieben sie im Erdgeschoss. Diane erkannte sofort den Saal wieder, auf den sie zuingen, den Raum für CT-Untersuchungen: Hier hatte man Lucien den ersten Computertomografien unterzogen.

Vor der Tür blieb sie stehen – sie fürchtete sich vor den allzu schmerzhaften Erinnerungen, die dort drinnen über sie herfallen würden. Doch der Inspektor schob sie kurzerhand über die Schwelle und schloss die Tür hinter ihnen. Die erwarteten Ängste blieben aus: Die Atmosphäre im Raum hatte sich dermaßen gewandelt, dass sie ihn kaum wiedererkannte.

Es herrschte eine ungewöhnliche Hektik. An der Bedienungskonsole, vor den Monitoren und Leuchtschirmen, saßen zwei Männer und gaben Befehle ein, woraufhin auf den Bildschirmen farbige Formen erschienen. Jenseits der Trennscheibe machten sich geschäftige Gestalten an der mächtigen CT-Röhre und chromblitzenden Apparaten zu schaffen. Andere zogen Stecker aus dem Boden, schalteten hängende Monitore ab, rückten seltsame Röhren und Sichtgeräte zurecht. Anscheinend waren sie damit beschäftigt, die Spuren ihrer Tätigkeit zu beseitigen.

Einen weißen Kittel trug niemand.

Doch das war nicht das einzig Ungewöhnliche. Die Männer schienen alle recht jung, unter dreißig, und die meisten trugen in einem Gürtelhalter mit Klettverschluss eine Automatikpistole.

Polizisten.

Jetzt war ihr klar, warum man sie im zweiten Stock des Gebäudes hatte warten lassen: Die Polizei hatte sich hier ihr Hauptquartier eingerichtet. Und für ein paar Stunden hatten sie

sich die medizinische Aufnahmetechnik ausgeliehen.

»Paläopathologie: Wissen Sie, was das ist?«, fragte Langlois unvermittelt.

Diane drehte sich zu ihm und antwortete müde: »Das ist ein Verfahren aus der Archäologie; dabei wird eine Mumie oder sonstiges organisches Material mit einem CT-Scanner, einem Kernspinresonanz-Tomografen oder irgendeinem anderen Abbildungsverfahren untersucht, um die inneren Bestandteile zu analysieren, ohne sie zu zerstören. Damit ist es heute möglich, eine virtuelle Autopsie an jahrtausendealten Leichen durchzuführen.«

Langlois lächelte. »Sie kennen sich ja bestens aus«, sagte er anerkennend.

»Ich bin Wissenschaftlerin. Ich lese die Fachpresse. Aber ich verstehe nicht ...«

»In unserer gerichtsmedizinischen Abteilung haben wir einen Crack auf diesem Gebiet. Ein kleines Genie, das in der Lage ist, eine Mumie zu untersuchen, ohne auch nur einen Finger auszuwickeln.«

Diane warf einen bestürzten Blick durch die Glasscheibe und erkannte erst jetzt, dass sich in der Maschine ein längliches Gebilde unter einem Tuch befand. Sie starrte auf das Leichentuch und murmelte: »Wollen Sie damit sagen, Sie haben die Leiche mit dem Tomografen ...«

»Das Material hatten wir ja zur Hand.« Wieder lächelte der Inspektor. »Durchaus interessant, einen Toten in einem Krankenhaus zu entdecken.«

»Sie sind verrückt.«

»Eher in Eile. Mit diesem Apparat ist es uns gelungen, eine virtuelle Autopsie an van Kaen durchzuführen. Jetzt werden wir ihn ganz regulär der Gerichtsmedizin übergeben, und keiner hat was gesehen.«

»Was für eine Sorte Polizist sind Sie eigentlich?«

Langlois wollte eben antworten, als die Zwischentür aufge-

rissen wurde und jemand sagte: »Wir haben uns geirrt.«

Der Inspektor drehte sich zu dem jungen Mann um, der hereingekommen war. Blonde Kraushaare, graue Haut, entzündete Augen: Er erinnerte an eine angerauchte Zigarre. »Wir haben uns geirrt, Langlois«, wiederholte er.

»Inwiefern?«

»Es war Mord. Ein höchst erstaunlicher Mord.«

Der Inspektor warf Diane einen Blick zu. Sie glaubte seine Gedanken zu erraten und sagte: »Es war Ihre Idee, mich überallhin mitzuschleppen. Also machen Sie ruhig weiter mit Ihren Methoden. Ich werde diesen Raum nicht verlassen.«

Zum ersten Mal verrieten die Züge des Inspektors eine Anspannung, die jedoch gleich wieder verschwand. Er fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht, wie um seine verschmutzte Maske wieder aufzusetzen.

»Sie haben Recht«, sagte er und wandte sich wieder an den Gerichtsmediziner. »Erzähl.«

»Als wir mit den Schichtaufnahmen des Oberkörpers anfangen, rechneten wir mit Anzeichen einer Nekrose in der Gegend. Einem Überschuss an herzmuskelspezifischen Isoenzymen oder anderen Hinweisen auf einen Infarkt ...«

»Komm zum Punkt. Was hast du gefunden?«

Der Gerichtsmediziner schien zu zerfallen, gleichzeitig aber hatte er etwas Zähes, Unverwüstliches an sich. Seine Lider zwinkerten mehrmals in rascher Folge, dann ließ er die Bombe platzen: »Dem Kerl ist das Herz explodiert. Das Blut hat sich dermaßen im Herz konzentriert, dass es das Gewebe regelrecht zerrissen hat.«

Langlois zeigte auf einmal seine wahre Jägersnatur und fuhr ihn an: »Verdammte Scheiße! Du hast gesagt, es liegt keine Fremdeinwirkung vor!«

Mit dem Anflug eines Lächelns sah ihn der Mediziner unter seinen Locken herauf an. »Das stimmt ja auch«, sagte er. »Es ist alles innerlich passiert. Im Körperinneren.« Er deutete auf

den Monitor. »Schau dir die Bilder an.«

Ohne einen Blick auf die übrigen Polizisten befahl der Inspektor: »Haut ab. ALLE!«

Der Raum leerte sich. Der Gerichtsmediziner lud das Programm, rief die Datei auf, und auf dem Bildschirm erschien, dreidimensional, der düstere Anblick: das plastische Abbild des Oberkörpers von Rolf van Kaen, nackt, haarlos, auf Höhe des Nabels aufgeschnitten. Der Mediziner setzte sich vor den Bildschirm und begann mit seinem Vortrag.

»Also, das ist die Drei-D-Darstellung des Opfers.«

Der Körper drehte sich um die eigene Achse und kehrte dann in die Ausgangsstellung zurück, wie bei der virtuellen Präsentation eines Produkts.

»Wie ich schon sagte«, wiederholte der Mediziner, »haben wir uns zuerst auf das Herz konzentriert. Vierzig Sekunden Erfassung waren ausreichend, um das Relief darzustellen ...«

»Okay, okay. Mach weiter.«

Der Arzt gab Befehle ein.

»Folgendes habe ich entdeckt ...«

Von den Schultern an verschwand der digitalisierte Körper abschnittsweise. Zuerst kamen die Arterien zum Vorschein, dann erschien ein größerer Ausschnitt mit Organen und Fasern – fleischrotes Gewebe und ineinander verschlungene blaue Arabesken. Das Ganze drehte sich langsam, aber kontinuierlich, wie ein makabres Karussell. Diane war angewidert und fasziniert zugleich.

Sie brauchte eine Sekunde, bis sie begriff, was der Gerichtsmediziner ihnen klarzumachen versuchte: Das Herz war in der Tat nicht mehr als solches erkennbar, sondern nur noch ein nach der Explosion von Blut und Gewebe erstarrtes Gebilde, ein schwärzlicher Fleck, der sich im Geflecht der Adern und Lungenbläschen ausgebreitet hatte.

»Ich kann es isolieren«, verkündete der Gerichtsmediziner.

Mit dem Mauszeiger fuhr er über den Bildschirm und ließ

sämtliche Überreste von Organen verschwinden, bis das zerfetzte Herz auf dem Monitor erschien, hübsch herausgelöst vor neutralem Hintergrund. Mit seinen versteinerten bräunlichen Verästelungen und Verzweigungen ähnelte es einem Korallenriff. Ein Gestrüpp der Gewalt.

Mit heiserer Stimme fragte Langlois: »Wie bringt man so was fertig?«

Die Stimme des Gerichtsmediziners veränderte sich, als käme sie aus weiter Ferne: der Tonfall des kühlen Analytikers.

»Physiologisch ist das ziemlich einfach«, erklärte er. »Man muss nur die Aorta abklemmen, zum Beispiel indem man sie knickt wie einen Gartenschlauch, damit sie das Blut nicht mehr aus dem Herzen abtransportieren kann, während durch die Hohl- und Lungenvenen immer mehr Blut herbeiströmt, bis das Fassungsvermögen überschritten ist.«

Er gab einen weiteren Befehl ein. Auf dem Bildschirm erschienen wieder die übrigen inneren Organe und die Adern des Blutkreislaufs.

»Hier sieht man ganz deutlich die Torsion der Aorta.« Er klickte auf eine Stelle und hob sie in Vergrößerung hervor. »Und hier.«

Langlois war skeptisch: »Und wie hat man Zugang zu dieser Arterie, innerhalb des Körpers?«

Der Gerichtsmediziner wandte sich vom Bildschirm ab und verschränkte die Arme, wie um den Abscheu und das Grauen abzuwehren, das der Gedanke ihm einflößte.

»Das ist das Abartigste daran«, sagte er. »Der Mörder hat die Hand in den Bauch des Opfers geschoben und sich durch die Eingeweide bis zur Aorta vorgearbeitet.«

Er drehte sich zum Bildschirm und gab einen neuen Befehl ein, woraufhin sich van Kaens Rumpf wieder zusammensetzte und unter grauem Fleisch die inneren Organe sichtbar wurden. Der Gerichtsmediziner klickte auf das Brustbein am oberen Ende des Bauchraums und vergrößerte den Bildausschnitt. Ein

haarfeiner Einschnitt wurde sichtbar.

»Hier, das ist die Wunde«, sagte er. »Sie ist so unauffällig und unter der Behaarung so gut verborgen, dass wir sie bei der äußeren Untersuchung gar nicht bemerkt hatten.«

»Durch diesen Schlitz hat der Mörder die Hand hineingeschoben?«

»Zweifellos. Die Wunde ist nicht breiter als zehn Zentimeter. Wenn wir bedenken, wie dehnbar die Haut ist, reicht das ohne weiteres für einen Arm. Vorausgesetzt, der Mensch ist zierlich und eher klein. Ungefähr eins sechzig, würde ich sagen.«

»Aber van Kaen war ein Riese!«

»Vielleicht waren es mehrere. Oder das Opfer stand unter Drogen. Was weiß ich.«

Den Blick auf den Bildschirm geheftet, fragte Patrick Langlois: »Und der Mann war lebendig, während ihm der Bauch aufgeschlitzt wurde, oder?«

»Lebendig und bei Bewusstsein, ja. Das beweist das geplatzte Herz. Während der Mörder in den Eingeweiden herumgewühlt hat, fing das Herz an zu rasen und pumpte entsprechend mehr Blut. Die Sättigung war bald erreicht und bewirkte eine sehr heftige Explosion.«

»Ich hatte ja schon mit Unannehmlichkeiten gerechnet, aber eine Sache von diesem Kaliber ...«

Erst jetzt schienen sich die beiden Männer der Anwesenheit der jungen Frau bewusst zu werden, beide im selben Moment; beinahe gleichzeitig drehten sie sich zu ihr um, und Langlois sagte: »Diane, es tut mir leid. Wirklich, wir ... Diane? Alles in Ordnung?«

Wie versteinert starrten ihre Augen hinter den Brillengläsern auf den Monitor. Tonlos flüsterte sie: »Mein Sohn. Ich möchte meinen Sohn sehen.«

KAPITEL 15

Sie kannte diese Gärten wie ihre Träume. Als Kind hatte sie hier ganze Nachmittage verbracht, am Brunnen, ringsum die grünen Alleen. Trotzdem empfand sie keine besondere Nostalgie in den Jardins du Luxembourg – sie hatte lediglich das Gefühl, dass der Park ihr Frieden bescherte.

Mehr als achtundvierzig Stunden waren seit dem Wunder vergangen. Und die Anzeichen einer Remission hielten an. Am Tag zuvor hatte das Kind mehrmals Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand bewegt. Diane hätte sogar geschworen, dass sich in ihrer Anwesenheit seine rechte Hand gehoben hatte. Die ärztlichen Untersuchungen hatten ergeben, dass der Hirndruck sank und das Odem sich zurückbildete. Und die Körperfunktionen normalisierten sich allmählich. Sogar Doktor Daguerre war bereit einzuräumen, dass sich tatsächlich ein Erwachen aus dem Koma ankündigte. Er meinte, möglicherweise könnten in den nächsten Tagen sogar die Dränagen entfernt werden.

Diane hätte jubeln müssen vor Glück. Aber da waren dieser Mord, die unerklärliche Gewalttätigkeit, diese niederschmetternden Bilder auf dem Monitor. Wie konnte eine derartige Grausamkeit möglich sein? Warum hatte der Mann, der ihren Sohn gerettet hatte, unter solchen Umständen sterben müssen, nur ein paar Stunden nach seinem segensreichen Eingreifen?

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Diane schaute auf. Patrick Langlois stand vor ihr, genau so, wie sie ihn zwei Tage zuvor kennengelernt hatte: schwarzer Mantel, schwarze Jeans, schwarzes T-Shirt. Offensichtlich besaß der Mann die Garnitur in mehrfacher Ausführung – wie eine Reihe von Leichen im Schrank. Im Übrigen roch er nicht nach Rasierwasser, sondern verbreitete einen merkwürdigen Geruch nach gebügelter Wäsche.

Statt einer Antwort stand sie auf. »Gehen wir lieber ein paar Schritte«, sagte sie.

Der Polizist nickte. Diane schlug den Weg zu den oberen Gartenanlagen ein: Über drei Alleen ging es eine sanfte rasenbewachsene Anhöhe hinauf.

»Es war eine gute Idee, diese Verabredung im Park«, sagte er in jovialem Ton.

»Ich bin gern hier. Ich wohne nicht weit.«

Sie stiegen die Steinstufen hinauf. An diesem trüben Tag waren die Wege fast menschenleer, und die Bäume schienen beinahe kokett den frischen Wind in ihrem Laub aufzunehmen, sowie eine Frau, die sich mit flatterndem Rock über den Lüftungsschacht der U-Bahn stellt.

Langlois holte tief Luft und erklärte: »Ich hätte nie gedacht, dass mir so was mal passiert.«

»Was?«

»Dass ich ein hübsches Mädchen auf einer Parkbank anspreche.«

»Haha«, meinte Diane und setzte eine halb amüsierte, halb gekränkte Miene auf.

Alle Furcht, alle Beklommenheit schien von ihnen abgefallen, von beiden. Mit leisem Abscheu dachte sie an den erbarungslosen Egoismus der Lebenden gegenüber den Toten. Die glänzenden Blätter, die Frische des Windes, das Kindergeschrei in der Ferne waren die einzige Gegenwart, die zählte – und angesichts dieser Realität wog die Erinnerung an van Kaen nicht schwer.

»Als ich in der Ausbildung war, im Internat der Polizeischule«, begann der Inspektor, »bin ich am Wochenende ausgerissen und habe an der Sorbonne Blockseminare in Philosophie besucht. Am Abend kam ich dann immer hierher, in diesen Park. Damals hatte ich das Gefühl, ich sei an einer Naturkatastrophe vorbeigeschrammt: an der Arbeitslosigkeit. Aber dann sah ich eine andere Katastrophe auf mich zukommen, die ich noch schlimmer fand.«

»Was denn?«

Er breitete die Hände aus. »Die Gleichgültigkeit der Pariser«, sagte er. »Ich ging hier spazieren und beobachtete aus dem Augenwinkel die Leute, die auf ihren Eisenstühlen saßen und lasen und so turmhoch über allem standen, dass sie völlig unansprechbar waren. Und ich fragte mich, was man wohl sagen könnte, um einen Kontakt herzustellen. Wie man sie wohl ansprechen könnte.«

Diane lächelte. Eine feine Krümmung der Lippen, leicht wie die Brise. »Und?«, fragte sie.

»Ich habe keine Antwort gefunden.«

Sie neigte den Kopf zur Seite und schlug einen vertraulichen Tonfall an: »Jetzt können Sie einfach Ihren Dienstausweis zücken.«

»Genau. Oder mit einer Truppe anrücken und alle kurzerhand verhaften.«

Diane lachte. Sie gingen auf das Tor an der Rue Auguste-Comte zu. Hinter dem Gitter waren weitere Gärten zu erkennen, kleiner und versteckter.

»Wie geht es Lucien?«, fragte Langlois.

»Es geht ständig aufwärts. Inzwischen wurden Muskelbewegungen in allen vier Gliedmaßen registriert.«

»Das ist ja wirklich phantastisch ...«

»Das Leben. Der Tod«, fiel sie ihm ins Wort. »Das sagten Sie schon.«

Langlois lächelte. Seine verschmitzte Miene verlieh ihm einen kindlichen Charme. Dann fuhr er in ernstem Ton fort: »Ich wollte Sie über den neuesten Stand informieren. Wir haben den geheimnisvollen Doktor identifiziert. Er hieß tatsächlich Rolf van Kaen.«

Diane bemühte sich, ihre Ungeduld zu zügeln. »Und wer war er?«, fragte sie.

»Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Er war Chefarzt für Anästhesie in der kinderchirurgischen Abteilung des Berliner Krankenhauses Charité. Ein Riesenbetrieb, ungefähr so wie das

Necker. Außerdem hatte er einen Lehrstuhl für Neurobiologie an der Freien Universität Berlin. Und er veranstaltete Kolloquien über Neurostimulation und ihre Verbindungen mit der Akupunktur. Offensichtlich eine Koryphäe.«

Diane dachte an die massige weißhaarige Gestalt im Halbdunkel des Zimmers, sah die Hände des Arztes, die vorsichtig die Nadeln im Körper des Kindes drehten, und fragte: »Wo hat er denn die Akupunktur gelernt?«

»Genau weiß ich das nicht, aber ich nehme an, in Vietnam. Dort hat er fast zehn Jahre gelebt, in den achtziger Jahren.«

Im Gehen hatte Langlois eine Aktenmappe aus der Tasche gezogen, in die er hin und wieder einen Blick warf.

»Van Kaen war Ostdeutscher, aus Leipzig. Deswegen konnte er sich in Vietnam aufhalten, das damals gegen den Westen hermetisch verschlossen war.«

»Sie meinen, weil er aus einem sozialistischen Land kam, durfte er einreisen?«

»Richtig. Ein DDR-Bürger konnte eher in Hô-Chi-Minh-Stadt seine Zelte aufschlagen, als in Westberlin einkaufen zu gehen.« Wieder blätterte er in seinen Unterlagen. »Momentan gibt es nur einen einzigen grauen Bereich in seiner Laufbahn: zwischen 1969 und 1972. Anscheinend weiß niemand, wo er sich in dieser Zeit aufgehalten hat. In den achtziger Jahren war er jedenfalls in Vietnam, und nach der Maueröffnung ist er nach Deutschland zurückgekehrt und hat sich in Berlin niedergelassen. Es dauerte nicht lang, bis er seine Fähigkeiten unter Beweis gestellt hatte und in die wissenschaftliche Elite der ehemaligen BRD Eingang gefunden hatte.«

Diane kehrte in die Gegenwart zurück. »In dem Mordfall haben Sie aber noch keine Spur, oder?«

»Jedenfalls kein Motiv. Der Mann erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und Anerkennung. Er war nur ein bisschen schrullig.«

»Inwiefern?«

»Er war ein großer Schürzenjäger. Jedes Jahr im Frühling verführte er reihenweise seine Krankenschwestern auf merkwürdigste Art.«

»Nämlich?«

»Singend. Er trug Opernarien vor. Und anscheinend bezirzte er mit seinem Gesang das gesamte weibliche Krankenhauspersonal. Ein echter Casanova. Aber Eifersucht scheint mir als Motiv eher unwahrscheinlich ...«

»Was vermuten Sie denn?«

»Eher eine Abrechnung. Westler, die ihre im Osten gebliebenen Familien rächen, irgendwas von der Art ... In dem Fall war van Kaen vermutlich aus dem Schneider, denn er lebte in Vietnam. Und nichts deutet darauf hin, dass er irgendwie mit den kommunistischen Machthabern verstrickt war. Trotzdem hake ich hier nach.«

Sie schritten durch das hohe Tor, überquerten die Rue Auguste-Comte und betraten die Gärten der Sternwarte. Dieser Park, eingezwängt zwischen Wohnhäusern, überwölbt von Herbstlaub, schien sich in Schatten und Kühle zusammenzukauern.

»Eigentlich«, fing der Polizist nach einer Weile wieder an, »interessiert mich eine Frage ebenso sehr wie der Mord selbst: Warum ist dieser Mann hergekommen, um Ihren Sohn zu behandeln?«

Diane schauderte. »Sehen Sie etwa einen Zusammenhang zwischen dem Mord und Lucien?«, fragte sie.

»Wie kommen Sie darauf? Sein Erscheinen ist Teil des Rätsels ... Und es kann uns helfen, seine Persönlichkeit auszuloten.«

»Ich wüsste nicht, wie.«

»Schauen Sie«, sagte Langlois in belehrendem Ton. »Ein angesehener Arzt, eine Berühmtheit in seinem Land, lässt auf einmal alles liegen und stehen, rast zum Flughafen und nimmt die erste Maschine nach Paris – so viel wissen wir nämlich: Wir konnten präzise jede Etappe seiner Reise rekonstruieren.

In Roissy angelangt, begibt er sich schnurstracks zum Necker, beschafft sich ein falsches Namensschild, klagt Schlüssel, macht sich noch die Mühe, die Krankenschwestern zu Doktor Daguerre zu beordern, um auf der Intensivstation ungestört zu sein ...«

Sie erinnerte sich, wie leer und still der Flur gewesen war: Van Kaen hatte tatsächlich sämtliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen.

»Und das alles wofür?«, fuhr der Leutnant fort. »Um in aller Eile seine geheimnisvolle Technik an Lucien anzuwenden. Da ging es um eine Lebensrettung, Diane. Und diese Rettungsmaßnahme gilt ausschließlich Ihrem kleinen Jungen.«

Diane schwieg. Die Fragen, die Langlois formuliert hatte, stellte sie sich auch selbst. Warum hatte sich dieser Deutsche so sehr für Lucien interessiert? Woher wusste er überhaupt von ihm? Wer hatte ihn von seinem kritischen Zustand benachrichtigt? Hatte er einen Helfer innerhalb der Klinik?

Als hätte er Dianas Gedanken gelesen, setzte Langlois hinzu: »Es kann niemand aus Ihrem Bekanntenkreis sein, der ihn kontaktiert hat, oder?«

Sie schüttelte den Kopf. Der Polizist warf ihr einen zustimmenden Blick zu, und sie nahm an, dass er in dieser Richtung bereits nachgeforscht hatte. Während er das Tor zum dritten Garten öffnete, sprach er weiter: »Wir vernehmen zur Zeit das Krankenhauspersonal. Die Ärzte, Pfleger, Schwestern. Vielleicht kannte ihn jemand. Persönlich oder wenigstens dem Namen nach. Die deutsche Polizei überprüft unterdessen alle seine Anrufe, sämtliche Nachrichten. Eines steht fest: Er wurde unmittelbar nach Luciens letzter Krise benachrichtigt, als die französischen Ärzte die Hoffnung aufgegeben hatten.«

Sie gingen noch immer durch den gleichmütigen Schatten der Bäume, und unter ihren Schritten knirschte der Kies. »Und über die Technik des Verbrechens, haben Sie da etwas Neues?«, fragte Diane.

»Nein. Die Autopsie – die echte – hat die Erkenntnisse unseres virtuellen Vorstoßes bestätigt. Die Grausamkeit des Mordes ist wirklich haarsträubend. Man denkt fast ... an eine Opferung, irgendwas von der Art. Wir haben nachgeforscht, ob es in Frankreich ähnliche Fälle gegeben hat. Aber nein, natürlich nicht. Abgesehen davon haben wir kein Indiz, keine Spur, nichts. Das einzig Neue, das die Autopsie ergeben hat, ist ein eigenartiges Leiden, von dem van Kaen befallen war.«

»Was denn?«

»Eine Atrophie des Magens: Er hat sich so stark zurückgebildet, dass van Kaen seine Nahrung praktisch wiederkauen musste, ehe er sie schlucken konnte. Damit erklären sich die Schlieren an den Wänden des Kühlraums. Als van Kaen angegriffen wurde, spie er den Brei aus roten Beeren wieder aus, den er in der Speiseröhre hatte.«

Diane hatte das Gefühl, als drängten Langlois' Worte direkt in sie ein, bohrten sich unter ihre Haut wie winzige Kristalle der Angst. Eine geheime Welt ergriff Besitz von ihr und nahm unmerklich die Form eines gräßlichen Alptraums an.

Inzwischen hatten sie den Brunnen der Sternwarte erreicht: acht steinerne Pferde, die sich unter wilden Kaskaden bäumten. Jedesmal, wenn sie hierher kam, wenn sich die Bäume dem Wind öffneten und die Luft nass war vom Tröpfchenschauer des Wasserfalls, empfand Diane dieselbe Traurigkeit und Leere, und diesmal war das Gefühl noch mächtiger als sonst.

Langlois trat zu ihr, um sich über das Rauschen des Wassers hinweg verständlich zu machen. »Diane«, sagte er, »ich habe noch eine letzte Frage: Könnte Ihr Adoptivsohn aus Vietnam stammen?«

Langsam drehte sie sich zu ihm und sah ihn durch den Schleier ihrer Tränen, als wäre er weit entfernt. Sie war weder erschrocken noch schockiert über seine Frage, noch war sie enttäuscht. Sie erkannte lediglich den Grund dieses morgendlichen Spaziergangs. Sie gab nicht gleich eine Antwort, und

Langlois schien von ihrem Schweigen irritiert, vielleicht bereute er auch seine Frage. Jedenfalls fügte er nachdrücklicher hinzu: »Van Kaen hat fast zehn Jahre in Vietnam gelebt. Ich kann diese Möglichkeit nicht ausschließen. Vielleicht stammt Lucien aus einer Familie, die er gekannt hat – ich weiß ja nicht.«

Diane stand da wie versteinert.

In autoritärem Ton wiederholte er: »Antworten Sie, Diane. Kann es sein, dass Lucien aus Vietnam stammt?«

Sie wandte sich wieder den vom Wasser überströmten Pferden zu. Die Tropfen wehten ihr ins Gesicht, und auf ihre Brillengläser legte sich ein feiner Nebel. »Ich weiß es nicht«, sagte sie endlich. »Es ist alles möglich.«

Der Ton des Polizisten verlor seine Eindringlichkeit. »Könnten Sie sich erkundigen?«, fragte er. »Bei den Leitern des Waisenhauses?«

Diane richtete den Blick in die Ferne. Jenseits des Boulevard Port-Royal fuhr der stürmische Himmel seine immergleichen Wolkenformationen auf. Sie empfand eine jähe Sehnsucht nach den Wolken der tropischen Regenzeit, die sich als quecksilberne Flammen in ihr Gedächtnis eingegraben hatten.

»Ich werde dort anrufen«, versprach sie schließlich. »Ich werde nachforschen. Ich helfe Ihnen.«

KAPITEL 16

Auf dem Rückweg gab sich Diane den wildesten Spekulationen hin. Auf dem Boulevard Port-Royal war sie überzeugt von Luciens vietnamesischer Herkunft. In der Rue Barbusse war sie sicher, dass er kein namenloses Kind war: Rolf van Kaen hatte seine Familie gekannt; auf mysteriöse Weise war der kleine Junge ausgesetzt worden, und auf noch geheimnisvollerem

Weg hatte der deutsche Arzt von seinem Aufenthalt in Frankreich erfahren. In der Rue Saint-Jacques stellte sie sich vor, das Kind sei der geheim gehaltene Sprössling einer prominenten Persönlichkeit, die den Akupunkteur benachrichtigt und dringend nach Paris beordert hatte. Erst als sie vor ihrem Haustor stand und den Schlüsselcode eingeben musste, fanden ihre Hirngespinnste ein jähes Ende.

In ihrer Wohnung kam sie wieder zur Ruhe. Die vertrauten Empfindungen, die ihre drei Zimmer verbreiteten, besänftigten sie. Sie nahm sich Zeit, den Blick über die weißen Wände schweifen zu lassen, das Mahagoniparkett, die bodenlangen, makellosen Vorhänge, in denen sich die Erinnerung an Sonnen- und Regentage zu halten schien. Lange atmete sie den Geruch von Bodenwachs und den kaum noch wahrnehmbaren Duft von Eau de Javel ein, die hier schwebten, seitdem sie am Tag nach dem Wunder ihre Wohnung von Grund auf gereinigt und aufgeräumt und desinfiziert hatte, um alle Spuren zu beseitigen, die sie an das Leid und die Vernachlässigung der vergangenen zwei Wochen erinnerten. Der Geruch der Sauberkeit tröstete und bestätigte sie in ihrem Entschluss.

Sie warf einen Blick auf die Uhr und berechnete die Zeitverschiebung gegenüber Thailand: Mittag in Paris, siebzehn Uhr in Ranong. Sie holte ihre Adoptionsakte hervor, dann setzte sie sich in ihrem Zimmer auf den Boden, ans Bett gelehnt. Um ihre Aufregung zu bezwingen, atmete sie tief unten im Bauch, konzentrierte sich auf die Gegend rund um den Nabel – eine klassische Entspannungstechnik, die sie durch Wing-Tsun kennengelernt hatte. Als der Sauerstoff sich in ihrem Blut verteilt hatte und an diesem geheimen Punkt versammelte, als die Ruhe sich in ihr ausbreitete wie eine große, besänftigende Leere, war sie bereit.

Sie hob den Hörer ab und wählte die Nummer des Waisenhauses der Stiftung Boria-Mundi. Nach mehrmaligem, unterbrochenem Läuten meldete sich eine nieselnde Stimme. Diane

fragte nach Térésa Maxwell. Sie wartete gut zwei Minuten, bis ein »Hallo« ertönte, scharf und abgehackt, wie eine zuknallende Tür. Lauter, als sie wollte, fragte Diane: »Madame Maxwell?«

»Am Apparat. Wer spricht?«

Die Verbindung war übel, der Tonfall der Direktorin noch viel übler.

»Hier ist Diane Thiberge«, begann sie. »Vor etwa einem Monat war ich bei Ihnen im Waisenhaus, genauer gesagt, am 4. September. Ich bin diejenige, die ...«

»Die mit dem goldenen Nasenring?«

»Richtig.«

»Was wollen Sie? Haben Sie ein Problem?«

Diane stellte sich das gutmütige Gesicht, den forschenden Blick vor und log ohne zu zögern: »Nein, überhaupt nicht.«

»Wie geht es dem Jungen?«

»Sehr gut.«

»Warum rufen Sie dann an, wollen Sie mir etwas mitteilen?«

»Ja ... Das heißt, nicht ganz. Ich wollte Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Aus der Leitung drangen nur Rauschen und ferne Stimmfetzen. Diane fuhr fort: »Als ich bei Ihnen war, sagten Sie, Sie wüssten nicht, woher das Kind kommt.«

»Das ist richtig.«

»Seine Familie kennen Sie nicht?«

»Nein.«

»Haben Sie nie seine Mutter gesehen?«

»Nein.«

»Und Sie haben keine Ahnung, welcher Volksgruppe er angehört? Oder aus welchem Grund er ausgesetzt wurde?«

Nach jeder Frage erfolgte ein kurzes, feindseliges Schweigen, ehe Térésa Maxwell eine Antwort gab. Die wiederum aus einer Frage bestand: »Wozu wollen Sie das denn wissen?«

»Na ja ... Ich bin seine Adoptivmutter. Ich muss es einfach

wissen, um meinen Sohn besser zu verstehen.«

»Es gibt also doch ein Problem. Sie verschweigen mir etwas.«

Vor Dianas Augen erschien die kleine Gestalt in ihren Verbänden, an Apparate und Infusionsschläuche angeschlossen, und ihre Kehle war wie zugeschnürt, als sie sagte: »Nein, ich verschweige Ihnen nichts. Ich würde nur gern ein bisschen mehr über meinen kleinen Jungen wissen, und ich dachte ...«

Térésa Maxwell seufzte und sagte, nun weniger angriffslos: »Bei unserem Treffen habe ich Ihnen alles gesagt. Es gibt viele Straßenkinder in Ranong, die ohne Eltern und ohne medizinische Versorgung aufwachsen. Wenn ein Kind in wirklich schlimmer Verfassung ist, nehmen wir es auf und versorgen es. Das ist alles. Lü-Sian war so ein Straßenkind.«

»Was fehlte ihm?«

»Er litt unter Dehydrierung. Und unter Mangelernährung.«

»Wie lange war er denn im Waisenhaus, bevor ich ihn abgeholt habe?«

»Ungefähr zwei Monate.«

»Und in der Zeit haben Sie gar nichts über ihn erfahren?«

»Wir stellen keine Nachforschungen an.«

»Hat er nie Besuch bekommen?«

Die Störungen in der Verbindung setzten verstärkt wieder ein. Diane hatte den Eindruck, als würde ihre Gesprächspartnerin ihr entrissen – und damit auch jede Möglichkeit, mehr zu erfahren. Doch auf einmal drang die Stimme wieder durch das Rauschen: »Nehmen Sie sich in Acht, Diane.«

Sie zuckte zusammen. Térésas Stimme erschien ihr auf einmal viel näher. »Wo ... wovor?«, stammelte sie.

»Vor sich selbst«, antwortete die Direktorin. »Hüten Sie sich vor dem Wunsch, mehr herauszufinden, vor der Verlockung, Erkundigungen über Lü-Sian einzuholen. Der Junge ist jetzt Ihr Kind. Woher er kommt, spielt keine Rolle mehr: Seine Herkunft sind Sie. Suchen Sie nicht weiter.«

»Aber ... warum denn?«

»Es führt nirgendwohin. Das ist eine regelrechte Krankheit bei Adoptiveltern. Früher oder später wollen sie immer alles wissen, fangen an zu fragen, schnüffeln herum. Als wollten sie sich die Zeit aneignen, in der das Kind ihnen nicht gehört hat, von der sie nichts wissen. Aber die Kinder haben alle eine Vergangenheit, und daran können Sie nichts ändern. Das ist ihr dunkler Anteil.«

Diane konnte dem nichts hinzufügen. Ihre Kehle war trocken, und Térésa sprach weiter: »Wissen Sie, was ein Palimpsest ist?«

»Äh ... ja ... ich glaube schon.«

Térésa erklärte es trotzdem: »Palimpseste sind diese Pergamentstücke aus der Antike, von denen die mittelalterlichen Mönche aus Sparsamkeitsgründen den Text abschabten, um sie danach neu zu beschriften. Diese Schriftstücke tragen also einen neuen Text, doch in der Tiefe des Materials ist immer noch die ursprüngliche Botschaft enthalten. Ganz ähnlich ergeht es einem Adoptivkind. Sie ziehen es auf, bringen ihm eine Menge bei, prägen es durch Ihre Kultur, Ihre Persönlichkeit ... Aber unter dieser Schicht befindet sich nach wie vor ein anderes Manuskript. Das Kind wird seine ursprüngliche Herkunft nie ganz ablegen. Das genetische Erbe seiner Eltern, seiner Kultur. Die paar Jahre, die es in seiner Heimat verbracht hat ... Mit diesem Geheimnis müssen Sie leben lernen. Respektieren Sie es. Das ist der einzige Weg, um Ihren Sohn wirklich zu lieben.«

In Térésas rauer Stimme schwang ein sanfter Ton mit. Diane stellte sich das Waisenhaus vor. Sie nahm seine Gerüche wahr, die Hitze, die Krankenhausatmosphäre. Die Direktorin hatte natürlich in jeder Hinsicht Recht. Aber sie wusste nichts vom wahren Grund ihres Anrufs: Diane musste präzise Antworten auf ihre Fragen erhalten.

»Sagen Sie mir nur eines«, bat sie. »Könnte Lucien ... das

heißt Lū-Sian ... könnte er Ihrer Ansicht nach Vietnamesisch sein?«

»Vietnamesisch? Du lieber Gott, wieso denn Vietnamesisch?«

»Na ja ... Vietnam ist ja nicht so weit, und ...«

»Nein. Ausgeschlossen. Im Übrigen spreche ich Vietnamesisch – Lū-Sians Sprache ist etwas völlig anderes.«

»Ich danke Ihnen«, murmelte Diane. »Ich ... ich rufe Sie wieder an.«

Sie legte auf und lauschte dem Echo nach, das die Worte der Direktorin wie in einem riesigen, kalten Kirchenschiff hinterlassen hatten.

In dem Moment kam ihr eine weit zurückliegende Erinnerung in den Sinn.

Es war in Spanien, in Asturien, wo sie mehrere Raubvogelarten zu orten hatte, und in einem Augenblick der Muße hatte sie ein Kloster besucht. Ein hässliches graues Gemäuer, das noch in der Zeit der Meditationen und des Stein gewordenen Raubvogels lebte. In der Bibliothek jedoch hatte sie ein faszinierendes Objekt entdeckt: In einer Glasvitrine hing an Drähten ein Stück Pergament. Seine raue, rötliche Oberfläche ließ es aussehen wie etwas Organisches, beinahe Lebendiges. In eng zusammengedrängten, gestochen scharfen Buchstaben lief die gotische Schrift über die Zeilen und ließ nur hin und wieder Raum für eine feine Illumination.

Aber das eigentlich Spannende war etwas anderes.

In regelmäßigen Abständen ging darüber ein ultraviolettes Licht an und brachte unter den schwarzen Buchstaben eine andere Schrift zum Vorschein, flüssig und temperamentvoll. Die Spuren eines früheren Textes aus der Antike. Wie ein Abdruck im Fleisch des Pergaments.

Diane begriff jetzt: Wenn ihr Sohn ein Palimpsest war, wenn seine Vergangenheit ein halb ausgelöschter Text war, dann besaß sie davon lediglich Krümel. Lū. Sian. Und die wenigen Wörter, die er während der drei Wochen, die er bei ihr in Paris

verbracht hatte, häufig wiederholt hatte. Diese Wörter, die Térésa Maxwell nicht verstand.

KAPITEL 17

Eine der Zweigstellen des französischen Instituts für orientalische Sprachen und Kulturen befand sich in der Rue de Lille, direkt hinter dem Musée d'Orsay. Es war ein riesiges Gebäude, dunkel und herrisch und von jener erhabenen Würde, die, wie Diane fand, die schönen Wohnhäuser des siebten Arrondissements auszeichnete.

Sie durchquerte die marmorgeflieste Eingangshalle und drang in das Labyrinth der Treppen und Vorlesungssäle ein. Im ersten Stock fand sie das Sekretariat des Lehrstuhls für südostasiatische Sprachen. Sie trat ein, gab sich als Journalistin aus und erklärte der Sekretärin, sie arbeite an einer Reportage über die Völker des Goldenen Dreiecks: Ob sie wohl mit Isabelle Condroyer sprechen könne? Auf den Namen war sie in einem Sammelband mit völkerkundlichen Aufsätzen gestoßen, und die Wissenschaftlerin und Expertin für die Völker dieser Gegend erschien ihr als die beste Ansprechpartnerin.

Die Sekretärin lächelte. Diane habe Glück, antwortete sie, denn Madame Condroyer halte in diesem Augenblick ein Seminar hier am Institut; sie brauche also nur in Zimmer 138 im Erdgeschoss zu warten, man werde die Frau Professor benachrichtigen.

Diane ging wieder hinunter. Das Zimmer 138 war ein winziger Raum im Souterrain, dessen Strukturglasfenster auf Höhe des Erdbodens in einen Innenhof hinausgingen. Die aneinander gedrängten kleinen Tische, die schwarze Tafel, der Geruch nach lackiertem Holz erinnerten Diane an ihr eigenes Studium. Aus einem alten Reflex heraus setzte sie sich in die letzte

Reihe, wie einst die einzelgängerische Studentin, und versank beinahe wider Willen in ihre Erinnerungen an die Universität.

Wenn sie an diese Phase ihres Lebens zurückdachte, fielen ihr nicht die Stunden im Hörsaal ein, sondern die Exkursionen, die schon die letzten Jahre vor ihrer Promotion bestimmt hatten. Sie war nie eine eifrige Studentin gewesen, ebenso wenig wie sie eine leidenschaftliche Analytikerin und Theoretikerin war. Wirklich begeistern konnte sie sich nur für die Feldforschung. Funktionale Morphologie, ökologische Selbstorganisation, Topografie der Lebensräume, Populationsdynamik – diese Begriffe, diese Fachgebiete waren für sie immer nur Vorwand gewesen, um wieder aufzubrechen. Um auf der Lauer zu liegen, zu beobachten, ein Leben in Wildnis und Freiheit zu führen.

Seit ihrer letzten Reise hatte Diane vor allem eins im Sinn: Sie wollte die Barbarei der Jagd, die Grausamkeit des Jägers begreifen. Sie war wie besessen von dieser Frage, deren anschaulichster Ausdruck für sie das Zuspinnen eines Kiefers über lebendigem Fleisch war. Aber vielleicht gab es ja gar nichts zu begreifen – nur zu erfahren. Wenn sie die großen Raubkatzen beobachtete, die im Dickicht auf der Lauer lagen, so reglos, dass sie mit der Vegetation eins waren, sich in die Struktur des Augenblicks einfügten, war sie sicher: Eines Tages würde sie sich selbst in diese Raubkatze, dieses Lauern, diesen Augenblick verwandeln. Es ging ihr nicht mehr darum, den animalischen Instinkt zu begreifen. Sie wollte in ihn eindringen. Man musste selbst zu diesem blinden Trieb werden, zu dieser Bewegung der Vernichtung, die keine andere Logik kannte als sich selbst ...

Unvermittelt ging die Tür auf. Isabelle Condroyer trug ihre hohen Backenknochen, wie andere hohe Pfennigabsätze tragen. Ihre Augen unter den kurz geschnittenen kastanienbraunen Haaren hatten einen leicht asiatischen Schnitt, doch die Farbe von grünem Tee: wie grüne Mandeln, frisch vom Baum ge-

pflückt. Diese Frau hatte ohne Zweifel einen Schuss asiatischen Elixiers im Blut, doch dieser verlieh ihr nicht den Reiz einer exotischen Puppe, sondern eher die abweisende Schroffheit eines Berges. Diane stand auf.

»Meine Sekretärin sagt, Sie sind Reporterin«, begann die Wissenschaftlerin. »Für welche Zeitung arbeiten Sie?«

Diane bemerkte, dass die rote Bluse der Ethnologin zu eng war und zu indiskreten Schlitzten aufklaffte. Sie bemühte sich um ein entwaffnendes Lächeln. »Ach«, sagte sie, »das habe ich vor allem deshalb gesagt, weil ich unbedingt mit Ihnen sprechen wollte ...«

»Wie bitte?«

»Ich brauche eine Auskunft. Es ist sehr dringend ...«

»Das ist doch nicht Ihr Ernst! Glauben Sie vielleicht, ich hätte sonst nichts zu tun?«

Einen Moment lang hatte Diane das Bedürfnis, im selben Ton zu antworten, doch sie besann sich: Eine von vielen Kampftechniken bestand darin, den Schwung des Gegners umzukehren und gegen ihn selbst zu richten. Sie beschloss, die sentimentale Saite in Schwingung zu versetzen, um die Angriffslust der Frau zu überwinden.

»Vor ein paar Wochen habe ich ein Kind adoptiert«, erklärte sie. »In Thailand, in einem Waisenhaus bei Ranong. Sie kennen das Gebiet sicher. Das Kind ist sechs oder sieben Jahre alt.«

»Na und?«

»Der Junge sagt ein paar Worte oder Sätze, und ich würde gern wissen, welche Sprache er spricht, was sein Heimatdialekt ist.«

Die Ethnologin stellte ihre Aktentasche auf dem Katheder gegenüber den Studentenpulten ab und verschränkte die Arme, sodass die Knopfleisten an ihrer Bluse noch weiter aufklafften und einen Blick auf die Unterwäsche freigaben.

Ungerührt fuhr Diane fort: »Wir hatten vor kurzem einen

Autounfall, bei dem der Junge um ein Haar ums Leben gekommen wäre. Er ist noch immer nicht bei Bewusstsein, aber die Ärzte gehen davon aus, dass er bald aus dem Koma erwachen wird.«

Die Frau musterte Diane mit einem veränderten Ausdruck, als fragte sie sich, ob sie es mit einer Verrückten zu tun hatte oder ob man eine solche Geschichte erfinden konnte. In Dianas Kopf nahm die Lüge eine klare und deutliche Gestalt an.

»Nun geht es um Folgendes«, fuhr sie fort. »Die Ärzte halten es für günstig, wenn der Junge seine Muttersprache hört, sobald er aufwacht. Er ist ja erst seit ein paar Wochen in Paris, verstehen Sie?«

Es klang so überzeugend, dass sie sich auf einmal fragte, ob sie nicht eine Wahrheit aussprach, eine Notwendigkeit, die es tatsächlich zu bedenken galt.

Der Tonfall der Professorin wurde sanfter. »Ihre Geschichte ist ... na ja ... In welcher Verfassung ist er?«

»Vor ein paar Tagen schien es noch hoffnungslos. Aber inzwischen sind die Ärzte zuversichtlich. Mehrere Anzeichen deuten darauf hin, dass er bald aufwachen wird. Allerdings bleibt das Problem eventueller Spätschäden.«

Isabelle Condroyer setzte sich. Ihre Miene war noch immer unbewegt, doch es lag keine Feindseligkeit mehr darin, nur Ernst. »Aber«, sagte sie leise, »wenn er nicht spricht, wie soll ich dann ...«

»Er hat immer wieder dieselben Wörter gesagt. Vor allem zwei Silben. ›lü‹ und ›sian‹ ...«

»Und Sie haben keine Ahnung bezüglich seiner Volkszugehörigkeit?«

»Keine. Nur diese beiden Silben.«

Die Ethnologin musterte ihre Gesprächspartnerin lange. Diane trug eine ecrufarbene Weste, um den Hals eine Kette aus Quarzwürfeln, und hatte ihr Haar zu einem Knoten im Nacken geschlungen, der mit einer silbernen Nadel festgesteckt war. In

einem Ton, der wieder kühl und wissenschaftlich war, sagte die Professorin schließlich: »Wissen Sie, wie viele Sprachen und Dialekte in der Region der Andamanen gesprochen werden?«

»Nicht genau.«

»Mehr als zwölf.«

»Ich spreche aber von einem eng umgrenzten Gebiet. Einem Punkt auf der Landkarte. Das Waisenhaus befindet sich in Ranong, und ...«

»Bei den Migrationen infolge der Konflikte mit Birma, der Drogenkriege, der Zuzüge aus dem Goldenen Dreieck und aus Indien erhöht sich die Zahl der Idiome auf mindestens zwanzig. Vielleicht dreißig.«

»Ich habe leider nicht mehr als diese beiden Silben. Aber Sie kennen doch ganz bestimmt einen Spezialisten für jeden Dialekt. Ich kann ...«

»Ein paar Wörter nützen überhaupt nichts!«, rief die Professorin leicht entnervt aus. »Vor allem, wenn sie von Ihnen wiederholt werden. In den meisten asiatischen Sprachen kann ein und dieselbe Silbe je nach Tonhöhe und Betonung und außerdem in Abhängigkeit von der Stellung am Satzanfang oder -ende grundverschiedene Bedeutungen annehmen ...«

Draußen stand die Sonne tief über dem Horizont und ließ das Strukturglasfenster feuerrot erglücken, als hätte die Erregung der Frau das Glas in Brand gesteckt.

»Es tut mir leid«, schloss sie abrupt. »Ohne genaue Angaben über die Aussprache werden Sie nichts herausfinden. Ich kann nichts für Sie tun.«

Diane lächelte sie strahlend an. »Das habe ich mir schon gedacht«, sagte sie und zog aus ihrer Handtasche den knallroten Kassettenrekorder, mit dem Lucien seine Gesänge aufnahm. Diane war sich darüber im Klaren gewesen, dass es unmöglich war, einen Dialekt zu identifizieren, ohne den Sprecher selbst zu hören, und hatte sich an die Kassette erinnert, auf der Luciens Stimme zu hören war.

Sie drückte auf die Play-Taste, und sofort erscholl Luciens näselnde Stimme. Wie kindliche Seifenblasen stiegen seine abgehackten, leicht gutturalen Silben in die Stille des Abends. Isabelle Condroyer war wie vom Donner gerührt.

Diane hatte gewonnen. Aber sie genoss ihren Sieg nicht: Sie war selbst völlig überrumpelt. Seit dem Unfall hatte sie diese Kassette nicht mehr gehört. Die Stimme des Kindes, die so unversehens den Raum füllte und mit Luciens Gegenwart auskleidete, mit seinem Gesicht, seinen schwungvollen Gebärden, durchfuhr sie wie eine Messerklinge. Binnen einer Sekunde war der Schmerz wieder da und trieb ihr brennende Tränen in die Augen.

Sie senkte den Kopf und stützte die Stirn auf die Hand. Sie wollte nicht weinen. Sie krümmte sich zusammen, während im purpurfarbenen Licht des Zimmers Luciens Stimme erklang.

Und auf einmal brach sie ab.

Diane sah auf. Die Ethnologin hatte das Gerät abgestellt, als sie begriffen hatte, was vorging. Diane wollte etwas sagen, doch die Professorin war bereits aufgestanden, legte ihr die Hand auf die Schulter, und ihre Stimme, die wenige Sekunden zuvor noch so hart und abweisend gewesen war, murmelte leise: »Lassen Sie mir die Kassette da. Ich will sehen, was ich tun kann.«

KAPITEL 18

Die aneinander gelegten Hände.

Das war die eine Technik im Wing-Tsun, in der Diane am routiniertesten und schnellsten war. Eine Technik, bei der man in ständiger Tuchfühlung mit dem Gegner war, man zum Angriff ansetzen oder ihm ausweichen musste, ohne je den Kontakt zu verlieren. Fausthiebe. Stöße mit dem Ellenbogen.

Handkantenschläge. Der Hagel der Gewalt prasselte nieder, ohne dass man je in Deckung gehen oder zurückweichen konnte – man war mit dem Feind wie verwachsen.

Diane hätte über diese vielfachen Berührungen Abscheu empfinden müssen, doch das war nicht der Fall. Hier ging es nur um Kampf, und im Kampf war sie gegen ihre Phobie gefeit. Mehr noch: Im Kampf verschaffte ihr die Berührung sogar eine unterschwellige Lust. Als könnte sie innerlich die Umkehrung der Geste genießen – aus der Zärtlichkeit wurde Gewalt.

Im Übrigen hatte Diane ein Geheimnis: Im Nahkampf war sie nicht zuletzt deshalb so hervorragend, weil sie kurzsichtig war und ihre beste Aussicht auf den Sieg darin bestand, dass sie im unmittelbaren Gesichtsfeld agierte, dort, wo sie sämtliche Details erkannte. Sie hatte ihr Handicap in einen Vorteil verwandelt, hatte gelernt, den Feind stets vor Augen zu haben, setzte vor allem auf Geschwindigkeit und ging Risiken ein, deren Heftigkeit ihre Gegnerinnen aus der Fassung brachte.

Das Training an diesem Abend war ein ideales Ventil, um die Aufregungen des Tages abzubauen. Nach dem Anruf bei Térésa, nach ihrem Gespräch mit der Ethnologin war Diane sofort zum Krankenhaus gefahren, aber Lucien wurde gerade untersucht, und man hatte sie nicht zu ihm gelassen. Zuerst war sie in Zorn geraten, bis sie begriff, dass Doktor Daguerre vorhatte, am nächsten Morgen die Dränageschläuche zu entfernen.

Dennoch war ihre Freude getrübt. Der Mord an van Kaen überschattete alles andere, sogar die fortschreitende Genesung ihres Sohnes. Unaufhörlich kreisten ihre Gedanken um die Grausamkeit des Verbrechens – die Hand, die sich durch Eingeweide gewühlt hatte, den Heidelbeerbrei an den Wänden, den Bildschirm, der ihr die Aufnahme des geborstenen Herzens gezeigt hatte. Die Bilder gingen ihr nicht aus dem Sinn, alles verschwamm ineinander, und es gelang ihr nicht mehr, den

Mord und die Heilung ihres Kindes auseinander zu halten.

Im Übrigen wurde das Klinikgebäude, in dem Lucien untergebracht war, inzwischen von uniformierten Polizisten bewacht. Der »Sicherheit« halber, erfuhr sie, als sie Madame Ferrer nach dem Grund fragte. Was für eine Sicherheit? Vor welcher Gefahr? Trieb sich ein Mörder in den Fluren der Necker-Klinik herum? Um sich nicht mit endlosen Fragen zu quälen, auf die es ohnehin keine Antwort gab, zog sie es vor, das Dojo aufzusuchen und sich dem Schweißgeruch und dem Hagel der Schläge auszusetzen. Die aneinander gelegten Hände. Eine Methode, die so gut wie jede andere war, um Ängste auszuschwitzen ...

Als sie wieder zu Hause war, nahm sie eine heiße Dusche, dann hörte sie den Anrufbeantworter ab. Es war alles dasselbe – die immer gleiche Liste der Freunde und Bekannten, die sich nach dem neuesten Stand erkundigten und ihr Trost zusprachen. Auch etliche Anrufe ihrer Mutter waren auf dem Band, doch jedesmal, wenn Diane die verhasste Stimme erkannte, drückte sie auf die Taste *Next*.

Sie ging in die Küche. Mit nassen Haaren und erhitzten Wangen kochte sie sich einen sehr schwarzen Darjeeling und stellte Teekanne, Keksschale und Joghurt auf ein Tablett – im Moment ernährte sie sich fast ausschließlich von Keksen und Milchprodukten. Dann machte sie es sich mit den Büchern, die sie nachmittags erstanden hatte, im Schlafzimmer bequem.

Es gab noch eine Spur, der sie nachgehen konnte. Eine zweifelhafte, indirekte Spur, die ihr jedoch ein tiefes Unbehagen verursachte: die Akupunktur. Sie wollte zu begreifen versuchen, auf welche Weise van Kaen auf Luciens Körper eingewirkt hatte. Irgendwie ahnte sie, dass das Verfahren der Akupunktur mit den übrigen Ereignissen der schicksalhaften Nacht in Verbindung stand.

Eine Stunde genügte, um ihr mehrere Fakten zu bestätigen.

Erstens: Eric Daguerre hatte Recht. Die Nadeln des Akupunkturs stachen in keine physiologisch bedeutsamen Punkte, weder Nerven noch Muskeln, noch besonders empfindliche Hautregionen – jedenfalls nicht grundsätzlich. Die Existenz der Meridiane im Körper war physikalisch bislang nicht nachgewiesen worden, die Untersuchungen hatten lediglich ergeben, dass die Nadel mitunter Endorphine freisetzt, Hormone mit schmerzlindernder Wirkung. Andere Untersuchungen hatten die elektrischen Eigenschaften bestimmter Punkte ergeben. Doch keines dieser Resultate ließ sich generalisieren, und angesichts des phänomenalen Ergebnisses, das Rolf van Kaen erzielt hatte, stellten sie lediglich Begleiterscheinungen dar.

Aber der deutsche Arzt hatte ebenfalls Recht: In der chinesischen Medizin richtete sich die Akupunktur auf eine geheimnisvolle Größe, die sogenannte »Lebensenergie«, die van Kaen mit einer Art Urtrieb, einer Quelle des Lebens verglichen hatte. Und warum auch nicht? Trotz ihres streng rationalen Denkens, trotz ihrer naturwissenschaftlichen Ausbildung war Diane geneigt, angesichts der unfassbaren Entwicklung, die bei Lucien eingetreten war, *alles* für möglich zu halten. Offensichtlich hatte der Akupunkteur auf die physiologischen Mechanismen des komatösen Körpers auf einer Ebene eingewirkt, die für die Medikamente und Apparate der Schulmedizin nicht mehr erreichbar war.

Diane las weiter. Was sie jetzt interessierte, war der Strömungsverlauf dieser geheimnisvollen Kräfte. Van Kaen hatte von »unterirdischen Wasseradern« gesprochen, von den geheimen Quellen und Bächen, aus denen sich die Lebensenergie speiste: eben jenen Meridianen, die einer »unterirdischen« Topografie folgten. Mit diesen komplexen Strömungen und ihren Verbindungen untereinander befasste sich Diane während der nächsten Stunden.

Am erstaunlichsten war, dass diese Energie sowohl im Körperinneren wie außerhalb zu fließen schien. Es ging nicht allein

darum, diesen oder jenen Meridian zu erwärmen, zu besänftigen, zu stimulieren, sondern vor allem galt es, diese Strömung mit den von außen einwirkenden Kräften in Einklang zu bringen. Letztlich fungierten die Nadeln als winzige Relaisstationen zum Universum, die dazu dienten, den Organismus mit einer angenommenen kosmischen Macht zu »harmonisieren«. Diane legte das Buch beiseite: Diese Begriffe, dieses Vokabular waren ihr unangenehm und erinnerten sie an den Jargon der Spiritualisten, an die Beschwörungsformeln, an die sich die verlorenen Seelen auf der Suche nach einem Guru klammerten. Aber dann dachte sie wieder an die Nadeln, grün leuchtend und vibrierend überall auf der Haut ihres Kindes, und musste zugeben, dass sie damals selbst an Schaltstellen gedacht hatte, an Relaisstationen zur Übertragung geheimnisvoller, unfasslicher Kräfte.

Diane löschte das Licht und dachte nach. Die Lektüre über die chinesische Medizin hatte ihr nichts weiter gebracht als eine hypothetische Erklärung: Vielleicht war Lucien aufgrund seiner Herkunft und seines kulturellen Erbes für die Akupunktur empfänglicher als andere. Vielleicht gab es eine genetische Veranlagung, die ihn auf dieses Heilverfahren so gut ansprechen ließ. Was wusste sie denn über diese uralten Regeln – waren das nicht ohnehin alles nur leere Vermutungen? Die ihr darüber hinaus über Luciens Herkunft nicht das Geringste verriet!

Wieder dachte sie an die Begegnung mit van Kaen zurück und rief sich alle Einzelheiten in den Sinn, und es fiel ihr plötzlich ein Satz ein, auf den sie in der Qual jener Nacht kaum geachtet hatte, der jetzt aber eine besondere Bedeutung bekam. Zum Abschied hatte der Arzt zu ihr gesagt: »Dieses Kind muss leben, verstehen Sie?« Damals hatte sie aus der Bemerkung lediglich einen Willen zu heilen herausgehört. Aber sie konnte auch bedeuten, dass Lucien aus einem ihr unbekannten Grund überleben musste. Um jeden Preis.

Der deutsche Arzt hatte gesprochen wie einer, der ein Geheimnis kennt – eine Wahrheit über das Kind. Vielleicht war Lucien von außergewöhnlicher Geburt, wie Diane sich am Nachmittag schwärmerisch vorgestellt hatte. Oder vielleicht wies er eine physiologische Besonderheit auf. Oder es gab eine Aufgabe, eine Mission, die Lucien zu erfüllen hatte, sobald er älter wäre ...

Offensichtlich war sie im Begriff, wieder in die alte Unart zu verfallen, absurde Vermutungen aufzustellen. Dennoch klang ihr immer noch wie ein Echo der Tonfall des Arztes im Ohr. Sie vernahm die extreme Anspannung, die geheime Angst, die er während der Behandlung sichtlich im Zaum gehalten hatte. Dieser Arzt wusste etwas. Lucien war kein Kind wie andere. Und das hatte Langlois mit seiner Schnüfflernase gewittert: Deshalb interessierte er sich so lebhaft für Lucien und seine Herkunft.

Nachdem sie nun schon einmal dabei war, kam Diane noch ein anderer Gedanke.

Eine so zwingende Notwendigkeit, das Kind zu retten, konnte auch ein Grund sein, es zu vernichten ... Und wenn van Kaen ermordet worden war, eben weil er den Jungen gerettet hatte?

Wenn über Lucien eine Gefahr schwebte?

Sie erstarrte. Ein neuer Gedanke verschlug ihr den Atem.

Und wenn die Gefahr bereits Wirklichkeit geworden war?

Was, wenn der Unfall auf dem Boulevard Périphérique gar kein Unfall gewesen war?

Zweiter Teil

DIE WÄCHTER

KAPITEL 19

Montag, 11. Oktober.

Diane fuhr die Festungsmauer des Mont Valérien im Pariser Vorort Suresnes entlang.

Sie hatte den von weißen Kreuzen übersäten amerikanischen Friedhof hinter sich gelassen, war dann den grünen Anhöhen oberhalb des Bois de Boulogne gefolgt, was ein Umweg war, aber anscheinend hatte sie irgendwann nach der Seine-Brücke von Saint-Cloud eine falsche Abzweigung genommen. In ihrem Leihwagen fuhr sie jetzt die Rue des Bas-Rogers hinab und fand sich im tristen städtischen Grau wieder, der eintönigen Langeweile der Vororte, der trübsinnigen Alleen, der abweisenden Gassen unter dem herbstlichen Regen.

Diane nahm es mit ihren Nachforschungen sehr ernst. Sie hatte das Wochenende genutzt, um diverse Erkundigungen einzuholen, doch der entscheidende Schritt stand erst jetzt an. Sie fuhr unter einem steinernen Aquädukt hindurch, folgte in einem Kreisverkehr dem Wegweiser, der stolz das Viertel Belvedere ankündigte, und erspähte schließlich rechter Hand die Rue Gambetta. Unterhalb des Bahndamms zog sich die Reihe eng aneinander gedrückter Pavillons entlang, die den Eindruck machten, als müssten sie in dieser Stellung Jahrtausende überdauern.

Die Nummer 58 war ein zweistöckiges Backsteinhaus mit schmiedeeisernen Balkongittern, schmutzig und heruntergekommen. Diane fand ohne Mühe einen Parkplatz und trat ein. Drinnen empfingen sie ein Hausflur, der so renovierungsbedürftig war wie die Fassade, schmierige Blechbriefkästen, Stufen zu einem düsteren Treppenhaus. Der Geruch der Mülltonnen passte gut in dieses Bild – ein Destillat der Geschichte des Hauses, das sich böartig und missgelaunt unter der Treppe zusammenkauerte.

Sie drehte den Lichtschalter und stellte fest, dass keine Lam-

pe anging – wohl auch nie mehr angehen würde. Sie entdeckte ein angeschimmelter Pappschild mit den Namen der Mieter, und im spärlichen Tageslicht, das von draußen hereinfiel, fand sie den Namen, den sie suchte – den Namen, den sie Patrick Langlois tags zuvor bei einem privaten Anruf mit viel Mühe entlockt hatte.

Knarzende Stufen und ein klebriges Treppengeländer: Es ging weiter wie erwartet. Diane trug einen langen, glänzenden Regenmantel, petrolfarben, der bei jedem Schritt raschelte. Von ihren Schultern perlte der Regen, und diesen funkelnden Tropfenschauer fand sie beruhigend. Sie stieg in den zweiten Stock hinauf und läutete an der Wohnungstür links.

Keine Reaktion.

Sie läutete noch einmal.

Eine weitere Minute verging. Diane war schon im Begriff, kehrtzumachen, als sie drinnen das Geräusch einer Toiletten-spülung vernahm.

Endlich ging die Tür auf.

Ein junger Mann in einer form- und farblosen Joggingjacke mit Kapuze stand auf der Schwelle. Im Halbdunkel konnte Diane sein Gesicht nicht sehen, es fiel ihr nur auf, dass er jünger war, als sie ihn in Erinnerung hatte. Maximal dreißig. Auch dürrer war er. Aber vor allem fiel ihr der Haschischge-ruch auf, der durch den Türspalt waberte. Der Kerl war offen-sichtlich damit beschäftigt, sich einzurauchen. Daher die Langsamkeit, mit der er sich zur Tür bemüht hatte.

»Sie sind doch Marc Vulovic?«, fragte sie.

Die Gestalt rührte sich nicht. Endlich kam eine verschnupfte, schleppende Stimme: »Wassis?«

Diane rückte ihre Brille zurecht. Die verwaschene Sprache bestätigte ihre Befürchtungen – und Cannabis war anscheinend nicht das einzige, was der Mann sich genehmigte.

»Ich bin Diane Thiberge.«

Keine Reaktion.

»Sie wissen, wer ich bin, oder?«, fragte sie nach.

»Nein.«

»Ich habe in der Unfallnacht den Jeep gefahren.«

Vulovic blieb stumm. Eine Minute verging. Vielleicht auch nur ein paar Sekunden – in ihrer Nervosität hatte Diane das Zeitgefühl verloren.

»Kommen Sie rein«, meinte er schließlich.

Diane durchquerte einen engen Flur voller CDs und Videokassetten und erblickte rechts die Küche: Linoleumboden und Resopalmöbel. Mit einer Handbewegung forderte der Mann sie auf, einzutreten.

Durch graue Rollos drang das trübe Tageslicht herein. Ein Spülbecken, ein Wasserkocher: zwei helle Flecken, halb verborgen unter dem Stapel schmutziger Teller. Und über allem lag der hartnäckige Haschischgeruch. Vor dem halb offenen Fenster erspähte Diane einen Stuhl und nahm unter weiterem glitzerndem Geknister ihres Regenmantels rasch darauf Platz.

Der Mann setzte sich ihr gegenüber auf einen Schemel. Aus den Falten der Kapuze um seinen Hals ragte ein langes, ausgemergeltes Gesicht. Blonde Haare, zu einem Entenschwanz geschnitten, und ein spärlich gekräuseltes Kinnbärtchen, das an Maisgriffel erinnerte. Er trug kein Pflaster mehr, nur an der Stirn und den Brauen erinnerten noch ein paar bräunliche Krusten an den Unfall.

Mit gesenktem Kopf murmelte er: »Ich wollte ja ins Krankenhaus kommen, aber ...«

Er verstummte und hob den Kopf. Sein grüner Blick ließ sie an kleine Bullaugen vor einem Eismeer denken.

»Ist er ... Also, das Kind ... ist es ...?«, stotterte er schließlich.

Diane begriff, dass ihm niemand Bescheid gesagt hatte. »Es geht ihm besser«, sagte sie. »Damit hatte keiner gerechnet, aber er scheint tatsächlich auf dem Weg der Besserung zu sein. Also

reden wir nicht über ihn, okay?«

Vulovic nickte einmal kurz und starrte seine Gesprächspartnerin unschlüssig an, mit krummem Rücken und eingezogenen Schultern. Ein Drogenabhängiger, der von seiner Sucht nicht loskam.

»Was wollen Sie dann?«, fragte er.

»Mit Ihnen über die Hintergründe des Unfalls sprechen. Ich will wissen, wie es dazu kam, was Ihnen passiert ist.«

Im Gesicht des Lkw-Fahrers zuckte es, und in seinen Augen blitzte Argwohn auf. Diane ließ ihm keine Zeit zu einer Antwort.

»Sie sagten, sie seien an dem Abend vom Parkplatz an der Avenue de la Porte d'Auteuil gekommen. Was haben Sie dort getan? Geschlafen?«

Der Mann fing unwillkürlich zu grinsen an, und ein geiles Funkeln trat in seine Augen. »Sie wissen wohl nicht, was dort abgeht, wie?«, fragte er. »Abends, meine ich?«

Diane stellte sich eine gesichtslose Zubringerstraße direkt zum Bois de Boulogne vor, eingezwängt zwischen dem Boulevard Périphérique und dem Roland-Garros-Stadion. Dann sah sie plötzlich dieselbe Szene bei Nacht vor sich, und es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, als sie begriff, was ihre eigenen Ängste und Zwänge ihr bis dahin verborgen hatten: Nutten. Der Mann war auf dem Straßenstrich gewesen.

Er nickte, wie um ihre Gedanken zu bestätigen. »Das ist klassisch«, sagte er. »Ein Muss vor jeder Fahrt. Ich hatte eine Fuhre nach Holland. Hilversum. Hin und zurück. Vierundzwanzig Stunden auf der Straße.«

»Na gut«, antwortete Diane. »Aber ich habe die Statistik über mangelnde Aufmerksamkeit im Straßenverkehr gelesen. Achtzig Prozent der Unfälle mit Lkws, bei denen der Fahrer am Steuer eingeschlafen ist, ereignen sich zwischen dreiundzwanzig Uhr und ein Uhr morgens. Aber nach derselben Statistik passieren sie nie auf Zufahrts- und Umgehungsstra-

ßen, weil die Nähe der Großstadt die Fahrer naturgemäß wieder aufweckt. Wenn Sie also vom Parkplatz ...«

»Soll das ein Verhör sein?«, fiel ihr der Mann plötzlich aggressiv ins Wort.

»Nein, ich will nur verstehen. Verstehen, wie es kommt, dass Sie um Mitternacht eingeschlafen sind, nachdem Sie gerade bei einer Prostituierten waren und vierundzwanzig Stunden auf der Straße vor sich hatten.«

Vulovic wand sich. Seine Hände auf dem Tisch zitterten. Diane bezwang ihre eigene Nervosität und wechselte jäh die Richtung: »Wie halten Sie sich denn wach?«

»Mit Kaffee. Wir nehmen Thermoskannen mit.«

Dianes Nasenflügel zuckten – eine stumme Anspielung auf den Geruch in dieser verschlammten Küche.

»Sie rauchen auch, oder?«

»Wie jeder.«

»Ich meine Shit.«

Der Mann gab keine Antwort. Sie fuhr fort: »Haben Sie sich nie überlegt, dass Sie dabei auch draufgehen können? Wenn Sie einschlafen?«

Vulovic reckte den Hals. Unter der Haut pochte die Schlagader.

»Alle Fahrer nehmen was, um durchzuhalten. Jeder hat seine Methode. Kapiert?«

Diane beugte sich über den Tisch. Die Anwendung von Aufmüpfigkeit machte ihr keinen Eindruck; stattdessen ging sie dazu über, ihn zu duzen: »Sonst nimmst du nichts?«

Der Fahrer runzelte die Stirn und schwieg.

»Amphetamine, Koks, Heroin?«, beharrte Diane.

Er warf einen schrägen Blick in ihre Richtung. Zwei eiserne Kugeln, glänzend wie Gewehrmunition, unter hängenden Lidern. Sein rechter Mundwinkel verzog sich zu einem schiefen, trägen Lächeln. »Verstehe«, sagte er. »Sie wollen mir Ärger machen. Gekündigt hat man mir schon. Den Lappen bin

ich auch los. Vielleicht komm ich in den Knast, aber Ihnen reicht das noch nicht. Sie wollen mich sofort hinter Gittern sehen. Auf Jahre.«

Diane unterbrach ihn mit einer Geste. »Ich will die Wahrheit wissen, weiter nichts.«

Vulovic fing an zu schreien. »Die Wahrheit steht schwarz auf weiß im Bericht der Bullen!«, brüllte er. »Was glauben Sie denn – die haben mich doch getestet, auf Alkohol und auf Drogen! Ich war clean, Mann! Ich schwöre, dass ich clean war, als der Unfall passiert ist!«

Er sagte die Wahrheit. Sie wusste über die Untersuchungsergebnisse Bescheid.

»Ist ja schon gut«, sagte sie in weniger herablassendem Ton. »Was war dann der Grund, wieso du am Steuer eingeschlafen bist?«

»Ich weiß nicht. Ich erinnere mich an nichts.«

Diane richtete sich auf. »Was soll das heißen?«, fragte sie angespannt.

Der Mann zögerte. Jetzt standen ihm dicke Schweißperlen auf der Stirn, als er murmelte: »Ich schwör's. Ich hab mir doch selber schon x-mal den Kopf zerbrochen – ab der Porte d'Auteuil weiß ich nichts mehr ... Ich weiß nicht mal mehr, ob was gelaufen ist mit dem Mädel oder nicht. Anscheinend war ich total fertig. Ich weiß nicht, ich hab überhaupt keine Erinnerung mehr – bis es gekracht hat ...«

Diane sah eine schreckliche Wahrheit heraufdämmern, die sie gegargwöhnt und wieder verworfen hatte und die jetzt vor ihren Augen Gestalt annahm. »Hat jemand deinen Kaffee angerührt?«, fragte sie.

»Sie spinnen wohl! Wieso das denn?«

»Hast du auf dem Parkplatz mit jemandem geredet?«

Er schüttelte den Kopf. An seiner Kapuze zeichneten sich Schweißflecken ab. »Hören Sie, das führt doch zu nichts. Ich erinnere mich nicht. Scheiße. Es war ein Unfall! Es hat keinen

Sinn, noch weiter da herumzubohren – obwohl ich's selber komisch finde.«

Diane rückte ihren Stuhl näher an den Tisch. Trotz ihrer nassen Haare und der Feuchtigkeit im Nacken brannte ihre Haut. »Verstehst du wirklich nicht, wie wichtig das für mich ist? Versuch dich zu erinnern!«

Vulovic zog die Schublade des Küchentischs auf und nahm die Zutaten für einen Joint heraus: Tabak, OCB-Papier, ein Stückchen Shit in Alufolie. Während er zwei Blättchen herauszupfte, erklärte er: »Dort ist die Tür.«

Mit dem Handrücken fegte Diane den Tisch leer. Der Mann sprang erstaunlich schnell auf und ballte die Fäuste. »Pass bloß auf, Weib!«, schrie er.

Diane packte ihn und rammte ihn gegen die Wand. Sie war größer als er. Und tausendmal gefährlicher. Innerlich lächelte sie. Im Grunde war es ihr so lieber. Es war ihr lieber, dass der Kerl fähig war, sie zu ohrfeigen, zu verdreschen. Es war ihr lieber, dass sie sich als Mörder ihres Kindes einen Dreckskerl ausgesucht hatten.

»Hör mir gut zu«, zischte sie. »Neun Tage lang ist das Gehirn meines Sohns immer wieder angeschwollen und wäre beinahe an seinem eigenen Blut erstickt. Neun Tage lang habe ich bei ihm gesessen in seinem Todeskampf. Heute weiß man noch immer nicht, in welchem Zustand er wieder aufwachen wird. Vielleicht ist er normal. Vielleicht langsamer als die anderen. Oder vielleicht ist er schwer geschädigt und vegetiert nur noch. Überleg dir mal, was für ein Leben uns erwartet, ihn und mich.«

Der Fahrer senkte den Kopf, seine Fäuste sanken herab. Sie ließ ihn los, und er sank auf seinem Schemel zusammen. Auch sie setzte sich wieder, und in ruhigem Ton fuhr sie fort: »Wenn du also das Gefühl hast, dass an dem Unfall irgendwas faul war, wenn du auch nur den geringsten Verdacht hast, dann rede, Mann!«

Schweißüberströmt und mit gesenktem Kopf flüsterte der Fahrer: »Ich weiß nicht ... Ich weiß nicht ... Ich hab schon den Eindruck, dass da was nicht normal war ...«

»Was?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin auf einen Schlag eingeschlafen ... So wie ...«

»So wie was?«

»Wie auf Kommando ... Das ist das Gefühl, das ich hatte ...«

Diane hielt den Atem an. Ein dunkler Abgrund tat sich auf, und gleichzeitig erblickte sie ein Licht. Hell und diffus schoss ihr der Gedanke durch den Kopf: Auf die eine oder andere Weise war der Kerl beeinflusst worden. Sie dachte an Hypnose. Sie wusste nicht, ob eine Manipulation von solchem Ausmaß überhaupt möglich war, aber falls ja, musste irgendein Signal das programmierte Verhalten ausgelöst haben.

»Hast du Radio gehört?«

»Nein.«

»Hast du einen Walkman?«

»Nein!«

»Ist dir am Straßenrand irgendwas aufgefallen?«

»Aber nein!«

Diane rückte ein Stück ab. Zurücktreten, um mit frischer Kraft neu anzusetzen.

»Hast du den Bullen davon erzählt?«

»Nein. Ich bin mir ja überhaupt nicht sicher. Wieso hätte das jemand mit mir machen sollen? Wozu soviel Aufwand?«

Vulovic sagte nicht alles. Irgendwo tief in seinem Inneren saß ein Knoten der Angst. Schließlich murmelte er: »Wenn ich's mir überlege, dann fällt mir nur eines ein.«

»Was?«

»Grün.«

»Grüne Farbe?«

»Olivgrün. Wie ... wie die Militärfarbe.«

Diane dachte nach. Sie wusste noch nicht, was sie mit diesem Hinweis anfangen sollte, doch sie hatte das unabweisliche Gefühl, dass sich hier der erste Ansatz einer Wahrheit abzeichnete.

Der Mann fing überraschend zu schluchzen an, die Fäuste an die Schläfen gepresst. »Mein Gott ... der kleine Junge, ich muss dauernd an ihn denken ... Verzeihen Sie mir. Scheiße, Mann, es tut mir leid!«

Reglos antwortete Diane: »Ich habe dir nichts zu verzeihen.«

»Ich bin serbisch-orthodox«, fuhr er fort. »Ich bete zum heiligen Sawa für ihn, ich ...«

»Noch einmal: Ich habe dir nichts zu verzeihen. Du kannst wahrscheinlich nichts dafür.«

Der Fahrer sah auf. Tränenblind. »Was?«, stammelte er. »Was ist?«

»Das weiß ich nicht«, murmelte Diane. »Noch nicht.«

KAPITEL 20

Mitten am Vormittag hatte der Parkplatz an der Avenue de la Porte-d'Auteuil nichts Besonderes zu bieten. Die Gebäude des Roland-Garros-Stadions sahen aus wie die Umfassungsmauer rund um eine verbotene Stadt, und aus der Tiefe, jenseits des Geländers, dröhnte der Verkehr des von hier aus unsichtbaren Boulevard Périphérique herauf. Dennoch konnte sich Diane, als sie am späten Vormittag mit ihrem Wagen hier stehen blieb, mühelos die zwielichtige Atmosphäre vorstellen, die nach Einbruch der Dunkelheit hier herrschte – nackte Haut im Scheinwerferlicht, die Autos im Kriechgang, die Führerhäuschen der abseits geparkten Lastwagen, die entfesselten Instinkte hinter dunklen Scheiben. Sie schauderte. Es schien ihr, als könnte sie diese nächtlichen Triebe spüren, könnte sie

förmlich sehen, wie sie über den Asphalt glitten und sich ineinander verschlangen wie bucklige, bedrohliche Tiere ...

Sie nahm ihre Armbanduhr ab, befestigte sie am Steuer, stellte die Funktion »Chronometer« ein und fuhr wieder los. Sie folgte der Zufahrtsstraße in umgekehrter Richtung und bog nach rechts ab, vorbei am Garten der Dichter und den Gewächshäusern von Auteuil, bis sie an der Porte Molitor war. Sie fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit: dem Tempo eines Lastzugs mit Anhänger nachts auf regennasser Straße. An der Autobahnzufahrt bog sie auf den Boulevard Périphérique ein und folgte dem Wegweiser nach Norden, zur Porte Maillot und zur Autobahn nach Rouen.

Zwei Minuten und zwanzig Sekunden waren vergangen.

Diane blieb auf der rechten Spur und beschleunigte. Zum Glück lief der Verkehr reibungslos – so reibungslos wie in jener fatalen Nacht. Neunzig Stundenkilometer. Ihre Hände krampften sich um das Steuer. Zum ersten Mal fuhr sie wieder auf der Ringautobahn. Sie bezwang die Angst, die ihr die Kehle zuschnürte.

Porte de Passy. Drei Minuten, zehn Sekunden. Sie trat aufs Gas. Hundert Stundenkilometer. Schneller konnte Marc Vulovic mit seinem Lkw nicht gefahren sein. Vier Minuten zwanzig. Sie fuhr in den Tunnel unter der Porte de la Muette.

Sie erinnerte sich an die Katarakte aus Lichtern, an ihre champagnerumnebelten Gedanken.

Der Tunnel war zu Ende, das Tageslicht hatte sie wieder.

Siebenhundert Meter weiter fuhr sie in den nächsten Tunnel ein.

Fünf Minuten, zehn Sekunden.

Als Diane den letzten Tunnel vor der Porte Dauphine auftauchen sah, wusste sie, dass sie im Begriff war, in eine andere Wirklichkeit einzutauchen. Und dass ihre eigene Schuld ihr vielleicht ein Geheimnis mitzuteilen hatte.

Hundert Meter vor der betonierten Tunneleinfahrt schloss sie

die Augen und schwenkte brutal auf die äußerste linke Spur. Hinter sich hörte sie quietschende Reifen und empörtes Hupen. In letzter Sekunde riss sie die Augen wieder auf und bremste entlang der Leitplanke auf dem Mittelstreifen zwischen den beiden Fahrtrichtungen ab.

Mit einem raschen Griff hielt sie die Stoppuhr an.

Fünf Minuten und siebenunddreißig Sekunden.

Sie stand genau dort, wo sich der Unfall ereignet hatte. Die beschädigte Leitplanke war inzwischen ersetzt worden, aber die Schrammen an der Tunneleinfahrt, die der Lkw-Anhänger in den Beton gekerbt hatte, waren noch deutlich zu sehen.

Fünf Minuten und siebenunddreißig Sekunden.

Das war der erste Teil der Wahrheit.

Sie reihte sich wieder in den Verkehr ein. An der Porte Maillot verließ sie die Ringautobahn, überquerte rasch den Platz und bog in entgegengesetzter Richtung in den Périphérique ein, auf dem sie zur Place Molitor zurückkehrte. Dort angelangt, bog sie von der Schnellstraße ab und in den Boulevard Suchet ein. Vor der Hausnummer 72, wo ihre Mutter wohnte, fuhr sie langsamer und rechnete mit einem neuerlichen Unbehagen, einer Flut von Erinnerungen. Nichts geschah. Sie versuchte sich zu erinnern, wo sie an dem Abend geparkt hatte, und bald fiel es ihr wieder ein: in der Avenue du Maréchal-Franchet-d'Espérey, neben der Pferderennbahn von Auteuil.

Dorthin fuhr sie auch jetzt, blieb ungefähr an der Stelle stehen, wo sie damals den Wagen gelassen hatte, dann setzte sie wieder die Stoppuhr in Gang. Gleich darauf fuhr sie durch die baumbestandene Straße, bis sie etwa einen Kilometer weiter rechts auf die Place de la Porte-de-Passy einbog. Genau wie an dem unseligen Abend. Und wie damals bog sie von hier in den Boulevard Périphérique ein.

Ein Blick auf die Uhr: zwei Minuten, dreiunddreißig Sekunden.

Diane fuhr absichtlich so schnell wie damals mit dem Toyo-

ta. Hundertzwanzig Stundenkilometer. Porte de la Muette. Vier Minuten.

Über den Strebepfeilern des Périphérique sah sie die hohen, schmalen Gebäude, die der Botschaft der Russischen Föderation gehörten.

Vier Minuten, fünfzig Sekunden.

Die Gebäude der Universität Paris IX.

Fünf Minuten, zehn Sekunden ...

Endlich die verhängnisvolle Tunneleinfahrt. Diesmal hielt Diane rechts auf der Standspur an und schaltete das Warnblinklicht ein. Ohne Gehupe und quietschende Bremsen von hinten. Trotzdem zitterte ihre Hand, als sie nach der Uhr griff: Fünf Minuten fünfunddreißig.

Eine so exakte Übereinstimmung hätte sie sich nicht einmal träumen lassen. Sowohl vom Parkplatz an der Avenue de la Porte d'Auteuil als auch von der Avenue du Maréchal-Franchet-d'Espérey dauerte es fünf Minuten und fünfunddreißig Sekunden bis zur Unfallstelle. Es war also nichts weiter nötig, als dass Marc Vulovic, der auf irgendeine obskure Weise »programmiert« worden war, im selben Moment losfuhr, in dem Diane und ihr Sohn in ihren Wagen stiegen, damit die beiden Fahrzeuge an der Einfahrt zum letzten Tunnel vor der Porte Dauphine aufeinander trafen.

Diane dachte ernsthaft über die Möglichkeit einer Falle nach. Einer Falle, die mit einem schlafenden Fahrer, sintflutartigem Regen und einem Lkw mit hoher Geschwindigkeit arbeitete. Ein Hinterhalt dieser Sorte setzte einen Wachposten voraus, der vor dem Wohnhaus am Boulevard Suchet stand und ihre Abfahrt beobachtete, während ein zweiter durch Hypnose oder eine andere nicht näher definierte Technik im selben Moment Marc Vulovic das »Signal« gab. Die beiden Männer brauchten nur über ein Funkgerät oder ein Mobiltelefon in Kontakt zu stehen. So weit war daran noch nichts Unmögliches.

Als Nächstes stellte sich das Problem des Einschlafens: Es

musste im selben Moment passieren, in dem der Jeep den Weg des Lkws kreuzte. Und eben hier war eine Falle denkbar: Hatte sie Recht, so hätten die Mörder den Schnittpunkt der beiden Routen ausrechnen und kurz davor ein Signal vorbereiten können, das den Fahrer in Schlaf versetzte ...

Diane schloss die Augen. Sie hörte die Autos auf dem Boulevard Périphérique vorüberbrauschen. Vielleicht hatte sie den Verstand verloren, vielleicht vergeudete sie lediglich ihre Zeit, aber jetzt wusste sie immerhin, dass an den äußersten Rändern der Vernunft ein derart ausgeklügelter Hinterhalt immerhin denkbar war.

Es blieb noch ein Detail, ohne das der Plan nicht funktionierte. Ein Detail, das nicht ins Bild passte, von Anfang an nicht. Diane blinkte und reihte sich wieder in den Verkehr ein.

Rasch schaltete sie in den fünften Gang und fuhr in Richtung Porte de Champerret.

KAPITEL 21

»Gute Frau, wenn Sie jemandem auf den Wecker gehen wollen, dann müssen Sie schon auf den Chef warten.«

Durch die gläserne Wand des Büros konnte Diane in die Autowerkstatt sehen. Die Mauern waren so schwarz, dass sie das Licht der Deckenstrahler zu absorbieren schienen. Im Hintergrund ertönte ein metallisches Klirren, irgendwo ächzte eine schlecht geschmierte Winde wie eine gequälte Lunge. Diane hatte schon immer einen dumpfen Widerwillen gegen Autowerkstätten empfunden. Wegen der eisigen Zugluft, die einem bis in die Knochen fuhr. Wegen des beißenden Gestanks nach Altöl. Wegen der Hände voller Wagenschmiere, die mit kaltem, scharfkantigem Werkzeug hantierten. In Werkstätten ging es so rau zu, dass man sich die Hände nicht mehr mit

Wasser wusch, sondern mit Sand.

Der dicke Mensch im blauen Overall hinter der Theke wiederholte seinen Spruch: »Für Genehmigungen bin ich nicht zuständig. Da müssen Sie den Chef fragen.«

»Wann kommt er denn wieder?«

»Er ist zum Essen weg. In einer Stunde vielleicht.«

Diane heuchelte heftigen Unmut. In Wahrheit hatte sie eigens die Mittagszeit abgewartet in der Hoffnung, einen Subalternen der Sorte anzutreffen, wie er jetzt tatsächlich vor ihr stand. Das war ihre einzige Chance, an ihren Wagen heranzukommen, den der Gegengutachter noch nicht untersucht hatte.

Sie seufzte tief. »Hören Sie«, sagte sie. »Mein Sohn liegt schwer verletzt im Krankenhaus. Ich muss sofort wieder zu ihm, aber vorher muss ich eine Bestätigung aus dem Auto holen. Unbedingt!«

Der Mechaniker trat von einem Fuß auf den anderen, und man sah ihm an, wie gern er sich die lästige Kundin vom Hals geschafft hätte.

»Tut mir leid. So lange der Sachverständige nicht da war, darf keiner an den Wagen. Wegen der Versicherung.«

»Aber es ist ja gerade meine Versicherungsgesellschaft, die das Dokument von mir will!«

Der Mann zögerte. Wenige Meter vor dem Büro fuhr ein Lastwagen mit einem Unfallwagen an der Kranwinde unter hydraulischem Schnauben die Abfahrt hinunter. Dianas Unbehagen wuchs.

Schließlich murmelte der Mann vertraulich: »Haben Sie den Schlüssel dabei?«

Sie ließ ihn in der Tasche klimpern.

»Nummer 58«, raunte er ihr zu. »Zweites Untergeschoss. Der Parkplatz ist ganz hinten. Aber beeilen Sie sich, denn wenn der Chef kommt, während Sie dort sind, dann ...«

Sie huschte zwischen den Autos hindurch und hastete an den dunklen Betonmauern entlang durch die Werkstatt, vorbei an

Öllachen und Hebebühnen. In der düsteren Umgebung schien das Neonlicht eine geheime, esoterische Bedeutung zu bergen – wie ein Gegenpol zum Tageslicht.

Sie ging eine Schräge hinunter und gelangte auf einen zweiten Parkplatz. Die hier abgestellten Wagen sahen aus wie kalte Ungeheuer in einem metallischen Schlaf. Diane fühlte sich immer unwohler. Ihre Schuhsohlen waren klebrig und hafteten fest, ein Geruch nach verbranntem Öl stieg ihr in die Kehle. Sie las die halb verwischten Platznummern am Boden. Allein beim Gedanken an ihren zerbeulten Jeep verkrampfte sich ihr Magen. Aber sie musste etwas überprüfen. Ein Detail.

Das Detail war der Sicherheitsgurt.

Lucien war von seinem Sitz geschleudert worden, weil der Sicherheitsgurt nicht geschlossen war. Die Mörder – falls sie existierten – hatten sich also in dieser Hinsicht auf maximale Effizienz verlassen. Wie konnten sie sicher sein, dass Diane das Kind nicht angurten würde, diese elementare Sicherheitsmaßnahme einfach vergaß?

Ein paar Meter weiter entdeckte sie jetzt den Toyota Landcruiser. Sie sah das aufgerissene Dach, die eingedrückte Windschutzscheibe, die zerbeulte linke Flanke und musste sich an einem Pfeiler festhalten. Sie krümmte sich und fürchtete, sich übergeben zu müssen, doch als ihr das Blut in den Kopf schoss, fand sie unverhofft ihr Gleichgewicht und eine gewisse Stabilität wieder. Sie nahm sich zusammen und ging auf den Wagen zu, bis sie vor der rechten Hintertür stand.

Aus ihrer Handtasche zog sie eine Halogen-Taschenlampe und schaltete sie ein, dann öffnete sie die Tür. Wieder der Schock. Das eingetrocknete schwarze Blut, die Glasscherben wie Perlen über die Rückbank verstreut.

Vor ihrem inneren Auge tauchten zwei widersprüchliche Bilder auf.

Sie sah den gewebten Gurt und die Metallschließe neben Luciens Sitz liegen. Ein Sicherheitsgurt, der allem Anschein

nach nicht angelegt worden war. Und gleichzeitig sah sie sich den Gurt schließen, nachdem sie Lucien in den Wagen gesetzt hatte. Aber das war nichts Neues: Während der vergangenen Tage war ihre Überzeugung immer deutlicher und fester geworden, trotz der Fakten, die sie Lügen strafte: Sie war sicher, dass sie Lucien den Gurt angelegt, die Schnalle hatte einrasten lassen. Jetzt, wo sie vor dem Sitz stand, zweifelte sie nicht mehr.

Wie waren diese beiden Wahrheiten miteinander in Einklang zu bringen? Sie kletterte in den Wagen und beleuchtete den Kindersitz mit der Taschenlampe. Sie dachte über die Möglichkeit einer Sabotage nach: einen angeschnittenen Gurt, eine durchgesägte Halterung ... Doch nein, es war alles intakt. Sie kauerte sich vor dem Rücksitz nieder. Auf der Bank lag ein Wirrwarr aus Schachteln mit fotokopierten Artikeln, Plastikbehältern mit Büroklammern, einer kakifarbenen Daunendecke, die bis auf den Boden hing – das alles war beim Zusammenstoß durcheinander geworfen worden und ballte sich vor der Rücklehne. Sie beleuchtete das Chaos, hob einzelne Gegenstände hoch, schob sie beiseite. Sie fand nichts.

Aber sie gab nicht auf. Mit einem Knie auf dem Sitz beugte sie sich über die Rückenlehne zum Kofferraum. Die Wucht der Kollision hatte die Hecktür abgerissen – Diane erinnerte sich, dass ihr das Blech in den Nacken geprallt war. Der umherwandernde Lichtstrahl erfasste weitere Kartons, einen alten Jutesack, Wanderschuhe, einen benzingetränkten Parka. Nichts Ungewöhnliches, nichts Verdächtiges.

Dennoch nahm in ihrem Bewusstsein langsam ein Gedanke Gestalt an, eine Hypothese, die ihr, so absurd sie war, doch nicht mehr aus dem Sinn ging. Sie schaltete die Lampe aus und lehnte sich mit dem Rücken an den Fahrersitz. Um ihre Vermutung zu überprüfen, musste sie den einzigen Menschen befragen, der die Szene bezeugen konnte.

Sich selbst.

Sie musste ihre Erinnerungen auffrischen, um sich zu vergewissern, ob sie im Begriff war, den Verstand zu verlieren, oder ob dieses Ereignis tatsächlich die Grenze zur Absurdität überschritt.

Es gab nur eine Technik, mit der es möglich war, so tief ins eigene Innere einzutauchen.

Und einen gab es, der ihr dabei helfen konnte.

KAPITEL 22

Das Restaurant hatte eine marmorne Eingangshalle, die in einen weiten, mit dunklem Velours ausgekleideten Speisesaal führte. Die Tische standen zwischen weißen Säulen oder schmiegt sich in halbrunde Nischen. Im gedämpften Licht funkelte das lackierte Holz eines Konzertflügels, Gemälde von Landschaften in rotgoldener Abendstimmung zierten die Wände, und zu der luxuriösen Umgebung bildeten die Gärten der Champs-Élysées, auf die der Blick durch die Panoramafenster fiel, einen zarten Kontrapunkt aus dunklem Laub und hellen Fassaden. Der stürmische Himmel an diesem Tag verbreitete ein diffuses, perlmuttfarbenes Licht, das wunderbar mit der beschaulichen Stimmung, der gedämpften Beleuchtung des Raums harmonierte. Der Sparsamkeit der Farbtöne und Lichteffekte entsprach eine besondere Art der Stille: dezentes Gemurmel, durchsetzt vom Klingen der Kristallgläser und dem Klirren des Silberbestecks, von verhaltenem Lachen.

Diane folgte dem Empfangschef. Sie spürte etliche Blicke, die sie im Vorübergehen streiften. Die meisten Gäste waren Männer, die dunkle Anzüge und ein düsteres Lächeln zur Schau trugen, aber sie ließ sich nicht in die Irre führen: Hinter der angenehmen Atmosphäre und den sanften Mienen schlug das geheime Herz der Macht. Dieses Restaurant war einer jener

Orte, die nur den Eingeweihten zugänglich waren: Mittag für Mittag wurde hier über das politische und ökonomische Geschick des Landes entschieden.

Der Empfangschef führte sie zur letzten Nische vor den Panoramafenstern und entschwand. Hier saß Charles Helikian. Er las keine Zeitung. Er unterhielt sich nicht mit dem Geschäftsmann am Nebentisch. Er wartete auf sie. Das schien ihm völlig ausreichend. Diane wusste diese stillschweigende Respektbezeugung zu schätzen.

Unmittelbar nach der Werkstatt hatte sie ihren Stiefvater auf seinem Mobiltelefon angerufen – dessen Nummer in ganz Paris maximal zehn Personen bekannt war – und ihn dringend um ein Gespräch gebeten. Mit einem Lachen hatte Charles zugestimmt, wie man der Laune eines Kindes nachgibt, und ihr dieses Restaurant, wo er sich mit einem Kunden zum Mittagessen getroffen hatte, als Treffpunkt genannt. Diane hatte gerade noch Zeit gehabt, nach Hause zu fahren, sich der Haschisch- und Werkstattgerüche zu entledigen und hier zu erscheinen, in einer Aura der Kühle und Lässigkeit, wie es sich gehörte.

Charles stand auf und half ihr aus dem Regenmantel. Darunter trug sie jetzt ein schlichtes, ärmelloses schwarzes Kleid, das sich, scheinbar nahtlos, eng um ihren Körper schmiegte. Nur ein schimmerndes Perlencollier, passend zu ihren Ohrringen, fiel über ihre Schlüsselbeine herab.

»Du bist ...«

»Großartig?«

Charles lächelte.

»Wunderbar?«, schlug Diane weiter vor.

Das Lächeln wurde breiter. Aus seinem dunklen Gesicht leuchteten makellose Zähne hervor.

»Bezaubernd? Hinreißend? Sexy?«

»Alles zusammen.«

Sie seufzte und stützte das Kinn auf ihre langen, ineinander verschlungenen Finger. »Wieso muss ich die einzige sein, die

sieht, was für eine lange, dünne Bohnenstange ich bin?«

Charles Helikian zog eine Zigarre aus einer Innentasche. »Es ist jedenfalls nicht die Schuld deiner Mutter.«

»Hab ich das behauptet?«

Die braunen Tabakblätter knisterten zwischen seinen Fingern. »Sie hat mir von eurer kleinen ... Auseinandersetzung erzählt.«

»Das war schlecht.«

»Wir haben keine Geheimnisse voreinander. Seit dem Unfall ruft sie dich ständig an, hinterlässt Nachrichten, während du ...«

»Ich will nicht mit ihr reden.«

Er musterte sie ernst. »Ich verstehe dich nicht. Zuerst hast du jede Anteilnahme von ihr sowieso rundheraus abgelehnt, aber selbst jetzt, wo es Lucien besser geht, schottest du dich ab ...«

»Lass mich damit in Ruhe, ja? Ich bin nicht gekommen, um mit dir über sie zu sprechen.«

Charles hob die Hand mit der Fläche zu ihr, wie eine weiße Fahne. Dann winkte er einem Ober und bestellte Kaffee für sich und Tee für sie. Mit seiner rauen Stimme fragte er: »Also, du wolltest mit mir sprechen – und es ist anscheinend ziemlich dringend. Worum geht es?«

Diane warf ihm einen schiefen Blick zu. Der unselige Kuss kam ihr wieder in den Sinn. Sie spürte ein beginnendes Unbehagen, und ihre Wangen begannen zu glühen. Sie konzentrierte sich auf das, was sie zu sagen hatte, um ihre Unruhe zu überwinden.

»Einmal«, begann sie, »hast du in meiner Anwesenheit über Hypnose gesprochen. Und du hast erzählt, dass du die Technik manchmal auch bei deinen Kunden anwendest.«

»Das ist richtig. Zur Bekämpfung von Lampenfieber, vor öffentlichen Reden zum Beispiel ... Und?«

»Du hast gesagt, die Hypnose bietet praktisch unbegrenzte Möglichkeiten, das Gedächtnis zu erforschen.«

»Tja, manchmal spiele ich den Experten«, sagte Charles ironisch.

»Ich weiß es noch genau. Du hast erklärt, dass man unter Hypnose das Gedächtnis wie eine Kamera einsetzen und auf die Erinnerungen richten kann. Dass wir, ohne es zu wissen, im Unterbewusstsein jedes Erlebnis in allen Einzelheiten speichern. Eindrücke, die nie bis in unser Bewusstsein vordringen, aber hier« – sie deutete mit dem Zeigefinger auf ihre Schläfe – »in unserem Kopf fixiert sind.«

»Da muss ich ja in Form gewesen sein!«

»Das ist kein Witz. Du hast gesagt, unter Hypnose kann man vergangene Ereignisse noch einmal durchleben und auf diesen oder jenen Augenblick eingehen, sich auf bestimmte Details konzentrieren. Man kann seinen Geist wie einen Videorekorder benutzen – ein Bild anhalten, irgendeinen Bildausschnitt herzoomen ...«

Charles hörte auf zu lächeln und fragte: »Worauf willst du eigentlich hinaus?«

Diane ignorierte seine Frage. »Du hast auch von einem Psychiater erzählt«, fuhr sie fort, »angeblich dem besten Hypnosetherapeuten in ganz Paris. Ein Spezialist für Hypnose.«

»Worauf willst du hinaus?«, fragte er noch einmal, lauter.

»Ich möchte seinen Namen und seine Adresse.«

Der Ober stellte ein schweres Silbertablett auf den Tisch. Tiefes Schwarz von Kaffee. Sanftes Rötlichbraun von Earl Grey. Die Farben harmonierten fein aufeinander abgestimmt, während das elegante Ritual des Einschenkens die Aromen zur Entfaltung brachte. Kaum hatte sich der Mann in Weiß entfernt, fragte Charles: »Warum?«

»Ich will die Unfallszene unter Hypnose noch einmal erleben«, teilte Diane ihm kurz angebunden mit.

»Du bist verrückt.«

»Meine Mutter färbt auf dich ab – das ist ihr Lieblingsaus-

druck für mich.«

»Was bezweckst du damit?«

Sie dachte an den verlorenen Blick von Marc Vulovic und an ihre Zeitmessaktion. Und sie dachte an ihre Vermutung – ein als Unfall getarnter Mordversuch, ausgeführt von mehreren Männern. Doch sie sagte nur: »Ein paar Fakten an diesem Unfall passen nicht zusammen.«

»Was für Fakten?«

»Der Sicherheitsgurt«, antwortete sie. »Ich bin sicher, dass ich Lucien angegurtet habe.«

Charles wirkte beinahe erleichtert. »Hör zu«, antwortete er in beruhigendem Ton, »ich verstehe vollkommen, dass die Sache dir sehr nahe geht, aber ...«

»Nein. Jetzt hörst du mir mal zu.« Diane stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und beugte sich vor. »Im Ernst: Hältst du mich für verrückt?«

»Nie im Leben.«

»Du weißt, dass ich mehrfach wegen Problemen dieser Sorte in stationärer Behandlung war. Du selbst hast mir geholfen, meine Klinikaufenthalte bei dem Adoptionsantrag zu bemänteln. Und jetzt möchte ich wissen, wie du mich heute findest. Hältst du mich für völlig geheilt?«

»Ja.«

Aus seinem Ton hörte sie ein leises Zögern heraus. »Aber?«, hakte sie nach.

»Du bist immer noch ... originell.«

»Ich möchte eine eindeutige Antwort hören. Glaubst du, dass von meinen früheren Schwierigkeiten psychische Schäden zurückgeblieben sind? Oder habe ich wirklich mein Gleichgewicht wieder?«

Charles stieß bedächtig den Zigarrenrauch aus.

»Ja«, sagte er schließlich, »du bist vollkommen geheilt. Vollkommen ausgeglichen. Du bist das Gegenteil einer Exzentrikerin oder Hysterikerin. Du bist eine sehr vernünftige Per-

son. Pragmatisch. Beinahe manisch in deiner Vorliebe für alles Geradlinige. Eine echte Wissenschaftlerin.«

Diane lächelte zum ersten Mal. Sie wusste, dass er es ehrlich meinte.

»Wie erklärst du dir dann«, fragte sie, »dass ich vergessen haben soll, den Sicherheitsgurt zu schließen?«

»Wir hatten einiges getrunken, es war spät, wir ...«

Diane schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Tassen klirrten. Die noch anwesenden Gäste sahen zu ihnen herüber.

»Lucien ist das Wichtigste in meinem Leben«, rief sie. »Er ist das Beste, was mir je widerfahren ist, seit ich alt genug bin, um Entscheidungen zu treffen. Und ich soll nach ein paar Gläsern Champagner die grundlegendste Sicherheitsmaßnahme vergessen haben? Soll ihn wie einen Rucksack hinten im Wagen abgelegt haben?«

Charles nahm einen Zug von seiner Zigarre. »Das alles noch einmal durchzukauen, halte ich nicht für klug. Zieh einen Schlusstrich darunter, schau nach vorn ...«

Diane griff nach ihrem Regenmantel. »Okay. Ich dachte, ich könnte Hilfe von dir bekommen, aber das war ein Irrtum. Macht nichts, schließlich werden im Branchenverzeichnis noch mehrere ...«

»Er heißt Paul Sacher.«

Charles zog einen dicken Stift mit Elfenbeinhülle aus dem Jackett und schrieb Namen und Telefonnummer auf die Rückseite seiner Visitenkarte.

»Er ist ziemlich ausgebucht, aber wenn du dich auf mich berufst, schiebt er dich bestimmt irgendwo dazwischen. Aber sieh dich vor: Er ist ein Schürzenjäger. Als er noch unterrichtete, machte er sich grundsätzlich an das hübscheste Mädchen im Kurs heran, und die anderen konnten nur zuschauen und den Mund halten. Ein Rudelführer, wie er im Buche steht.«

Diane steckte die Karte in die Tasche. Sie dankte ihm nicht. Sie lächelte nicht einmal. Stattdessen sagte sie: »Da ist noch

etwas, abgesehen vom Alkohol, was mich an dem Abend aus der Fassung hätte bringen können.«

»Was?«

»Dass du mich geküsst hast, im Treppenhaus.«

Seine Brauen hoben sich unschlüssig, Charles Helikian strich sich über seinen Bart. »Ach, das ...«, murmelte er.

Diane ließ ihn nicht aus den Augen. »Warum hast du das getan?«

»Weiß ich nicht. Es war ... spontan.«

»Charles Helikian, der große Psychoexperte. Lass dir was Besseres einfallen.«

Charles war sichtlich verlegen. »Nein, wirklich, es ist aus dem Augenblick heraus entstanden. Das schlafende Kind in deinen Armen. Und du, so kerzengerade im Halbdunkel, stoisch wie immer. Und dieser Abend, an dem du so anders warst. So ... frei. Ich wollte dir viel Glück wünschen, weiter nichts.«

Diane griff nach ihrer Handtasche und stand auf. »Glück kann ich allerdings brauchen«, schloss sie. »Und besonders jetzt, wie mir scheint.«

Sie drehte sich auf dem Absatz um und ließ den Perserkönig in seiner Nische zurück. Mit energischen Schritten durchquerte sie den Saal, der sich inzwischen geleert hatte: Im gedämpften Licht blitzten nur noch die goldenen Gemälde und die regen-gepeitschten Fensterscheiben.

»Diane!«

Sie war bereits in der marmornen Eingangshalle angelangt. Sie drehte sich um und sah Charles auf sich zukommen.

»Du lieber Himmel, was hast du vor? Du verschweigst mir doch etwas«, sagte er.

Sie wartete, bis er bei ihr angelangt war. »Ich will es nur wissen«, wiederholte sie, »die Sache mit dem Sicherheitsgurt.«

»Nein«, erwiderte er. »Du willst den Unfall noch mal erleben, weil du denkst, es war gar kein Unfall.«

Diane empfand eine plötzliche Bewunderung für den Psychologen in ihm. Er hatte sie durchschaut, hatte jenseits der rationalen Ebene ihre Gedanken gelesen. »Das stimmt«, sagte sie. »Ich glaube allerdings, dass dieser Zusammenstoß in irgendeiner Verbindung mit dem Mord an van Kaen steht. Das ist die einzige mögliche Schlussfolgerung. Ein Zufall kann es nicht sein. Ich bin überzeugt, dass Lucien im Mittelpunkt einer Angelegenheit steht, die noch völlig im Dunkeln ist.«

»Du lieber Gott ...«, murmelte Charles.

»Und sag jetzt nicht, dass ich verrückt bin.«

Unter seinem gebräunten Teint war ihr Stiefvater erbleicht. »Du meinst wirklich, dass dieser Unfall ... ein Mordversuch war?«

»Ich habe noch nicht alle Indizien beisammen.«

»Was für Indizien?«

»Warte ab.«

Diane wandte sich zum Gehen. Er hielt ihren Arm fest. Seine Lider flatterten wie Schmetterlingsflügel. »Hör mich an. Wir beide kennen uns seit sechzehn Jahren. Nie habe ich bei deiner Erziehung reingeredet. Nie habe ich mich in deine Beziehung zu deiner Mutter eingemischt. Aber das geht jetzt wirklich zu weit. Das ist absurd!«

Sie grinste ihn frech, beinahe lausbübisches an. »Wenn alles nur in meinem Kopf ist, dann brauchst du ja keinen Grund zur Sorge zu haben«, warf sie ihm hin.

»Red nicht so einen Unsinn! Du spielst vielleicht mit dem Feuer und merkst es nicht mal!«

Er hatte beinahe geschrien. Diane spürte im Hintergrund die Blicke der reglosen Ober, die Charles Helikian zweifellos zum allerersten Mal in dieser Verfassung erlebten.

»Du hast ja keine Ahnung«, fuhr er fort, leiser. »Angenommen ... wohlgemerkt: nur mal angenommen, du hättest Recht: Darauf kannst und darfst du dich nicht einlassen. Das ist Sache der Polizei.« Ohne ihr Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr er

fort: »Und der Sicherheitsgurt? Inwiefern soll er in eine andere Richtung deuten? Im Sachverständigengutachten heißt es eindeutig, dass er nicht geschlossen war. Also was ...«

»Ich bin vollkommen sicher, dass ich Lucien angegurtet habe.«

Charles' Miene verdüsterte sich. »Also? Soll sich Lucien selber ...?«

»Lucien hat tief und fest geschlafen. Ich habe ihn im Rückspiegel beobachtet.«

»Ja, was denn dann? Ist der Gurt vielleicht von selber aufgegangen?«

Diane trat näher. Sie überragte Charles um Haupteslänge. In vertraulichem Ton flüsterte sie: »Du kennst doch die Formel: Wenn man alle Möglichkeiten ausgeschöpft hat, was bleibt dann? Das Unmögliche.«

Mit finsterem Blick starrte Charles sie an. »Und was wäre das Unmögliche?«

Diane beugte sich noch tiefer herab. Sie sah das Wageninnere vor sich, das Blut, die Glasscherben, die dunklen Nischen, die zerknitterte Decke. Ihr Tonfall war sanft, beinahe schleppend, doch es schwang auch Angst in ihrer Stimme mit, als sie sagte: »Das Unmögliche ist, dass ich nicht allein mit Lucien im Wagen war.«

KAPITEL 23

Draußen tanzten die Gärten der Champs-Élysées einen Reigen aus Wasser und Licht. Der Regen ließ die Sonnenstrahlen, die hier und dort durch die Wolken brachen, noch greller leuchten. Die Blätter raschelten im Wind und erwiderten die senkrechten Linien des Regens mit zarten grünen Schnörkeln. Diane setzte ihre Sonnenbrille auf und blieb zögernd auf der Treppe stehen.

Sie war selbst erschüttert, dass sie ihre Vermutung laut ausgesprochen hatte: ein Mann, der sich in ihrem Wagen versteckt hätte, zweifellos unter der Decke oder im Kofferraum, um während der Fahrt Luciens Sicherheitsgurt zu lösen – eine Art Kamikaze, der bereit war, in dem metallenen Schraubstock sein Leben zu lassen, nur um sicherzustellen, dass der kleine Junge völlig ungeschützt war.

Natürlich hatte die Theorie weder Hand noch Fuß. Wer würde sich denn einem solchen Risiko aussetzen? Wer würde sich mitten hinein in die Falle begeben und sich damit selbst opfern? Außerdem war nach dem Unfall nicht der geringste Hinweis auf einen weiteren Fahrzeuginsassen gefunden worden. Trotzdem kam sie nicht von dieser Idee los ...

In dem Moment trat der Parkplatzwächter auf sie zu und stieß hastig hervor: »Ihr Wagen kommt sofort, Madame.« Doch sein Tonfall und seine Miene drückten das Gegenteil aus.

»Was ist los?«, fragte Diane.

Der uniformierte Mann warf einen verzweifelten Blick zum Parkplatz hinüber.

»Ihr Freund«, begann er. »Er meinte, er würde sich selber darum kümmern ...«

»Was für ein Freund?«

»Der große Herr, der auf Sie gewartet hat. Er hat mir den Schlüssel abgenommen und wollte den Wagen hierher fahren, aber« – er verdrehte die Augen zum Himmel – »wie es aussieht ...«

Diane erspähte ihren Wagen dreißig Meter weiter unter einer Linde. Rasch überquerte sie die kiesbestreute Terrasse. Hinter den Spiegelreflexen auf der Windschutzscheibe erkannte sie Patrick Langlois, der sich vergebens bemühte, den Wagen anzulassen. Sie klopfte ans Seitenfenster. Der Inspektor fuhr zusammen, dann lächelte er verwirrt und öffnete die Tür.

»Ich hatte vergessen, dass diese Leihwagen ja einen Code haben. Tut mir leid. Ich wollte Sie überraschen ...«

Diane war sich nicht sicher, ob sie wütend auf ihn sein sollte. »Rutschen Sie rüber«, sagte sie.

Unter Schwierigkeiten zwängte sich der Mann auf den Beifahrersitz.

Sie stieg ein und fragte: »Was tun Sie überhaupt hier? Lassen Sie mich beschatten?«

Langlois setzte eine entrüstete Miene auf. »Ich habe einen meiner Jungs losgeschickt, der Sie zum Mittagessen abholen sollte. Als er bei Ihnen ankam, machten Sie sich gerade auf den Weg. Er hat der Versuchung nicht widerstanden und ist Ihnen bis hierher gefolgt, dann hat er mich angerufen.«

»Und warum sind Sie nicht hereingekommen?«

Er deutete auf seinen nackten Hals. »Keine Krawatte«, sagte er. »Ich war nicht darauf vorbereitet.«

Diane lächelte; sie war eindeutig nicht wütend auf ihn.

»Ich weiß«, setzte er hinzu, »ich hätte meinen Ausweis zukommen sollen. Mir mit Gewalt Zutritt verschaffen.«

Sie brach in Gelächter aus. In Gegenwart dieses Mannes und der Sorglosigkeit, die er an den Tag legte, fühlte sie sich leichter, ruhiger, wie befreit von ihren Ängsten. Aber jetzt deutete Langlois auf das Restaurant und fragte: »Verstehen Sie sich gut mit Ihrem Stiefvater?«

Diane missfiel der Ton seiner Frage. »Was stellen Sie sich denn vor?«, gab sie zurück.

Der Mann klopfte mit den Fingernägeln auf die Fensterscheibe und warf einen abwesenden Blick in den Park. »Ich stelle mir gar nichts vor. Ich sehe alles Mögliche, weiter nichts.« Seine Augen lachten. »Bei meiner Arbeit, meine ich.«

Diane sah ebenfalls zum Park hinüber. Der Regen hatte die Passanten verscheucht, die Mütter mit ihren Kindern, die Straßenverkäufer, und es war nur noch eine von Lichtern belebte, funkelnde Landschaft zu sehen. Spiegelnde Pfützen. Wogendes Grün. Steinerne Fassaden, nass, glänzend. Sie fühlte sich an einen Strand bei Ebbe erinnert und empfand auf einmal

eine Lust auf Süßes, auf Zuckerwerk und Pfefferminzbonbons.

»Warum wollten Sie mich sehen?«, fragte sie.

In seinen Händen tauchte unvermittelt die Aktenmappe auf. »Ich wollte Ihnen berichten, was es Neues gibt. Sie über meine Hypothesen in Kenntnis setzen.«

Er blätterte in seinen Unterlagen. Langlois gehörte anscheinend dieser neuen Schule leicht abgehobener Snobs an, die sich dem beherrschenden Einfluss der Technik auf das tägliche Leben entzogen – einer der von der Sorte, die imstande sind, das Loblied des Spiralhefts zu singen, und sich weigern, ein Mobiltelefon zu benutzen.

»Dieser Fall«, fuhr er fort, »ist eine Ansammlung von Absurditäten. Da ist die Grausamkeit des Mordes. Die offensichtliche Kraft des Mörders. Gleichzeitig seine wahrscheinliche Körpergröße von rund einem Meter sechzig. Aber da ist noch ein anderes Rätsel. Rein anatomischer Natur.«

Langlois verstummte. Der Regen trommelte eine leise Sarrabande auf das Autodach. Mit einer Kopfbewegung forderte Diane ihn auf weiterzusprechen.

»Wir wissen nicht, wie es der Mörder geschafft hat, allein durch Tasten zwischen all den inneren Organen die Aorta zu finden. Nach Ansicht unserer Forensiker brächte das nicht mal ein erfahrener Chirurg zustande ...« Er holte Atem und sprach weiter: »Bis hierher ist das schon ziemlich viel Absurdität. Ich habe es also mit einem anderen Ansatz versucht und mich gefragt, ob es sich womöglich um ein Ritual handeln könnte, eine Opfertechnik, die beispielsweise in Vietnam praktiziert wird.«

»Und was haben Sie herausgefunden?«

»Vorerst nichts Greifbares. Jedenfalls nicht in Südostasien. Aber ein Ethnologe vom Völkerkundemuseum hat mich nach Zentralasien verwiesen – Sibirien, Mongolei, Tibet, der Nordwesten Chinas ... Ich habe noch mit anderen Experten gesprochen. Einer von ihnen hat mir von einer Technik erzählt, die zu

der Mordmethode passen könnte.«

»Was meinen Sie damit? Eine Art der Opferung?«

»Nein. Eine sehr viel prosaischere Angelegenheit: Das Vieh wird so geschlachtet. Man nimmt einen kleinen Einschnitt unterhalb des Brustkorbs vor, schiebt den Arm hinein und klemmt die Aorta ab, mit bloßen Händen.«

Aus der Tiefe ihres Gedächtnisses dämmerte eine Erinnerung herauf.

»Der Ethnologe meint«, fuhr Langlois unterdessen fort, »die Technik sei in der Mongolei ziemlich verbreitet. Damit kann man ein Schaf oder Ren töten, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, und darauf kommt es an, denn in dem kalten Klima zählt jeder noch so winzige Energielieferant. Außerdem fürchtet man sich dort offenbar vor fließendem Blut. Es ist ein Tabu.«

Skeptisch fragte Diane: »Somit käme der Mörder aus Zentralasien?«

»Vielleicht. Er könnte aber auch dort gelebt und die Gebräuche kennen gelernt haben. Mein Gerichtsmediziner meint, rein anatomisch sind wir von einem Schaf nicht so verschieden.«

»Das scheint mir aber ziemlich weit hergeholt«, wandte sie ein.

»Mir auch. Bis auf ein Detail.«

Diane drehte sich zu ihm. Langlois reichte ihr die Kopie eines Formulars in deutscher Sprache mit dem Briefkopf eines Reisebüros.

»Rolf van Kaen plante eine Reise in die Mongolei.«

»Was sagen Sie da?«

»Das deutsche BKA ermittelt weiter in der Sache. Sie haben sämtliche Anrufe des Arztes überprüft. Van Kaen hat sich nach Flugverbindungen erkundigt, zuerst nach Ulan Bator, der Hauptstadt der ...«

»... Mongolischen Republik.«

»Kennen Sie das etwa?«, fragte Langlois mit einem über-

raschten Blick auf Diane.

»Nur dem Namen nach.«

»Außerdem informierte er sich über Inlandsflüge, und zwar zu einer Kleinstadt oder Siedlung im äußersten Norden ...« Er las aus seinen Notizen vor: »Tsagaan-Nuur. Anscheinend war das Einzige, was noch nicht feststand, der Tag der Abreise. Also, im Hinblick auf die Technik des Mörders könnte das eine Verbindung sein. Eine sehr schwache zwar, aber immerhin ...«

Langlois schwieg eine Weile. Dann fragte er leise: »Und Sie? Haben Sie was Neues für mich?«

Sie zuckte die Achseln und starrte wieder zu den Gärten hinüber. Wie ein Paillettenschauer floss der Regen über die Windschutzscheibe. »Nein«, sagte sie. »Ich habe mit dem Waisenhaus telefoniert. Sie wissen nichts.«

»Ist das alles?«

»Ich habe eine Kassette, auf der Lucien in seiner Muttersprache singt, und diese Kassette habe ich einer Expertin zur Prüfung gegeben.«

»Sehr gut. Sonst noch etwas?«

Diane dachte an ihre Theorie von einem absichtlich herbeigeführten Unfall, von einem Kamikazemörder, der sich in ihr Auto eingeschlichen hatte ... »Nein, sonst nichts«, antwortete sie.

»Warum wollten Sie unbedingt Namen und Adresse des Lkw-Fahrers wissen?«, fragte Langlois.

Sie zuckte innerlich zusammen, ließ sich aber nichts anmerken. »Ich wollte nur mit ihm reden. Ihn über Luciens Zustand informieren.«

Langlois seufzte. Der Regen füllte das Schweigen mit gleichmäßigem metallischem Prasseln. »Die Leute vergessen immer unsere Erfahrung«, sagte er.

Perplex sah sie ihn an. »Was meinen Sie damit?«

»Ich will Ihnen sagen, was ich damit meine: Sie stellen Ihre eigenen privaten Nachforschungen an.«

»Darum haben Sie mich doch gebeten, oder?«

»Tun Sie nicht so, als wüssten Sie nicht, wovon ich rede. Ich meine Nachforschungen über den Mord an van Kaen.«

»Warum sollte ich?«

»Diane, allmählich kenne ich Sie ein bisschen besser, und offen gestanden würde ich mich eher wundern, wenn Sie's nicht täten ...«

Sie gab keine Antwort. In ernstem Ton fügte Langlois hinzu: »Seien Sie vorsichtig. Wir kennen noch nicht mal zehn Prozent von diesem Fall. Der Schuss kann jederzeit nach hinten losgehen – womöglich dort, wo wir's am wenigsten vermuten. Spielen Sie nicht Emma Peel.«

Sie nickte wie ein fügsames Kind. Langlois öffnete seine Tür, ein Windstoß trieb einen Schwall Regen herein. »Das nächste Mal lade *ich* Sie zum Mittagessen ein«, sagte er zum Abschied. Dann stieg er aus und fügte hinzu: »Die Polizei kennt die besten Fast-Food-Lokale in ganz Paris. Wussten Sie, dass jeder Milchshake anders schmeckt? Eine wahre Schule des Schmeckens!«

»Ich werde versuchen, mich zu bewähren«, entgegnete Diane grinsend, obwohl ihr nicht gerade zum Lachen zumute war.

Langlois beugte sich noch einmal herunter, während der Regen auf seinen Rücken trommelte. »Und denken Sie dran: keine unbesonnenen Risiken, keine Heldentaten! Sobald Ihnen irgendwas komisch vorkommt, rufen Sie mich an. Verstanden?«

Diane nickte mit einem letzten Lächeln, doch als die Tür ins Schloss fiel, hatte sie das Gefühl, als würde ein Sargdeckel zugeschlagen.

KAPITEL 24

Sie betrachtete ihn wie eine Lichtquelle, der ihre Dunkelheit erhellte.

Sein Verband war jetzt anders: nicht mehr dick und fest um den Kopf gewickelt, sondern eine schlichte Gazehülle. Die Dränageschläuche waren entfernt worden, sicher schon am Morgen, und das war ein entscheidender Schritt: Es bestand keine Gefahr einer Gehirnblutung mehr.

Sie rückte ihren Stuhl näher zum Bett und strich behutsam mit der Fingerkuppe über die Stirn des Kindes, über seine Nasenflügel, die geschwungenen Lippen. Sie dachte an ihre ersten gemeinsamen Abende, als sie ihm leise Märchen erzählt hatte und ihre Hand in der Dunkelheit das völlig entspannte Gesicht gestreichelt hatte, die Umrisse des schon halb schlafenden Körpers, der sich unter den Wellen des Atems sanft hob und senkte, und fühlte sich wieder bereit zu der Reise entlang diesen winzigen Gipfeln, den geheimnisvollen Tälern ... Hingerissen spürte sie, wie in dem gemarterten, bandagierten Körper von neuem das Leben pulsierte, stärker wurde, sich behauptete.

Doch hinter einem Schmerz verbirgt sich manchmal ein zweiter. Jetzt, da keine akute Lebensgefahr mehr bestand, spürte Diane, wie sich neue Qualen bemerkbar machten. So wie sich in einem Körper die Schmerzen melden, wenn der Schock abklingt, so entdeckte sie weitere Abstufungen des Leids. Sie spürte jede Wunde, jede Prellung ihres Kindes am eigenen Leib und empfand ohnmächtigen Zorn. Sie lernte eine neue Art der Verzweiflung kennen – den Schmerz aus Mitgefühl.

Vor allem aber plagte sie eine Gewissheit, die sich nicht verdrängen ließ: Irgendwo in der Umgebung des Kindes lauerte eine Gefahr. Diese Überzeugung wurde zur Besessenheit. Niemals konnte sie sich eine Zukunft vorstellen, wenn sie nicht

selbst dazu beitrug, das Rätsel zu lösen. Deshalb stand ihr Entschluss endgültig fest; deshalb hatte sie den Hypnotherapeuten Paul Sacher angerufen und für denselben Abend um achtzehn Uhr einen Termin vereinbart.

Auf einmal fiel ihr Blick auf das am Bettgestänge befestigte Patientenblatt, auf dem Luciens Fieberkurve sowie Art und Dosierung der täglich verabreichten Medikamente verzeichnet waren. Sie erstarrte: Die mit Bleistift gezeichnete Linie zeigte drei Spitzenwerte zwischen elf Uhr abends und zehn Uhr morgens. Und nicht etwa relative Spitzen, sondern absolute: Alle drei lagen über vierzig Grad.

Diane nahm den Hörer des Wandtelefons ab, wählte die Nummer von Eric Daguerre und erfuhr, dass der Chirurg im OP sei. Sie rief die Stationsschwester. Eine Minute später tauchte hinter der Glasscheibe zum Korridor der graue Schopf von Madame Ferrer auf.

Ehe Diane etwas sagen konnte, kam ihr die Schwester zuvor: »Doktor Daguerre hat mich angewiesen, Sie nicht zu alarmieren. Es hätte Sie nur unnötig beunruhigt.«

»Tatsächlich?«, schnaubte Diane.

»Die Fieberschübe hielten immer nur ein paar Minuten an. Das ist eine harmlose Reaktion.«

»Harmlos!«, wettete Diane. »Einundvierzig Grad?«

»Doktor Daguerre hält das Fieber lediglich für eine Nachwirkung der Traumata. Für ein indirektes Zeichen, dass der Stoffwechsel des Kindes wieder normal zu funktionieren beginnt.«

Diane beugte sich vor und strich die Bettdecke glatt, eine Geste reiner Nervosität. »Sie werden mich gefälligst verständigen, sobald das nächste Mal eine Veränderung eintritt. Ist das klar?«

»Selbstverständlich. Aber ich sage es Ihnen noch einmal: Es hat keine Bedeutung.«

Diane strich noch einmal über die Bettdecke, zupfte ihren Papierkittel zurecht, dann brach sie unvermittelt in ein aggress-

sives Gelächter aus, das von den Tränen nicht weit entfernt war. »Keine Bedeutung! Aber ich nehme an, Doktor Daguerre ist trotzdem bereit, mit mir zu sprechen?«

»Sobald er aus dem OP zurück ist.«

KAPITEL 25

»Es ist alles in Ordnung, Diane. Das möchte ich Ihnen gleich versichern.«

Diane konnte sich keine schlimmere Eröffnung vorstellen.

»Und dieses Fieber?«, gab sie zurück.

Eric Daguerre, der in seinem weißen Kittel hinter seinem Schreibtisch stand, wischte ihren Einwand mit einer unkümmerten Handbewegung beiseite.

»Das bedeutet nichts«, sagte er. »Luciens Zustand bessert sich kontinuierlich. Alle Anzeichen bestätigen, dass er auf dem Weg der Genesung ist. Heute Morgen haben wir die Dränagen entfernt. Bald können wir ihn auf die normale Station verlegen.«

Irgend etwas an seiner Munterkeit klang falsch. Diane fixierte seine Augen, die tief in den Höhlen funkelten, und dachte an die Anarchisten aus *Anna Karenina*, die dem vorüberfahrenden Zaren Bomben vor die Kutsche warfen: Sie mussten solche Augen gehabt haben. Aufs Geratewohl fragte sie weiter: »Was haben Sie mir sonst noch zu sagen?«

Der Arzt schob die Hände in die Taschen und ging ein paar Schritte auf und ab. Ob Tag oder Nacht, sein Büro war stets von demselben gleißenden Licht erfüllt.

»Ich wollte Ihnen Didier Romans vorstellen«, sagte er schließlich. »Er ist Anthropologe.«

Diane geruhte sich nach der dritten im Raum anwesenden Person umzudrehen, die sie bisher ignoriert hatte. Es war ein

Mann, jünger als Daguerre, dunkelhaarig, dürr und steif wie ein Zollstock, mit einer schwarzen Hornbrille in einem vollkommen verschlossenen Gesicht. Sein Anblick ließ den Gedanken an eine Gleichung oder eine abstrakte Formel aufkommen.

»Didier ist Anthropologe im modernen Sinn des Begriffs«, fuhr Daguerre fort. »Fachmann für Biometrie und Populationsgenetik.«

Der Mann mit der hermetischen Miene nickte. Ein schüchternes Lächeln versuchte sich in sein Gesicht einzuschleichen, wurde jedoch augenblicklich wieder verbannt.

»Sagt Ihnen das was?«, fragte Daguerre.

»Mehr oder weniger, ja«, antwortete Diane.

Daguerre warf dem Wissenschaftler einen lächelnden Blick zu: »Hab ich's dir nicht gesagt? – Sie weiß alles.«

In ihren Ohren klang der sonnige Ton zunehmend hohl.

»Ich habe ihm Luciens Fall auseinandergesetzt«, fuhr Daguerre fort, »und ihn gebeten, einige Analysen vorzunehmen.«

Diane fuhr auf wie elektrisiert. »Analysen? Ich hoffe, Sie ...«

»Natürlich keine klinischen Untersuchungen. Wir haben lediglich bestimmte physiologische Merkmale Ihres Sohnes mit anderen, sagen wir: allgemeineren Kriterien verglichen.«

»Das heißt?«

Nun ergriff der Anthropologe das Wort: »Mein Fachgebiet ist die Polymorphie, Madame. Ich arbeite an der Charakterisierung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen der Erde. In jedem Volk, jeder Ethnie treten bestimmte Merkmale häufiger auf als andere, die natürlich nicht bei allen Mitgliedern der Gemeinschaft in gleichem Maß ausgeprägt sind; allerdings existieren immer bestimmte Mittelwerte, aufgrund deren sich ein generelles Porträt der ethnischen Familie zeichnen lässt.«

Er unterbrach sich und setzte sich umständlich nieder. Dann fuhr er fort: »Es schien uns interessant, Luciens physiologische Merkmale mit den entsprechenden Mittelwerten zu vergleichen, die uns von den Bevölkerungsgruppen der Region, aus

der er kommt, vorliegen. Wir versprachen uns davon eine Möglichkeit, seine ethnische Zugehörigkeit ... nun: genauer einzugrenzen.«

Dianes Zorn wuchs; allerdings richtete er sich gegen sich selbst. Wieso hatte sie nicht schon längst daran gedacht? Sie hatte sich mit dem Waisenhaus in Verbindung gesetzt, hatte einer Linguistin die Tonbandaufnahme von Lucien vorgelegt, hatte versucht, das Heilverfahren zu begreifen, das ihn gerettet hatte. Aber sie war nicht auf die Idee gekommen, sich mit einem offensichtlichen Anhaltspunkt zu befassen: seinem Körper. Diesem Körper, der vielleicht bestimmte physiologische Eigenheiten aufwies, anhand deren sich seine Herkunft feststellen ließ.

Sie drehte sich zu Romans und fragte in ruhigerem Ton: »Was haben Sie herausgefunden?«

Der Anthropologe beugte sich vor und entnahm seiner Aktentasche ein Bündel Papiere.

»Fangen wir mit der Größe an, wenn's Ihnen recht ist. Bei seiner Aufnahme in die Klinik haben Sie angegeben, Lucien sei ungefähr sechs oder sieben Jahre alt. Aber ein Blick in seine Mundhöhle zeigt uns, dass er noch sämtliche Milchzähne hat. Das heißt, er ist vermutlich erst fünf.«

Er zog ein anderes Blatt aus dem Stapel; Diane erkannte das Aufnahmeformular, das sie in der Nacht des Unfalls ausgefüllt hatte.

»Hier schreiben Sie, Lucien stamme aus einem Volk aus der Andamanenregion.«

Diane breitete ratlos die Hände aus. »Aber das weiß ich nicht. Die Leiterin des Waisenhauses meinte, die paar Wörter, die Lucien sagt, seien weder Thai noch Birmanisch, noch sonst irgendeine Sprache aus der Gegend.«

Romans warf ihr einen kurzen Blick über den Brillenrand zu und sagte: »Aber Sie nehmen an, dass er aus dem Gebiet zwischen, sagen wir: Birma, Thailand, Laos, Vietnam und

Malaysia stammt?«

Diane zögerte. »Ich ... ja, sicher. Ich habe keinen Anlass, etwas anderes anzunehmen«, sagte sie.

Die Augen des Anthropologen senkten sich wie ein Fallbeil. »Wenn wir uns auf die Gegenden entlang der Küste des Andamanischen Meers konzentrieren«, sagte er, »und die untersuchte Zone sogar noch bis zum Golf von Thailand und zum Südchinesischen Meer ausdehnen, finden wir hier Tropen- und Waldbewohner.«

Wieder heftete er seinen Blick auf Diane.

»Eric sagt mir, Sie sind Ethologin. Sie wissen also, dass der natürliche Lebensraum einen erheblichen Einfluss auf die Körpergröße ihrer Bewohner hat. Im Urwald sind Mensch und Tier wesentlich kleiner als in anderen Lebensräumen wie zum Beispiel in Steppenregionen.«

Sie erwiderte stumm seinen Blick. Brille gegen Brille.

Romans wandte sich wieder seinen Aufzeichnungen zu.

»Die Größe der Menschen in den tropischen Urwaldregionen Südostasiens«, fuhr er fort, »bewegt sich derzeit in einer Bandbreite von hundertzweiundvierzig bis hundertfünfundsechzig Zentimetern. Daraus können wir ableiten, dass die Kinder dieser Volksgruppen im Alter von fünf Jahren im Schnitt siebzig Zentimeter groß sind.«

Wieder ein Blick über den Brillenrand hinweg.

»Wissen Sie, wie groß Ihr Sohn ist, Madame?«

»Über einen Meter, glaube ich.«

»Exakt einen Meter zwölf. Das heißt, er liegt zweiundvierzig Zentimeter über dem Mittelwert.«

»Aha.«

Romans zog ein weiteres Blatt aus dem Stapel.

»Kommen wir zur Pigmentierung der Haut. Über die Hautfarbe der verschiedenen Bevölkerungsgruppen sind zahllose Studien durchgeführt worden, obwohl dies ein heikles und schwer zu definierendes Kriterium ist. Und in der Anwendung

sogar gefährlich, aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen. Jedenfalls bestimmen wir die Helligkeit in der Regel mit der sogenannten Reflektometrie. Wir richten einen Lichtstrahl auf die Epidermis des Probanden und messen die von der Oberfläche abgestrahlten Photonen: je heller die Haut, desto größer die abgestrahlte Lichtmenge.«

Diane zügelte ihre Ungeduld. Inzwischen war ihr klar, worauf Romans hinauswollte.

»Wir haben diesen Test mit Lucien durchgeführt«, fuhr er fort. »Die Messung ergab ein Resultat zwischen siebzig und fünfundsiebzig Prozent Reflexionslicht. Die Epidermis Ihres Sohnes strahlt das Licht also weitgehend ab. Seine Haut ist sehr weiß, wie Sie zweifellos selbst bemerkt haben. Sehr weit entfernt von der typischen Hautfarbe der Bewohner tropischer Regionen. Um Ihnen eine Vorstellung zu geben: In der Gegend des Andamanischen Meeres beträgt der Mittelwert fünfundfünfzig Prozent.«

Diane dachte an die extreme Blässe des kleinen Jungen – diese durchscheinende Haut, unter der sich zarte Äderchen schlängelten, wenn er in der Badewanne lag. Wie hatte aus dem Gegenstand staunender Bewunderung auf einmal eine Quelle der Angst werden können?

Der Mann blätterte weiter und fuhr fort: »Da ist noch eine Untersuchung. Über die physiologischen Abläufe. Blutdruck. Herzrhythmus. Blutzuckerspiegel. Lungenkapazität ...«

»Haben Sie denn Statistiken für alle diese Kriterien?«, unterbrach ihn Diane.

Der Anthropologe erlaubte sich ein stolzes Lächeln. »Und noch für viele weitere«, sagte er.

»Und Sie haben die Daten meines Sohnes mit der Statistik verglichen?«

Er nickte. »Auch hier sind wir zu einem höchst interessanten Ergebnis gelangt: Wir konnten trotz seines immer noch sehr schwachen Zustands sein Lungenvolumen messen. Der Junge

hat eine enorme Lunge! Wie Sie zweifellos wissen, steht die Totalkapazität der Lunge eines Menschen in unmittelbarem Zusammenhang mit der geographischen Höhe seines Lebensraums. Bergbewohner weisen ein größeres Atemvolumen und eine höhere Konzentration roter Blutkörperchen auf als beispielsweise die Talbewohner. Darin kommt die Anpassung an die jeweilige Umwelt zum Ausdruck.«

»Du lieber Himmel, jetzt kommen Sie endlich zum Punkt!«

Der Wissenschaftler nickte bedächtig. »Bei allen diesen Merkmalen weist Lucien Werte auf, die auf ein Leben in größerer Höhe hindeuten und in keinem Aspekt mit den Werten der Urwald- und Küstenbewohner übereinstimmen.«

Es war jetzt so still, dass Diane das Blut in ihren Schläfen pochen hörte. Eine kompakte Stille, die weder von Worten noch von Vermutungen aufgebrochen werden konnte.

Dann fuhr Didier Romans mit seiner eintönigen Stimme fort: »Wenn wir die Ergebnisse auf den drei Gebieten Körpergröße, Hautpigmentierung und physiologische Merkmale zusammenzählen, erhalten wir eine Gleichung, die auf eine Verbindung von Ebene, Kälte und Höhe schließen lässt ...«

»Ist das alles?«, murmelte Diane dumpf.

Der Mann hob sein Bündel Papiere hoch. »Oh, das geht noch über mehr als fünfzig Seiten so weiter. Wir haben alles untersucht: Blutgruppe, Gewebeantigene, Chromosomen. Kein Ergebnis – ich wiederhole: kein einziges Ergebnis – stimmt dem jeweiligen Mittelwert aus der Andamanenregion überein.«

»Und ich nehme an, Ihre Ergebnisse führen Sie zu einer ganz bestimmten Vermutung ...«, flüsterte Diane.

»Türkmongolische Herkunft, Madame. Ihr Sohn weist alle dominanten Merkmale der zentralasiatischen und ostsibirischen Steppenvölker auf. Lucien ist kein Kind der Tropen, sondern stammt aus der Taiga. Geboren ist er zweifellos mehrere tausend Kilometer von dem Ort, an dem Sie ihn adoptiert haben.«

KAPITEL 26

Diane brauchte mehr als zwanzig Minuten, bis sie wieder bei ihrem Wagen war.

Sie überquerte die Rue de Sèvres zur Rue du Général-Bertrand. Kurz darauf bog sie nach rechts in die Rue Duroc ein und an der nächsten Ecke links in die Rue Masseran und folgte dann der Avenue Duquesne. Ihr Atem ging schnell, ihr Herz klopfte wild. Sie versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Vergeblich. Zu viele Fragen – und keine einzige Antwort. Wie hatte es den Sprössling eines türkmongolischen Volkes in den glutheißen Staub von Ranong an der Grenze zwischen Thailand und Birma verschlagen? Wie – und warum – hatte ein Mann wie Rolf van Kaen vom Todeskampf dieses Kindes erfahren, und dies zu einem Zeitpunkt, da er selbst sich allem Anschein nach zu einer Reise in die wahre Heimat des Kindes anschickte? Und wie konnte ein fünfjähriger Junge, egal, woher er kam, Objekt solcher Begierden und Auslöser für die unheilvollen Machenschaften sein, die Diane argwöhnte?

In der Nähe der Place de Breteuil erspähte sie endlich ihren Wagen und kroch hinein wie in eine Zufluchtsstätte. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken – doch sie bewegten sich im Kreis, kamen zu keiner Lösung.

Auf einmal aber blitzte in der Tiefe ein Lichtschimmer auf, und sie sah einen Weg, die Wahrheit herauszufinden. Das spanische Kloster kam ihr wieder in den Sinn – die ultravioletten Strahlen, unter denen die verborgene Schrift auf dem Palimpsest sichtbar wurde. Sie hatte ja ihren eigenen Lichtstrahl, um Luciens verborgenes Gesicht zu erkennen. Sie holte ihr Mobiltelefon hervor und gab die Nummer von Isabelle Condroyer ein, der Ethnologin, die sie gebeten hatte, die Sprache ihres Sohnes zu identifizieren.

Die Wissenschaftlerin erkannte sie gleich wieder: »Diane Thiberge? Oh, es ist noch viel zu früh für ein Ergebnis. Ich

habe mich mit mehreren Südostasien-Experten in Verbindung gesetzt, und wir wollen uns demnächst gemeinsam mit der Kassette ...«

»Ich habe Neuigkeiten.«

»Neuigkeiten?«

»Die Einzelheiten erspare ich Ihnen, nur soviel: Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass Lucien nicht aus der tropischen Region stammt, in der ich ihn adoptiert habe.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Das Kind stammt vermutlich aus Zentralasien. Irgendwoher aus Sibirien oder der Mongolei.«

»Das ändert natürlich alles«, murkte die Ethnologin. »Zentralasien fällt ganz und gar nicht in mein Fachgebiet, auch nicht in das meiner Kollegen ...«

»Aber Sie kennen doch sicher Linguisten, die sich auf die Turksprachen spezialisiert haben?«

»Ja, an der Universität Nanterre ...«

»Könnten Sie vielleicht jemanden anrufen?«

»Ja. Einen kenne ich sogar recht gut.«

»Bitte rufen Sie ihn an. Ich brauche unbedingt Ihre Hilfe.«

Diane verabschiedete sich und unterbrach die Verbindung. Das Chaos in ihrem Kopf begann sich zu beruhigen. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Siebzehn Uhr dreißig. Es war Zeit.

Zeit für die Reise in ihr eigenes Unterbewusstsein.

Um noch einmal und in allen Einzelheiten den Unfall auf dem Périphérique zu erleben.

KAPITEL 27

Paul Sacher musste um die Sechzig sein. Er war lang und hager und mit ausgesuchter, ja auffälliger Eleganz gekleidet: Er trug einen grauen Moiré-Anzug, der silbrig schimmerte wie das

Blatt einer Axt, und dieser Glanz wurde noch betont durch den Kontrast, den das schwarze Hemd und die schillernden Streifen einer Seidenkrawatte bildeten. Das Gesicht stand der Kleidung in nichts nach: senkrechte Linien, betont durch tiefe Furchen – Züge, die von der ganzen blasierten Unbeteiligtheit eines Mannes von hoher Abkunft kündeten. Die Augen unter den buschigen Brauen waren grün, flink, schwarz umrandet und wirkten durchscheinend. Am erstaunlichsten aber waren die Bartbüschel, die sich über die Wangen abwärts kräuselten: Der Mann trug vorgeschobene Koteletten, die direkt aus dem neunzehnten Jahrhundert zu stammen schienen und sich an den Schläfen zu Schmachtlocken steigerten. Diese Barttracht verlieh ihm etwas Animalisches, Ungezähmtes, das die Verwirrung und das Erstaunen über seine Erscheinung noch vergrößerte.

Diane spürte einen unbezähmbaren Lachanfall anrücken. Der Mann vor ihr auf der Türschwelle entsprach dem klassischen Klischee des Hypnotiseurs aus Horrorfilmen – es fehlten nur noch der Umhang und der Stock mit dem silbernen Knauf. Ausgeschlossen, dass einer wie er ein Profi sein sollte, ein ernst zu nehmender, allseits angesehener Psychiater, zu dem Charles seine wichtigsten Klienten schickte. Diane war derart überrascht, dass sie seine erste Bemerkung überhörte.

»Wie bitte?«, stammelte sie.

Der Mann lächelte. Die seitlichen Bartpinsel hoben sich.

»Ich habe Sie lediglich hereingebeten ...«

Zur Krönung des Ganzen war Sacher mit einem slawischen Akzent geschlagen und rollte das *r* wie ein alter Fiakerkutscher im Nebel der Walpurgisnacht.

Diane trat einen Schritt zurück. »Nein«, sagte sie. »Danke. Es tut mir leid, aber ich bin heute wohl doch nicht in der Verfassung, um ...«

Paul Sacher ergriff ihren Arm. Der weiche Ton seiner Stimme milderte ein wenig die Grobheit der Geste.

»Ich bitte Sie, kommen Sie nur herein«, sagte er. »Damit Sie die Reise nicht umsonst gemacht haben ...«

Als »Reise« hätte Diane die vierhundert Meter von ihrer Wohnung zu Sachers Praxis in der Rue de Pontoise nahe dem Boulevard Saint-Germain nicht gerade bezeichnet. Sie bemühte sich um eine ernste Miene, weil sie auf einmal befürchtete, den Mann, der sich so freundlich bereit erklärt hatte, sie noch am Tag ihres Anrufs zu empfangen, womöglich zu verärgern.

Sie trat ein und empfand eine gewisse Erleichterung. Keine schwarzen Vorhänge. Keine exotischen Gegenstände oder unheimlichen Statuen. Keine Weihrauchschwaden und kein Staub. Die Wände in schlichtem, hellem Ockergelb, die Decke weiß, die Möbel streng und modern. Sie folgte dem Herrn durch einen Flur, durchquerte einen Warteraum und betrat schließlich sein Sprechzimmer.

Der Raum, der vom Licht des Spätnachmittags erfüllt war, wurde beherrscht von einem Glasschreibtisch und einer Bibliothek in tadelloser Ordnung, und Diane konnte sich mit einem Mal die Politiker und Manager vorstellen, die sonst hier saßen und darauf brannten, ihren Stress in den Griff zu bekommen.

Der Hypnotiseur setzte sich und bedachte sie mit einem weiteren Lächeln. Diane begann sich an die silbrige Kleidung und den Guru-Blick zu gewöhnen, und die Lachlust verging ihr. Inzwischen empfand sie sogar einen Anflug von Beklommenheit bei dem Gedanken an Paul Sachers Macht. Konnte er ihr wirklich helfen, ihr Gedächtnis zu durchforsten? Würde sie ihn tatsächlich in ihr Inneres einlassen?

»Ich scheine Sie zu amüsieren, Madame«, bemerkte der Arzt.

Diane verschlug es die Sprache. »Na ja ...«, begann sie stotternd, »ich hätte nicht damit gerechnet ...«

»Eine so pittoreske Gestalt anzutreffen?«

»Äh ... also ...« Sie rang nach Worten, lächelte schließlich verwirrt. »Es tut mir sehr leid. Aber der Tag heute war anstrengend genug, und ...«

Ihre Stimme erstarb. Der Arzt griff nach einem Briefbeschwerer aus schwarzem Kunstharz und drehte ihn in den Händen hin und her.

»Dass ich wie ein alter Magier auftrete, spricht nicht unbedingt für mich, meinen Sie. Dabei bin ich durch und durch Rationalist. Und nichts ist rationaler als das Verfahren der Hypnose.«

Diane hatte den Eindruck, als hätte der gutturale Akzent ein wenig nachgelassen – oder sie hatte sich inzwischen daran gewöhnt. Sachers Ausstrahlung wirkte auf sie wie die konzentrischen Wellen, die sich auf einer Wasserfläche ausbreiten. Sie bemerkte erst jetzt die Bilder an den Wänden: Gruppenfotos mit Sacher als Lehrer und unumschränktem Herrscher im Mittelpunkt. Auf jedem Foto hielt sich die attraktivste Studentin in unmittelbarer Nähe auf und sah mit der Miene der Anbetung zu ihm hinauf. Ein Rudelführer, hatte Charles gesagt.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte er und stellte den Briefbeschwerer behutsam ab. »Charles hat mir Ihren Anruf schon angekündigt.«

Sie erstarrte. »Was hat er gesagt?«

»Nichts. Nur dass Sie eine Person seien, die ihm sehr am Herzen liegt. Eine Person, die ... rücksichtsvolle Behandlung braucht. Also: Was kann ich für Sie tun?«

»Zunächst würde ich Ihnen gern eine Frage zur Hypnose stellen.«

»Bitte sehr.«

»Ist es möglich, jemanden unter Hypnose so zu programmieren, dass er eine Handlung gegen seinen Willen ausführt?«

Der Psychiater legte die Unterarme auf die verchromten Armstützen seines Sessels. An den Fingern trug er mehrere edelsteinbesetzte Ringe: Türkis, Amethyst, Rubin.

»Nein«, antwortete er. »Niemand tut unter Hypnose etwas, zu dem er nicht auch im wachen Zustand bereit wäre; Hypnose ist keine Vergewaltigung des Bewusstseins. All die Geschich-

ten von konditionierten Mördern und missbrauchten Frauen sind Märchen. Der Patient bestimmt selbst, wie weit er geht: Er kann jederzeit Widerstand leisten. Sein freier Wille bleibt unangetastet.«

»Aber ... jemanden in Schlaf versetzen? Können Sie jemanden mit dieser Technik in Schlaf versetzen?«

Sacher kräuselte die Lippen, und sein Backenbart zitterte verstohlen. »Der hypnotische Schlaf ist etwas anderes. Es handelt sich dabei um eine tiefe Hingabe, die der hypnotischen Trance sehr nahe ist. Das ja: Dieser Zustand lässt sich herbeiführen.«

»Auch auf Distanz? Könnten Sie jemanden auf Distanz in Schlaf versetzen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Könnten Sie jemanden programmieren, so dass er zu einem bestimmten Zeitpunkt nach der Sitzung, wenn Sie gar nicht mehr anwesend sind, einschläft?«

»Ja, möglich ist das wohl«, räumte der Mann ein. »Es genügt, wenn das während der Sitzung vereinbarte Signal wiederholt wird.«

»Was wäre zum Beispiel so ein Signal?«, fragte Diane.

»Madame, ich verstehe Ihre Fragen nicht recht.«

»Was für eine Art von Signal?«

»Nun, das kann zum Beispiel ein Schlüsselwort sein. Bei einer Sitzung verankern wir irgendein Wort im Unterbewusstsein der Person und bringen es mit dem Zustand des Tiefschlafs in Verbindung. Später genügt es, das Wort auszusprechen, um die Konditionierung zu aktivieren.«

Sie dachte daran, was Vulovic gesagt hatte: »Wenn ich's mir überlege, dann fällt mir nur eines ein ... Grün ... Olivgrün ... wie die Militärfarbe ...«

»Kann es ein optisches Signal sein?«, fragte sie.

»Sicher.«

»Eine Farbe?«

»Durchaus. Eine Farbe, ein Gegenstand, eine Geste, irgend etwas.«

»Und woran würde sich die Person später erinnern?«

»Das hängt von der Tiefe der hypnotischen Trance ab, die während der Sitzung erreicht wurde.«

»Kann er alles vergessen haben?«

»Im Fall einer sehr tiefen Trance, ja. Aber damit geraten wir an den Rand unserer Tätigkeit. Wissen Sie, wir vertreten eine sehr strenge Berufsauffassung, und was Sie ...«

Diane hörte nicht mehr zu. Sie spürte mit jeder Faser ihres Körpers, dass sie sich der Wahrheit näherte. Es war also möglich, dass jemand Marc Vulovic auf dem Parkplatz an der Avenue de la Porte-d'Auteuil hypnotisiert hatte und ein späteres Signal die hypnotische Anweisung in Kraft gesetzt hatte, so dass er einschlief. Sie dachte auch an Rolf van Kaen, einen Hünen in den besten Jahren, der sich ohne Gegenwehr den Bauch hatte aufschneiden lassen. Vielleicht ebenfalls unter Hypnose?

»Charles sagte, Sie wollten sich selbst einer Hypnose unterziehen ...«, hörte sie Sachers Stimme wieder.

»Das stimmt. Ich möchte mich von Ihnen in Trance versetzen lassen.«

»In welchem Kontext? Ihre Fragen sind ein wenig merkwürdig, wissen Sie. Normalerweise kommen meine Patienten mit einem Problem psychologischer Natur zu mir, wollen zu rauchen aufhören oder eine Allergie überwinden ...«

»Ich würde gern einen Vorfall in der Vergangenheit noch einmal erleben.«

Sacher lächelte; man bewegte sich wieder auf bekanntem Terrain. Er sank in den Sessel zurück, neigte den Kopf zur Seite wie ein Maler, der sein Modell ins Auge fasst, und fragte: »Worum handelt es sich? Eine Erinnerung an ein weit zurückliegendes Ereignis?«

»Nein. Es ist vor etwas mehr als zwei Wochen passiert. Aber

ich glaube, dass mein Unterbewusstsein bestimmte Einzelheiten ausblendet. Charles hat mir erklärt, Sie könnten mir helfen, mich an die genauen Umstände zu erinnern.«

»Überhaupt kein Problem. Erzählen Sie mir zuerst von dem Vorfall an sich, von den äußeren Umständen, dann ...«

»Warten Sie.« Diane begriff, dass sie diesen Mann in ihr Inneres einlassen musste, dass kein Weg daran vorbeiführte, und sie geriet in Panik. Um den Augenblick hinauszuzögern, sagte sie: »Erklären Sie mir doch zuerst ... Wie werden Sie meine Erinnerungen zurückverfolgen?«

»Keine Sorge: Das ist Teamarbeit, das tun wir gemeinsam, nicht ich allein.«

»Teamarbeit setzt Vertrauen voraus. Sagen Sie mir genau, wie Sie in meinen Kopf eindringen wollen.«

»Das kann ich Ihnen nicht erklären«, wandte Sacher ein. »Verstehen werden Sie erst, wenn Sie es erleben.«

»Warum?«

»Je mehr Sie über die technische Seite des Vorgehens wissen, desto mehr werden Sie sich sträuben.«

»Ich bin aus freien Stücken hergekommen.«

»Gewiss. Ich spreche von Ihrem Unterbewusstsein. Von dem unbewussten Bereich, der sich weigert, bestimmte Informationen herauszurücken. Wenn Sie Ihrem Unterbewusstsein die Waffen zur Verteidigung auch noch in die Hand drücken, dann wird es sie einsetzen, das können Sie mir glauben.«

»Ich kann Ihnen doch nicht ... mein Gehirn öffnen, einfach so ...«

Der Psychiater schwieg. Er schien abzuwägen, wie wichtig die Sache für Diane war. »Die Hypnose«, sagte er schließlich, »ist nichts anderes als ein Zustand intensiver Konzentration. Wir werden gemeinsam Ihren körperlichen Wahrnehmungen nachspüren – Ihrem Blutkreislauf beispielsweise –, die nach und nach Ihre gesamte Aufmerksamkeit beanspruchen werden. Sie vergessen alles bis auf diese Empfindungen. Sie nehmen

Ihre Umgebung nur noch aus großer Entfernung wahr. Diese Form von Losgelöstheit kommt hin und wieder auch im Alltag vor, als spontane Trance. Zum Beispiel wenn Sie mit großem Interesse und Konzentration etwas lesen, nimmt die Lektüre Ihre gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch; Sie sind »gebannt«. Dann sticht Sie vielleicht ein Insekt, und Sie merken es nicht einmal, weil Sie sich in einem Trancezustand befinden. Das passiert zum Beispiel auch bei religiösen Zeremonien, wenn Prüfungen bestanden werden müssen, die mit körperlichen Schmerzen verbunden sind: In Trance nimmt das Gehirn die Botschaft des Schmerzes nicht wahr.«

»Und in diesem Zustand können Sie die Schranken des Unterbewusstseins überwinden?«

»Ja: weil es nicht das Unterbewusstsein ist, das die Verteidigung errichtet, sondern das Bewusstsein. Wenn wir aber ein gewisses Stadium der Konzentration erreicht haben, spielt der bewusste, rationale Bereich keine Rolle mehr, sondern der Dialog findet direkt zwischen dem Therapeuten und dem Unterbewusstsein des Patienten statt.«

Diane dachte an das schlimme Ereignis in ihrer Jugend zurück. Sie hatte einen großen Teil ihres Lebens aufgewendet, um die Erinnerung daran zu verdrängen, ihr Gedächtnis in eine hermetisch verriegelte Stahlkammer zu verwandeln, die nichts mehr preisgab.

»Wie weit kann man auf diese Weise zurückgehen?«, fragte sie.

»Beliebig, es gibt keine Grenzen. Sie würden staunen, wenn Sie wüssten, wie viele Patienten in diesem Sessel in ihre Identität als Säugling zurückfinden. Und zu lallen beginnen. Ihr Blick ist unscharf wie bei einem Neugeborenen, das wenige Tage alt ist. Man kann sogar noch weiter zurückgehen.«

»Wohin?«

»Soweit das Gedächtnis reicht, das wir in uns bewahren. Das Gedächtnis aus früheren Leben.«

Diane versuchte zu lachen. »Tut mir leid«, sagte sie, »ich glaube nicht an Reinkarnation.«

»Ich spreche nicht von Erinnerungen an ein bestimmtes Dasein in der Vergangenheit, sondern von dem kreatürlichen Gedächtnis, dessen Gefäß wir sind. In gewisser Weise ist unser genetisches Erbe nichts anderes als ein Gedächtnis. Das in unseren Körper eingeschriebene Gedächtnis unserer Stammesgeschichte.«

»Na gut, aber darum geht es jetzt ja nicht. Wir haben von konkreten Erinnerungen gesprochen.«

»Das können sehr konkrete Erinnerungen sein! Sehen Sie sich zum Beispiel die schwimmenden Babys an. Wenn ein Säugling ins Wasser getaucht wird, erfolgt augenblicklich und reflexhaft der Verschluss der Stimmbänder. Woher kommt dieser Reflex?«

»Vom Überlebensinstinkt.«

»Im Alter von ein paar Tagen?«

Diane zuckte die Achseln. Der Psychiater fuhr fort: »Der Reflex stammt aus der unendlich weit zurückliegenden Zeit, als der Mensch noch nicht Mensch war, sondern ein Amphibienwesen. Daran erinnert sich das Kind, wenn es mit Wasser in Berührung kommt. Genauer: Sein Körper erinnert sich, lange bevor das Bewusstsein einsetzt. Wer weiß, ob die Hypnose nicht auch diese Art von Erinnerung ins Bewusstsein heraufholen kann, und zwar noch präziser?«

Diane schwirrte der Kopf. Sie war sich keineswegs sicher, ob sie noch länger bleiben sollte – die ganze Sache wurde ihr allmählich unheimlich. Vollends verwirrt war sie, als sie merkte, dass, obwohl draußen die Nacht hereingebrochen war und der Raum fast im Dunkeln lag, die Augen des Hypnotiseurs eindringlicher als zuvor strahlten. Sie hatte fast den Eindruck, als reflektierten seine Pupillen das Licht wie bei manchen nachtaktiven Tieren, Wölfen etwa, bei denen sich zwischen Retina und Lederhaut silbrige Plättchen befinden,

sodass ihre Augen in der Lage sind, das Licht zu verstärken. Sacher hatte denselben silbrigen Blick ... Sie war schon entschlossen, zu gehen, als er ihr vorschlug: »Wie wär's, wenn Sie mir jetzt die Szene beschreiben, die Sie noch einmal erleben wollen?«

Diane rief sich zur Vernunft. Sie dachte daran, wie sie wenige Stunden zuvor an Luciens Bett gesessen und ihren Entschluss gefasst hatte. Sie kauerte sich im Sessel zusammen und begann in bewusst ruhigem Ton: »Am Mittwoch, dem 22. September gegen Mitternacht, hatte ich mit meinem Adoptivsohn auf dem Boulevard Périphérique nahe der Porte Dauphine einen Autounfall. Mir ist nichts passiert, aber mein Sohn schwebte zwei Wochen lang zwischen Leben und Tod. Inzwischen sieht es so aus, als sei er außer Gefahr, aber ...« Sie zögerte. »Ich würde mir gern die Minuten unmittelbar vor dem Unfall ins Gedächtnis zurückrufen«, fuhr sie schließlich fort. »Ich möchte jede Geste, jedes Detail noch einmal erleben. Ich möchte sicher sein können, dass ich keinen Fehler gemacht habe.«

»Einen Fahrfehler?«

»Nein – die Unfallursache war ein Lkw, der von der Spur abgekommen ist, ich kann nichts dafür. Aber ... ich hatte etwas getrunken. Und ich möchte ganz sicher sein, dass ich das Kind angegurtet habe, dass die Schnalle wirklich geschlossen war.«

Wieder verstummte sie. Dann sagte sie: »Ich muss hinzufügen, dass der Gurt beim Zusammenstoß nicht geschlossen war.«

Sacher verschränkte die Finger auf der spiegelnden Fläche seines Schreibtisches und beugte sich vor. Seine Augen waren zwei symmetrische Glanzlichter.

»Wenn er nicht geschlossen war, dann haben Sie ihn wohl nicht richtig einrasten lassen, oder?«

»Ich *weiß*, dass ich den Gurt geschlossen habe. Aber ich muss mich vergewissern, und das möchte ich mit Ihrer Hilfe

tun, unter Hypnose.«

Der Arzt musterte sie nachdenklich. Zweifellos mit derselben Verwunderung, die Charles Helikian empfunden hatte.

»Nehmen wir an, dass Sie das Kind angegurtet haben«, sagte er. »Wie erklären Sie sich, dass der Gurt zum Zeitpunkt des Unfalls offen war?«

»Ich glaube, dass ihn jemand unterwegs geöffnet hat.«

»Der Junge selbst?«

Sie musste es aussprechen. Sie musste ihre Vermutung äußern. Leise sagte sie: »Ich denke an einen Mann. Einen blinden Passagier in meinem Wagen. Ich glaube, der Unfall wurde inszeniert, von langer Hand vorbereitet und in allen Einzelheiten ausgeführt.«

»Meinen Sie das ernst?«

»Tun Sie, als wäre es ein Scherz, und hypnotisieren Sie mich.«

»Das ist doch absurd. Wer sollte so etwas inszenieren?«

»Hypnotisieren Sie mich.«

»Jemand soll das Risiko eingegangen sein, zum Zeitpunkt des Unfalls mit Ihnen im Wagen zu sitzen?«

Diane begriff, dass sie so nicht weiterkam. Sie nahm ihre Sachen und stand auf.

»Bleiben Sie«, wies er sie an.

Mit einer höflichen Gebärde deutete er auf den Sessel. Er lächelte liebenswürdig, doch Diane erkannte, dass ihm nicht wohl bei der Sache war.

»Setzen Sie sich«, sagte er. »Fangen wir an.«

KAPITEL 28

Ihre erste Empfindung war Wasser.

Ihr Geist schwamm in einer flüssigen Umgebung. Sie dachte an einen vergessenen Ballen Fracht, der im Bilgewasser des Laderaums trieb. An den Stein einer Frucht in zu weichem Fleisch. Sie schlingerte unter ihrer eigenen Schädeldecke.

Ihre zweite Empfindung war, dass sie sich verdoppelt hatte.

Als hätte sich ihr Bewusstsein in zwei getrennte Wesen gespalten, die sich gegenseitig beobachten konnten. Sie träumte – und konnte sich zusehen, wie sie träumte. Sie konzentrierte sich – und konnte sich von außen betrachten, wie sie sich konzentrierte.

»Diane, hören Sie mich?«

»Ja.«

Mühelos und augenblicklich war sie in die Trance hinübergeglitten. Paul Sacher hatte sie aufgefordert, sich auf eine rote Linie an der Wand zu konzentrieren; dann sollte sie spüren, wie ihre Gliedmaßen schwer wurden, und unmittelbar darauf war Diane in einen Zustand intensiver Aufmerksamkeit eingetreten. Sie hatte die Trägheit ihrer Hände und Füße gespürt, die Schwere ihres Körpers, die mit jeder Sekunde zunahm, während ihr Geist im Gegenteil immer leichter wurde und befreit aufflog.

»Wir wollen jetzt die Erinnerung an den Unfall hervorholen.«

Diane, die aufrecht dasaß, die Hände auf den Armlehnen des Sessels, nickte und senkte den Kopf.

»Sie kommen aus dem Haus, in dem Ihre Mutter wohnt. Wie spät ist es?«

»Ungefähr Mitternacht.«

»Wo genau sind Sie, Diane?«

»Ich stehe vor dem Haustor der Nummer 72 am Boulevard Suchet.«

Prasselnder Regen. Durchsichtige Linien. Die schwarze Fläche des Asphalts übersät wie von Tausenden kreisrunder Narben.

Hohe Steinfassaden, glänzend vor Nässe. Bläulich leuchtende Straßenlaternen, die Dunstwolken verströmen, als wären sie lauter ungeduldige Münder.

»Wie fühlen Sie sich?«

Sie lächelte mit geschlossenen Augen und gab keine Antwort.

Champagner in den Adern, wie unterirdische Rinnsale, denen der Wolkenbruch draußen nichts anhaben kann. Sie spürt den Regenschauer in ihrem Nacken, leichte, dicht gedrängte Tropfen.

Sie fühlt sich wohl. Alles ist unscharf. Der Zorn während des Abendessens ist vergessen. Ebenso Charles' Kuss. Sie schmiegt sich ganz in die Gegenwart.

»Diane, wie fühlen Sie sich in diesem Augenblick?«

»Ausgezeichnet.«

»Sind Sie allein?«

In ihren Armen spürt sie jetzt die Wärme des Kindes. Seinen schlaf warmen Nacken, seinen nachgiebigen, anschmiegsamen Körper. Die Seligkeit seines Schlafs, die der Regen nicht zu stören vermag.

»Ich trage meinen Adoptivsohn Lucien in den Armen.«

»Was tun Sie jetzt?«

»Ich überquere den Boulevard.«

»Wie ist der Verkehr?«

»Es ist nichts los, alles leer.«

»Wo haben Sie Ihr Auto geparkt?«

»Am Hippodrom von Auteuil.«

»Erinnern Sie sich an den Namen der Straße?«

»Avenue du Maréchal-Franchet-d'Espérey.«

»Nennen Sie mir weitere Einzelheiten. Was für einen Wagen fahren Sie?«

»Einen Geländewagen. Ziemlich alt. Einen Toyota Landcruiser aus den achtziger Jahren.«

»Können Sie ihn jetzt sehen?«

»Ja.«

Wenige Meter vor ihr erkennt sie ihren Wagen im Regen. Eine beunruhigende Ahnung ergreift sie. Das schlechte Gewissen nagt an ihr. Sie bereut den Champagner. Dieses Ritual, das sie im Grunde verabscheut. Sie wäre jetzt gern wieder bei völlig klarem Verstand.

Sachers Stimme tönte durch den Raum, fern und nah zugleich: »Was tun Sie jetzt?«

»Ich öffne die Tür.«

»Welche Tür?«

»Die Tür rechts hinten. Wo Luciens Kindersitz ist.«

»Und dann?«

Ehe sie den Gedanken formulieren konnte, lieferte ihr Körper die Antwort in Form sehr scharfer, beinahe überdeutlicher Empfindungen.

Der peitschende Regen auf ihrem Rücken. Die Wärme, die aus dem Ausschnitt ihrer Jacke aufsteigt. Ihr Körper, der sich mit Lucien ins Wageninnere beugt.

Die Stimme des Hypnotiseurs wurde eindringlicher: »Was tun Sie jetzt, Diane?«

»Ich setze Lucien in seinen Kindersitz ...«

»Das ist ein sehr wichtiger Moment, Diane. Beschreiben Sie ganz genau jeden einzelnen Handgriff.«

Unter ihren Fingern ertönt ein kurzes Geräusch: das Klicken, mit dem die Gurtschnalle einrastet. Augenblicklich empfindet sie die subtile, geheime, selbstsüchtige Wonne wie bei jeder, auch der unbedeutendsten Geste, die sie zum Schutz ihres Kindes ausführt.

Noch ein paar Sekunden. Endlich begann Diane zu sprechen: »Ich ... ich habe den Sicherheitsgurt geschlossen.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut.«

Sachers tiefe Stimme drang in ihr Bewusstsein: »Halten Sie hier an. Sehen Sie sich den Innenraum Ihres Fahrzeugs ganz genau an.«

Der bewusste Teil in ihr begriff, dass nun ihre mentale Kamera zum Einsatz kam. Sie ließ den Blick durch das erinnerte Bild schweifen.

Der dunkle Innenraum des Wagens. Die abgeschabten Polster, übersät von allem möglichen Kram. Die zerknitterte kakifarbene Decke halb auf dem Boden. Der Stapel alter Zeitschriften im Heckraum. Die Türen aus nacktem Blech, ohne irgendeine Verkleidung ...

Sie war tatsächlich in der Lage, ihre Erinnerung systematisch abzutasten, zu erforschen, regelrecht zu durchkämmen. Sie konnte sich diese Details ansehen, die ihr im Moment des Geschehens nicht ins Bewusstsein gedrungen waren, doch ihr Gedächtnis hatte sie festgehalten, ohne dass sie es wusste.

»Was sehen Sie, Diane?«

»Nichts Besonderes.«

Paul Sachers Schweigen war angespannt. Undeutlich wurde Diane gewahr, dass der Psychiater auf der Lauer lag. »Machen wir weiter?«, fragte er.

»Ja.«

Sein Tonfall wurde wieder neutral. »Fahren Sie jetzt den Boulevard Périphérique entlang?«

Sie nickte.

»Antworten Sie bitte laut.«

»Ich fahre den Boulevard Périphérique entlang.«

»Was sehen Sie?«

»Lichter. Reihen von Lichtern.«

»Drücken Sie sich deutlicher aus. Was genau sehen Sie?«

Am rechten und linken Rand ihres Bückfelds sausen die Straßenlaternen vorüber, Glühkörper unter gläserner Hülle. Diane kann beinahe die Struktur des Glases wahrnehmen,

die vom orangegelben Natriumlicht angestrahlt wird.

»Die Neonröhren«, murmelte sie. »Sie blenden mich.«

»Wo sind Sie jetzt?«

»An der Porte de la Muette.«

»Sind noch andere Autos unterwegs?«

»Sehr wenige.«

»Auf welcher Spur fahren Sie?«

»Der vierten, links außen.«

»In welchem Gang fahren Sie?«

»Das weiß ich nicht.«

Die Stimme wurde gebieterisch: »Schauen Sie auf den Tachometer.«

Diane betrachtete das Armaturenbrett ihrer Erinnerung. »Ich fahre hundertzwanzig.«

»Sehr gut. Schauen Sie jetzt hinaus auf die Straße: Fällt Ihnen irgendetwas Ungewöhnliches auf?«

»Nein.«

»Sehen Sie nie nach hinten zu Ihrem Sohn?«

»Doch. Ich habe sogar den Rückspiegel so verstellt, dass ich ihn sehen kann.«

»Schläft Lucien noch?«

Die zarte, opake Gestalt im Kindersitz. Der tiefe Schlaf, der durch nichts zu stören ist. Schwarze Haare, mit der Dunkelheit verschmolzen. Ein Buschwerk, das eine Wiege der Ruhe bildet.

»Er schläft tief.«

»Er bewegt sich nicht?«

»Nein.«

»Es bewegt sich überhaupt nichts hinten im Wagen?«

Diane musterte das Blickfeld des Rückspiegels. »Nein, nichts.«

»Schauen Sie wieder auf die Straße. Wo sind Sie?«

»Fast bei der Porte Dauphine.«

»Sehen Sie schon den Lkw?«

Ein Anflug von Entsetzen unter der Haut. »Ja, ich ...«

»Was ist los?«

Unter dem Ansturm des Wolkenbruchs geraten die parallelen Geraden der Autobahn aus dem Gleichgewicht. Nein: Es sind nicht die Geraden. Es ist der Lastwagen. Der Lkw ist von seiner Spur abgekommen – er scheint die gesamte Straße hinter sich herzuziehen. Ohne zu blinken, ohne irgendein Signal schiebt er sich von der Seite her schräg zwischen die geraden Linien des Regens und der Lichter ...

Diane richtete sich im Sessel auf. Sachers Stimme wurde eine Spur lauter. »Was ist los?«, wiederholte er.

»Der Lastwagen ... er ... er ... schert nach links aus.«

»Und jetzt?«, fragte der Hypnotiseur.

»Er kommt auf meine Spur herüber ...«

»Was tun Sie?«

»Ich bremsel!«

»Was passiert jetzt?«

»Die Räder blockieren auf der nassen Straße. Ich gerate ins Schleudern, ich ...« Diane stöhnte. Die Erinnerung traf sie mit voller Wucht.

Der Lastwagen prallt gegen die Leitplanke. Schwenkt herum unter metallischem Kreischen. Die Fahrerkabine dreht sich, die Scheinwerfer sind direkt auf Dianas Frontscheibe gerichtet.

»Was sehen Sie?«

»Nichts, ich sehe nichts mehr! Es ist alles voller Wasser und Licht. Ich ... ich bremsel. Ich bremsel!«

Der Lastwagen schlingert und erbebt in seinem Aufbau. Hydraulisches Jaulen. Quietschende Bremsen. Blechteile, die aus dem Chaos herausgeschleudert werden ...

Diane spürte eine Hand auf der Schulter. Und hörte Sachers Stimme ganz nahe: »Und Lucien, Diane? Werfen Sie keinen Blick auf Lucien?«

»Doch!«

Mit kristalliner Klarheit kehrte die Erinnerung zurück. Unmittelbar vor dem Aufprall, eine Sekunde bevor sie mit höchster Geschwindigkeit in die Leitplanke krachte, hatte sie sich zu ihrem Kind umgedreht.

Das zarte schlafende Gesicht. Und auf einmal öffnen sich die Lider. Mein Gott. Er wacht auf. Er wird miterleben, was passiert ...

»Sagen Sie mir, was Sie sehen!«

»Er ... er ... er wacht auf. Er ist wach!«

Sacher sprach jetzt sehr eindringlich auf sie ein: »Sehen Sie den Gurt? Ist er noch angegurtet?«

Die verängstigte Miene des Kindes ... panisch aufgerissene Augen ... die Pupillen schreckgeweitet ...

»Diane, sehen Sie sich den Gurt an! Ist Lucien dabei, ihn zu öffnen?«

»ICH KANN NICHT!«

Diane konnte die Augen nicht von Lucien abwenden. Sachers Stimme drang durch ihr Entsetzen: »Schauen Sie auf die Straße, Diane! Schauen Sie wieder auf die Straße.«

Mit einer reflexhaften Bewegung fuhr sie herum, und aus ihrer Kehle drang ein Schrei, so heftig, dass sie aus ihrem Sessel aufsprang: »NEIN!«

Sie prallte gegen die jalousieverhängten Fenster. Sacher eilte zu ihr. »Was sehen Sie, Diane?«

Wieder schrie sie: »NEIN!«

»Was sehen Sie?«

Diane konnte nicht antworten. Der Psychiater wechselte den Ton. Ruhig, aber vollkommen unbeteiligt befahl er: »Wachen Sie auf.«

Sie schauderte, krümmte sich und sank am Fuß der Rollos in sich zusammen.

»WACHEN SIE AUF! ICH BEFEHLE ES IHNEN!«

Diane taumelte ins wache Bewusstsein zurück. Ihre Lider flatterten. Anscheinend hatte sie sich an einer Lamelle der

Jalousie verletzt: Ein Rinnsal Blut mischte sich mit den Tränen, die ihr über die Wangen flossen.

Sacher beugte sich über sie. »Beruhigen Sie sich, Diane«, sagte er sanft. »Sie sind jetzt hier bei mir. Es ist alles in Ordnung.«

Sie versuchte zu sprechen, doch ihre Stimmbänder gehorchten ihr nicht.

»Was haben Sie gesehen?«, fragte der Arzt.

Ihre Lippen bebten, kein Laut kam heraus.

In seinem liebenswürdigsten Ton fuhr er fort: »War ein Mann in Ihrem Auto?«

Sie schüttelte den Kopf, dass ihre Haarmähne flog. »Nein, nicht im Auto.«

In der Miene des Psychiaters malte sich Verblüffung. Diane versuchte weiterzusprechen, doch die Worte blieben ihr im Hals stecken.

Das letzte Bild, das sie gesehen hatte, hatte sich in ihrem Gedächtnis eingebrannt.

Genau in dem Augenblick, als sie sich wieder der Straße zuwandte, hatte sie ihn entdeckt: An der rechten Straßenseite, hundert Meter entfernt, stand zwischen den Büschen am Rand der Ringstraße ein Mann. In einen langen olivgrünen Umhang gehüllt, die Kapuze über dem knöchigen Gesicht, deutete er mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Lastwagen, als hätte er, allein mit dieser Gebärde, die Katastrophe ausgelöst.

Diane war sich ganz sicher, dass sie seinen grünen Mantel wiedererkannt hatte: Es war ein Strahlenschutzparka der russischen Armee.

KAPITEL 29

»So etwa?«

Der Informatiker ließ dem Phantombild auf dem Monitor vorspringende Backenknochen wachsen. Diane nickte. Es war Mitternacht. Seit fast zwei Stunden saß sie im Polizeipräsidium und versuchte jetzt zusammen mit einem Phantomzeichner, ein Porträt der Gestalt am Boulevard Périphérique zu erstellen. Nach der Hypnosesitzung hatte sich Diane trotz seiner drängenden Fragen von Paul Sacher verabschiedet und war auf direktem Weg zur Kriminalpolizei gefahren.

»Und der Mund?«

Diane sah verschiedene Mundformen auf dem Bildschirm vorüberziehen und verschwinden. Fleischige Ausstülpungen. Ein schmales Oval. Gehobene Mundwinkel. Sie entschied sich für dünne, gerade Lippen mit ausgeprägten Furchen zu beiden Seiten.

»Und die Augen?«

Wieder marschierte eine Parade verschiedener Augenformen über den Monitor, und Diane suchte sich zwei Rauten mit hängenden Lidern aus, dazu eine dunkle, bläuliche Iris – dunkle Kugeln, wie Murmeln im Federmäppchen eines Kindes. Ein Gesicht, das sie aus mehr als hundert Metern Entfernung flüchtig erblickt hatte, so präzise definieren zu wollen war absurd, und doch hätte sie schwören können: Die Augen des Mörders, wie alle anderen Merkmale, die sie ausgesucht hatte, sahen genau so aus.

»Und die Ohren?«

»Er hatte eine Kapuze auf dem Kopf«, antwortete Diane.

»Was für eine?«

»Eine Anorak-Kapuze. Fest zugezogen.«

Der Phantomzeichner umgab das Gesicht mit einem faltigen Schatten, der perfekt eine Kapuze nachahmte. Eine hohe, kahle Stirn. Wangenknochen wie zwei Steine, eingefasst von Run-

zeln. Blauschwarze Augen, die wie Achat unter den trägen Lidern hervorblitzten. Diane hätte etwas Monströses in diesem Gesicht entdecken wollen, irgendein Anzeichen von Grausamkeit – doch sie konnte sich nur vor der zeitlosen Schönheit dieser Züge beugen.

Patrick Langlois kam herein. Er warf einen Blick auf den Monitor, dann auf Diane. Auf seiner Stirn bildete sich eine Sorgenfalte. »So hat er ausgesehen?«, fragte er.

Diane nickte. Der Inspektor betrachtete das Porträt ohne rechte Überzeugung. Um zehn Uhr abends hatte er sich bereit erklärt, noch einmal ins Büro zu fahren und den Phantomzeichner kommen zu lassen, um das Gesicht zu rekonstruieren. Er setzte sich auf die Schreibtischkante, seine Aktenmappe an die Brust gedrückt.

»Und er trug einen Militärparka, sagen Sie?«

»Ja. Sowjetischer Machart. Aus Strahlenschutzmaterial.«

»Wieso sind Sie sich da so sicher?«

»Vor fünf Jahren habe ich an einer Expedition zur ostsibirischen Halbinsel Kamtschatka teilgenommen. Wir waren in einem Militärlager untergebracht, und ich habe zufällig einen atomaren Probealarm miterlebt. Dabei konnte ich diese Mäntel aus der Nähe sehen. Sie werden seitlich geschlossen, und den Kragen befestigt man ...«

Mit einer Handbewegung brachte der Inspektor sie zum Schweigen. Er bat den Informatiker, das Phantombild auszudrucken, dann stand er auf und sagte zu Diane: »Kommen Sie mit.«

Sie gingen durch Korridore mit dunklen Dachfenstern und halb geöffneten Türen, hinter denen sie fahle Büros erspähte, Nischen voller Unordnung, wo ein paar Polizisten noch arbeiteten.

Langlois sperrte eine mit Velours bespannte Tür auf, trat ein und schaltete eine Halogenlampe ein. Das Büro erinnerte an die Höhle eines Gerichtsdieners, vollgestopft mit uralten Akten

und Fetzen von zerschlissem Leder. Geistesabwesend trommelte er auf die hölzerne Schreibtischplatte, dann schaute er auf.

»Sie hätten mir Bescheid sagen sollen, Diane.«

»Ich wollte Gewissheit haben.«

»Dabei hatte ich Sie gewarnt: Spielen Sie nicht Emma Peel.«

»Sie selbst haben mir aufgetragen, Erkundigungen über Lucien einzuholen ...«

Langlois ruckte mit den Schultern seinen Mantel zurecht.

»Fassen wir zusammen«, begann er. »Ihrer Ansicht nach war der Unfall in Wahrheit ein Mordversuch, richtig?«

»Ja.«

»Der Lastwagenfahrer soll auf Befehl eingeschlafen sein, durch irgendeine äußere Kraft oder was weiß ich dazu gezwungen ...«

»Durch Hypnose.«

»Also gut, durch Hypnose. Wie hätte man es anstellen sollen, an genau dieser Stelle und genau zu dem Zeitpunkt, wenn Sie auf der linken Spur daherkommen, einen Zusammenstoß herbeizuführen?«

»Ich habe die Strecken nachgemessen. Der Lkw kam von dem Parkplatz an der Avenue de la Porte-d'Auteuil, am Rand des Bois de Boulogne. Er brauchte bloß unmittelbar vor mir loszufahren. Anhand unserer jeweiligen Geschwindigkeit war es einfach, den Punkt zu berechnen, an dem wir uns begegnen mussten.«

»Aber dass der Fahrer einschlief: Wie soll das jemand in genau diesem Augenblick bewerkstelligt haben?«

»Es ist möglich, eine Person so zu konditionieren, dass sie abrupt einschläft, sobald ein bestimmtes Signal erfolgt.«

»Was für ein Signal wäre das in dem Fall gewesen?«

Diane fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Der Fahrer«, sagte sie, »erinnert sich an eine Farbe, ein Grün. Vielleicht war das dieser Militärparka. Der Mann mit dem Umhang stand vor

dem Eingang zum Tunnel.«

Der Inspektor sah Diane unverwandt an. Unter den graumeilierten Haaren funkelten seine schwarzen Augen.

»Die Mörder wären also im Team vorgegangen, meinen Sie?«, fragte er.

»Ja, das glaube ich.«

»Wie bei einer militärischen Operation?«

»Genau. Eine militärische Operation.«

»Und die gesamte Operation wäre zu dem einen Zweck geplant und durchgeführt worden, Ihren Adoptivsohn zu eliminieren?«

Sie nickte, war sich aber der Absurdität ihrer Interpretation der Fakten vollkommen bewusst. Langlois beugte sich vor und starrte sie durchdringend an. »Und warum, meinen Sie, hätten sie ihn umbringen wollen?«

Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und murmelte: »Das weiß ich nicht.«

Langlois lehnte sich wieder zurück. Er schlug eine andere Tonart an, als eröffnete er ein neues Kapitel: »Und Sie sagen, dass Lucien überhaupt nicht aus Thailand kommt? Dass er in Wahrheit aus Sibirien oder der Mongolei stammt? Wie hat es ihn denn an die andamanische Küste verschlagen?«

»Das weiß ich nicht.«

Nach einer kurzen Pause sagte Langlois in leicht verlegenem Ton: »Diane, was soll ich sagen ...«

Sie sah ihn über den Brillenrand hinweg an. »Sie halten mich für verrückt«, sagte sie.

»Sie haben nicht den geringsten Beweis für das, was Sie sagen. Nicht einmal ein Indiz, gar nichts. Sie könnten sich das alles nur ausgedacht haben.«

»Und der Lkw-Fahrer? Er weiß selber nicht, wieso er auf einmal eingeschlafen ist, und ...«

»Natürlich, was soll er sonst sagen?«

»Und der Mann? Der Kerl mit seinem Schutzanzug – den

kann ich doch nicht erfunden haben, oder?«

Statt einer Antwort schwenkte der Polizist auf einen anderen Kurs ein. »Wenn ich Ihnen Ihre Geschichte abkaufe, dann wären es also dieselben Leute, die Rolf van Kaen umgebracht haben?«

Wieder zögerte sie. »Ich glaube, dass – ja, dass der Tod des Deutschen in gewisser Weise die Strafe dafür war, dass er Lucien gerettet hat.«

»Und wer hätte den Akupunkteur über den Unfall informiert?«

»Das weiß ich nicht.«

»Die Polizisten des BKA haben noch immer keine Spur von einem Anruf oder einer Nachricht, die Ihren Sohn betreffen könnte. Anscheinend war's der heilige Geist, der van Kaen Bescheid gesagt hat.«

Was konnte sie dem hinzufügen? Sie schwieg. Langlois wartete eine Weile ab, dann fügte er leiser hinzu: »Ich habe mich über Sie erkundigt.«

»Wie bitte!?«

»Ich habe mit Ihren Kollegen telefoniert, Ihren Eltern, den Ärzten, bei denen Sie in Behandlung waren.«

»Wie konnten Sie es wagen ...?«, fuhr Diane ihn an.

»Es ist mein Beruf. In diesem Fall sind Sie meine Hauptzeugin.«

»Dreckskerl.«

»Warum haben Sie mir verschwiegen, dass Sie mehrere Psychotherapien, stationäre Behandlungen, Schlafkuren hinter sich haben?«

»Soll ich vielleicht ein Plakat vor mir hertragen?«

»Ich hätte Sie schon früher fragen können, aber ... Warum haben Sie Lucien adoptiert?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Sie sind doch so jung ...« Sein Gesicht faltete sich zu einem verlegenen Lächeln; die Runzeln verstärkten den verwirrten

Ausdruck. »Na gut: so schön. Das wollte ich eigentlich sagen.« Er drehte die Hand in der Luft. »Bei mir kommt das immer verkehrt heraus. Diane: Warum haben Sie sich um eine Adoption bemüht? Warum haben Sie nicht versucht ... na ja, Sie wissen schon: einen Mann zu finden, eine Familie zu gründen – den klassischen Weg eben. Warum?«

Sie verschränkte die Arme, ohne zu antworten. Langlois krümmte sich und faltete die Hände zum Gebet, wie beim ersten Mal, im Krankenhaus. »Ihre Mutter meint, Sie hätten Schwierigkeiten, sich ... zu binden.« Er ließ den Satz in der Schwebe, wartete ein paar Sekunden, dann fuhr er fort: »Sie sagt, Sie hätten nie einen Freund gehabt.«

»Soll das eine Therapie werden oder was?«

»Ihre Mutter ...«

»Meine Mutter ist mir scheißegal.«

Der Inspektor lehnte sich an die Wand, stemmte den Fuß gegen den Papierkorb und grinste. »Ja, so viel habe ich, glaube ich, verstanden ... Und Ihr Vater?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

Langlois rückte von der Wand ab und nahm wieder Haltung an. »Sie haben Recht. Es geht mich nichts an«, sagte er.

Diane holte Luft und stieß in einem Zug hervor: »Meinen Vater habe ich nie gekannt. Meine Mutter hat in den siebziger Jahren in diversen Kommunen gelebt. Hat sich irgendeinen Kerl aus der Gruppe ausgesucht und sich von ihm schwängern lassen. Das haben sie so abgesprochen. Er hat nie ein Interesse an mir bekundet, und ich weiß nicht mal seinen Namen. Meine Mutter wollte ihr Kind allein aufziehen. Den Zwängen der Ehe entfliehen, der chauvinistischen Unterdrückung entgehen ... Damals dachten alle so. Sie war eine überzeugte Feministin ... Es gibt Zufallskinder. Ich bin ein Hippiekind«, fügte sie hinzu.

Über das Gesicht des Inspektor huschte ein Lächeln, dieser Anflug von Ironie, der Diane so sehr gefiel. Sein Ausdruck zerriss ihr das Herz, weil sie wusste, dass sie eine verbotene

Landschaft betrachtete. Auf einmal fühlte sie sich gefangen in einem Gletscher, eingemauert im ewigen Eis. Langlois schien ihre plötzliche Trauer zu spüren und streckte die Hand nach ihr aus, doch sie wich ihm aus.

Er erstarrte, ließ ein paar Sekunden verstreichen, dann kehrte er zum Thema zurück: »Diane, sagt Ihnen der Begriff *Tokamak* etwas?«

Sie machte kein Hehl aus ihrer Überraschung: »Nein. Was ist das?«

»Das ist die Abkürzung der russischen Bezeichnung für ›Toroidkammer im Magnetfeld‹.«

»Aha. Und warum ... erzählen Sie mir das?«

Langlois schlug seine Aktenmappe auf: An oberster Stelle lag ein Fax. Diane erkannte kyrillische Buchstaben und ein schlechtes Passfoto, das in der Faxeinskopie kaum noch zu erkennen war.

»Sie erinnern sich vielleicht an das schwarze Loch in van Kaens Biographie ...«

»Von 1969 bis 1972, ja.«

»Die Leute vom BKA haben heute in einer Berliner Bank ein Schließfach geöffnet, das van Kaen gehörte. Das Schließfach enthielt nichts anderes als diese Unterlagen.« Er schwenkte seine Kopie. »Sowjetische Ausweispapiere, die beweisen, dass der Mann in dieser Zeit in einem Tokamak gearbeitet hat.«

»Und was ist ein Tokamak?«

»Ein revolutionäres Forschungslabor. Eine Anlage zum magnetischen Einschluss und zur Aufheizung eines Plasmas. Ein Kernfusionsreaktor.«

Diane dachte an den Strahlenschutzmantel des Mörders und sagte: »Kernfusion? Sie meinen *Kernspaltung*, oder?«

Mit bewundernder Miene antwortete Langlois: »Sie sind wirklich erstaunlich, Diane. Sie haben insofern Recht, als die herkömmlichen Kernkraftwerke in der Tat mit Kernspaltung arbeiten. Hier handelt es sich aber tatsächlich um eine Kernver-

schmelzung: Die Energie, die von der Sonne und anderen Fixsternen ausgestrahlt wird, stammt größtenteils aus Fusionsprozessen, und man bemüht sich seit Jahrzehnten, eine kontrollierte Fusionsreaktion zu entwickeln, um die Kernenergie technisch nutzen zu können. Die Sowjets haben in den fünfziger Jahren eben jenen Tokamak erfunden, um durch Aufheizung von Gasen ein Plasma zu erzeugen. Die sowjetische Kernfusionsforschung war ein maßloses Projekt, das sie zwang, Öfen zu bauen, die Temperaturen von zweihundert Millionen Grad erreichen. Aber das alles geht über meinen Horizont, wie ich wohl nicht eigens zu erwähnen brauche.«

»Und was ist der Zusammenhang mit den aktuellen Ereignissen?«, fragte Diane.

Er hielt ihr die Fotokopie hin und setzte eine triumphierende Miene auf: »Der Tokamak, in dem van Kaen gearbeitet hat, der TK 17, war der bedeutendste, den die Russen je gebaut haben. Eine absolut geheime Forschungsstation. Und raten Sie mal, wo? Im äußersten Norden der Mongolischen Volksrepublik, wie sie damals noch hieß, an der Grenze zu Sibirien. In Tsagaan-Nuur: Dorthin wollte der Arzt vor seinem Tod reisen.«

Diane musterte das Papier mit den schwärzlichen Schlieren und erkannte in dem nachgedunkelten Passfoto die Züge eines jungen van Kaen mit finsterer Miene.

»Wieso wollte er wieder dorthin?«, überlegte Langlois laut. »Ich hab nicht die geringste Ahnung, aber dass hier ein enger Zusammenhang besteht, liegt auf der Hand.«

Es klopfte an der Tür, und der Informatiker trat ein. Wortlos legte er mehrere Ausdrucke des Phantombilds auf den Schreibtisch und verschwand wieder. Langlois betrachtete das Gesicht und sagte: »Wir werden sehen, ob der Kerl in unserer Kartei ist. Das halte ich zwar für unwahrscheinlich, aber man weiß ja nie. Parallel dazu werden wir unsere Ermittlungen auf die türkmongolischen Gemeinden in Paris ausdehnen. Einreisevisa überprüfen und so weiter. Das ist die einzige gute Neuigkeit,

denn allzu viele Türkmongolen wird es hier nicht geben.«

Er stand auf und warf einen Blick auf die Uhr. »Gehen Sie schlafen, Diane«, sagte er. »Es ist schon nach eins. Und keine Sorge: Wir verstärken die Wache vor Luciens Zimmer.«

Er begleitete sie zur Tür. An den Rahmen gelehnt setzte er hinzu: »Offen gestanden, ich weiß nicht, ob Sie verrückt sind, Diane, aber wenn Sie's sind, dann bei weitem nicht so verrückt wie diese Geschichte.«

KAPITEL 30

Weißes Zimmer. Pastellfarbene Bilder. Das rote Blinklicht des Anrufbeantworters.

Diane durchquerte ihre Wohnung, ohne das Licht einzuschalten. Sie betrat ihr Schlafzimmer und ließ sich aufs Bett fallen. Das granatrote Lämpchen des Anrufbeantworters auf dem Nachttisch wuchs zur Größe eines Leuchtfeuers über einem finsternen Meer heran. Sie erinnerte sich, dass sie ihr Mobiltelefon vor der Hypnosesitzung ausgeschaltet hatte. Vielleicht hatte man sie den ganzen Abend zu erreichen versucht?

Sie drückte auf die Abhörtaste und hörte nur die letzte Nachricht: »Hier ist Isabelle Condroyer. Es ist einundzwanzig Uhr. Diane: eine großartige Neuigkeit. Wir haben Luciens Sprache identifiziert! Rufen Sie mich an.«

Anschließend nannte sie die Nummern ihres Hausanschlusses und ihres Mobiltelefons. Im Dunkeln prägte sich Diane die erste Nummer ein und wählte. Es läutete mehrmals – es war bestimmt schon zwei Uhr morgens –, dann meldete sich eine belegte Stimme: »Hallo?«

»Guten Abend. Hier ist Diane Thiberge.«

»Diane ... ah ja ...« Sie hörte sich an, als hätte man sie aus den tiefsten Träumen gerissen. »Wissen Sie, wie spät es ist?«

Diane hatte weder die Kraft noch das Bedürfnis, sich zu entschuldigen. »Ich bin gerade erst nach Hause gekommen«, sagte sie nur. »Ich konnte nicht bis morgen warten.«

»Ja, sicher ...« Die Stimme gewann zunehmend an Klarheit. »Wir wissen jetzt, welche Sprache Ihr Kind spricht.« Isabelle hielt inne, um ihre Gedanken zu sammeln, dann fuhr sie fort: »Es ist ein Idiom aus der samojedischen Sprachgruppe, das ausschließlich in der Gegend um den Tsagaan-Nuur-See gesprochen wird, im äußersten Norden der Mongolischen Republik.«

Lucien stammte also aus derselben Region, in der sich das Kernforschungslabor befand. Was bedeutete das? Diane vermochte keine Ordnung in ihre Gedanken zu bringen.

»Hallo, sind Sie noch da?«, fragte Isabelle Condroyer.

»Ja, ich höre Sie.«

»Es ist unglaublich«, fuhr die Ethnologin fort, und in ihrer Stimme schwang die Aufregung mit. »Laut Auskunft des Experten, den ich zu Rate gezogen habe, handelt es sich dabei um einen sehr seltenen Dialekt, den nur noch eine verschwindende Minderheit spricht, die Tsewenen.«

Diane war stumm wie ein Grab. Wieder fragte Isabelle Condroyer: »Hören Sie mich, Diane? Offen gestanden, ich hätte mir ein bisschen mehr Begeisterung erwartet ...«

»Doch, doch, ich höre.«

»Da sind ja diese beiden Silben, *lü* und *sian*, die der Junge auf der Kassette ständig wiederholt. Mein Kollege hat hier keinen Zweifel: Die beiden Phoneme bilden einen in der tsewenischen Kultur sehr wichtigen Begriff. Die Silben *lü* und *sian* bedeuten ›Wächter‹.«

»Wächter ...?«

»Es ist ein sakraler Begriff. Er bezeichnet einen Erwählten. Ein Kind, das die Rolle des Vermittlers zwischen seinem Volk und den Geistern spielt, vor allem in der Jagdsaison.«

»In der Jagdsaison«, wiederholte Diane in neutralem Ton.

»Ja. In dieser Zeit führt das Kind sein Volk. Es heischt um die Gunst der Geister und deutet deren Botschaften im Wald. Zum Beispiel ist es fähig, die Gebiete zu erkennen, die für das Einfangen von Tieren besonders günstig sind. Das Kind geht voraus, und die Gruppe der Jäger folgt in gebührendem Abstand. Der Wächter ist sozusagen ein Aufklärer, ein Pfadfinder im spirituellen Sinn.«

Diane streckte sich auf dem Bett aus. An der Wand gegenüber hingen die pastellfarbenen Drucke von Paul Klee – weit, sehr weit entfernt, dort, wo das normale, gefahrlose Leben war. Die Ethnologin schien sich über ihr Schweigen zu wundern, und nach ein paar Sekunden fragte sie: »Ist das ein Problem?«

Den Hinterkopf in der Flut ihrer offenen Haare vergraben, antwortete Diane: »Ich wollte ein thailändisches Waisenkind adoptieren. Eine Familie gründen mit einem kleinen Jungen, der bei seiner Geburt kein Glück gehabt hatte. Stattdessen stellt sich heraus, dass ich einen türkmongolischen Schamanen aufgenommen habe, der die Waldgeister belauscht. Sehen Sie da irgendein Problem?«

Isabelle Condroyer seufzte. Sie war hörbar enttäuscht, dass ihr sensationeller Erfolg nicht so aufgenommen wurde, wie sie erwartet hatte, und kehrte zu ihrem doktoralen Ton zurück: »Offensichtlich hat das Kind lange genug bei seinem Volk gelebt, um sich seine Rolle anzueignen. Zumindest den Namen der Rolle. Das ist in der Tat außergewöhnlich. Der Ethnologe, der die Kassettenaufnahme entschlüsselt hat, würde Sie gern kennenlernen. Wann können Sie ihn treffen?«

»Ich weiß nicht. Ich rufe Sie morgen früh an. Auf Ihrem Funktelefon.«

Sie verabschiedete sich kurz angebunden und legte auf. Dann drehte sie sich zur Wand und rollte sich zusammen. Düstere Visionen stürmten auf sie ein. Sie fühlte sich von Schatten umzingelt, sah Gestalten in Strahlenschutzkleidern, die im Regen standen und sie beobachteten, ihr folgten. Wer waren

sie? Warum wollten sie Lucien, den kleinen »Wächter«, beseitigen? Welche Verbindung bestand zwischen einem Schamanenkind und einem Kernreaktor?

Um die verworrenen Bilder zu verscheuchen, besann sie sich auf Verbündete. Sie versuchte das Gesicht von Patrick Langlois heraufzubeschwören, aber es erschien nicht. Sie rief sich den Arzt Eric Daguerre in Erinnerung – vergebens. Sie flüsterte den Namen Charles Helikian vor sich hin, doch er hatte kein Echo in ihrem Geist. Sie fühlte sich allein, verzweifelt allein. Doch im selben Moment, als der Schlaf sie übermannte, wusste sie plötzlich eines: Irgendwo auf der Welt musste es jemanden geben, der ihren Alptraum teilte.

KAPITEL 31

Sie hatte einmal – aus dem Versuch heraus, ihre Schüchternheit zu überwinden und mit anderen in Kontakt zu treten – einen Theaterkurs belegt. Die Mühe war vergeblich. Was sie allerdings aus dieser Zeit zurückbehalten hatte, war eine merkwürdige Sehnsucht nach allem, was mit Schauspielerei zu tun hatte. Sie erinnerte sich an die nach Sägemehl und Staub riechenden Kulissen, an die ein wenig beunruhigende Atmosphäre des abgedunkelten Saals, wo auf einer beleuchteten Bühne Schauspielschüler Sophokles und Feydeau deklamierten, praktisch in ein und demselben Tonfall. Sie erinnerte sich an das aufmerksame Mitgefühl der übrigen Eleven, die in atemlosem Schweigen die Bemühungen ihrer Kollegen verfolgten. Es lag etwas Okkultes und Rituelles darin. Als zielten die Proben darauf ab, geheimnisvolle Kräfte oder unbekannte Götter anzurufen, die sich von den unechten Reden und geborgten Gesten erweichen ließen.

Im Erdgeschoss von Block A, dem sprach- und literaturwis-

senschaftlichen Gebäude der Universität Paris X-Nanterre, betrat Diane den Hörsaal 103 und begriff sofort, dass sie in einen dieser altertümlichen Tempel geraten war. Es war ein Raum von zwanzig Metern Länge, fensterlos, praktisch leer, bis auf mehrere Reihen von Klappstühlen, die zusammengefoldet rechts an der Wand lehnten. Im Hintergrund erhob sich eine von schwarzen Vorhängen umrahmte dunkle Bühne, auf der vereinzelte Requisiten in überstäubter Helligkeit herausleuchteten. Ein Tisch, ein Stuhl, unbestimmte Gebilde aus schwarzem Styropor, die einen Baum, einen Felsen, einen Hügel darstellen sollten.

Es war zehn Uhr vormittags.

Diesen Raum hatte ihr Isabelle Condroyer als Treffpunkt für ihre Unterredung mit Claude Andreas genannt, dem Experten für türkmongolische Sprachen.

Sie ging auf eine Gruppe von Darstellern zu, die diskutierend vor der Bühne standen, und erkundigte sich nach dem Mann, den sie suchte. Er war unter ihnen: groß und hager, gekleidet in Rolli und Leggings, ganz in Schwarz. Diane fühlte sich an fein gerolltes Pergament erinnert, das womöglich unerforschliche alchemistische Geheimnisse enthielt. Mit ein paar Worten stellte sie sich vor.

»Verzeihen Sie meine Aufmachung«, sagte Andreas lächelnd. »Wir proben gerade *Warten auf Godot*.«

Dann deutete er auf einen Tisch am Rand und fuhr fort: »Kommen Sie. Ich zeige Ihnen eine Karte der Gegend. Ihre Geschichte ist wirklich ... unglaublich.«

Sie nickte der Form halber. An diesem Morgen hätte sie allem Ja und Amen gesagt. Die wenigen Stunden Schlaf hatten nicht ausgereicht, um sie wieder zu ihren ureigenen Kräften zurückfinden zu lassen, dieser Mischung aus Aggressivität und Nervosität, die ihre verlässlichste Daseinsweise war.

»Kaffee?«, bot der Mann an und hob eine Thermoskanne.

Diane lehnte dankend ab. Andreas schob ihr einen Stuhl hin,

schenkte sich eine Tasse voll und setzte sich ihr gegenüber an den Tisch, der aus einer aufgebockten Platte bestand. Sie musterte ihn. Sein Gesicht ließ sie an eine Kinderzeichnung denken: weit auseinander liegende türkisblaue Augen, eine aufmüpfige Nase, ein schmaler Mund, der eigentlich nur aus einem Strich bestand – und das Ganze gekrönt von einer üppigen graumelierten Mähne, nicht unähnlich dem Helm einer Playmobil-Figur.

Er stellte seine Tasse ab und breitete die Karte aus. Die Ortsnamen waren in kyrillischen Buchstaben eingetragen. Er deutete auf eine Region ziemlich weit oben, nahe einer Grenzlinie.

»Ich bin überzeugt, dass der Dialekt Ihres Kindes in dieser Gegend gesprochen wird, im Norden der Äußeren Mongolei.«

»Isabelle Condroyer hat einen Volksstamm erwähnt, die Tsewenen ...«

»Nun – so eindeutig lässt sich das nicht sagen. Diese Gegend ist sehr schwer zugänglich und war fast ein Jahrhundert lang unter sowjetischer Herrschaft. Aber ich würde sagen, ja: Nach der Aussprache und dem Gebrauch bestimmter Wörter zu urteilen, haben wir es mit dem tsewenischen Dialekt zu tun. Er gehört zur Sprachgruppe der samojedischen Völker – nomadischen Rentierzüchtern, die vom Aussterben bedroht sind. Ich wundere mich, dass es überhaupt noch Tsewenen gibt. Wie kommt es, dass Sie ein tsewenisches Kind adoptieren konnten? Das ist in der Tat ...«

»Erzählen Sie mir diese Geschichte vom Wächter und der Jagd.«

Andreas lächelte über ihren schroffen Ton. Er schien sich damit abzufinden, dass diesmal nicht er die Fragen stellte. Mit einer Handbewegung bat er für seine Indiskretion um Verzeihung, feierlich wie eine Figur aus dem Schattentheater.

»Einmal im Jahr, im Herbst, veranstalten die Tsewenen eine große Jagd. Die Jagd unterliegt strengen Regeln. So müssen die

Männer der Gruppe dem Aufklärer folgen, der ein Kind ist. Das Kind fastet und wacht die ganze Nacht hindurch, und im Morgengrauen macht es sich allein auf den Weg in den Wald. Erst jetzt setzen sich auch die Jäger in Marsch und folgen dem ›Wächter‹. Dem ›Lüü-Si-An‹ im tsewenischen Dialekt.«

Diane nahm die Worte des Ethnologen nur noch am Rande wahr. Sie starrte auf die Karte. Grün. Eine unendliche Fläche Grün, hier und dort von den kleinen blauen Flecken der Seen unterbrochen. Das waren die flachen Steppen, die endlosen Fichtenwälder, die klaren Gewässer, die Lucien im Blut hatte. Sie dachte an die Momente inniger Vertrautheit zurück, wenn er in ihrer Armbeuge eingeschlafen war und sie bei seinem Anblick im Geist immer wieder das magische Wort *anders* gehört hatte. Wie eine ferne Brandung drangen Andreas' Erklärungen wieder an ihr Ohr.

»Wenn Ihr Adoptivsohn tatsächlich ein Wächter ist, wenn er von seinem Volk erwählt wurde, dann bedeutet dies, dass er das zweite Gesicht besitzt. Eine dieser Fähigkeiten, die wir unter der Abkürzung ASW zusammenfassen, was *außersinnliche Wahrnehmung* bedeutet.«

»Moment.« Diane heftete einen kühlen Blick auf ihren Gesprächspartner. »Sie meinen, nach Ansicht dieses Volks besitzen solche Kinder paranormale Fähigkeiten?«

Der Mann lächelte. Mit einer beschwichtigenden Handbewegung, die sie ärgerte, antwortete er: »Nein. Das wollte ich nicht damit sagen. Ganz und gar nicht. Ich glaube, dass die Wächter ganz real über diese Kräfte gebieten. Nach den Aussagen sehr ernst zu nehmender Zeugen sind sie in der Lage, Phänomene zu erfassen, die den normalen menschlichen Sinnen verschlossen sind.«

Das war wieder ihr übliches Glück: Sie war auf einen Spinner gestoßen. Einen, der zu lang unter abergläubischen Völkern gelebt hatte.

Betont ruhig fragte sie: »An welche Phänomene denken Sie

dabei?«

»Die Lüü-Si-An können beispielsweise die Wanderrouen der Elche vorhersehen. Sie sagen auch andere, spektakulärere Ereignisse voraus, etwa die Erscheinung von Sternschnuppen oder Kometen. Oder bestimmte klimatische Veränderungen. Sie sind Seher, kein Zweifel. Und ihre Fähigkeiten manifestieren sich bereits in sehr jungen Jahren ...«

»Ist Ihnen klar, was Sie da sagen?«, unterbrach ihn Diane.

Claude Andreas ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er stützte einen Ellenbogen auf den Tisch, rührte mit der anderen Hand gemächlich seinen Kaffee um und sagte beeindruckt: »Es gibt zwei Arten von Ethnologen, Madame. Die einen analysieren die spirituellen Äußerungen einer Ethnie aus einem rein psychischen Blickwinkel. Nach ihrer Auffassung sind schamanistische Kräfte und Besessenheitserfahrungen nichts anderes als der Ausdruck geistiger Verirrung – Hysterie, Schizophrenie. Die anderen, zu denen auch ich gehöre, fassen solche Erfahrungen als Manifestation von Mächten auf, deren Namen sie tragen – das heißt, von Geistern.«

»Aber das ist doch der pure Aberglaube!«

Ein Lächeln. Monotones Rühren im Kaffee.

»Wenn Sie wüssten, was ich im Laufe meines Berufslebens alles erlebt habe ... Ich halte es für eine grobe Vereinfachung, schamanistische Erscheinungen als bloßen psychischen Zustand oder gar als Krankheit abzutun. Das wäre so, als wenn sich ein Musikwissenschaftler lediglich für die Lautstärke eines Orchesters interessiert und sich um die Musik als solche überhaupt nicht kümmert. Denn die Magie der Musik, die sie gemeinsam zustande bringen, entsteht ja erst oberhalb der materiellen Ebene – den Instrumenten, den Musikern. Ich mag es nicht, wenn die religiösen Überzeugungen eines Volkes als bloßer Aberglaube abgetan wird. Ich lehne es ab, die magischen Fähigkeiten, die bestimmte Menschen haben, als kollektive Sinnestäuschung darzustellen.«

Diane schwieg. Erinnerungen kamen ihr in den Sinn – sie hatte selbst schon merkwürdige Zeremonien miterlebt, vor allem in Afrika, ohne je über ihre eigenen Gefühle und ihre Einstellung dazu nachzudenken. Eines war ihr allerdings klar: In solchen Momenten machte sich eine fremdartige, ihr unbekannte Kraft bemerkbar – eine Kraft, die sowohl innerhalb wie außerhalb des Menschen zu wirken schien und sonderbarerweise vor allem in den Räumen dazwischen. Als käme es dabei zu einer Berührung mit dem Überirdischen, als würde eine unfassbare Grenze überschritten.

Claude Andreas entging ihre Verwirrung nicht. Er fuhr fort: »Betrachten wir die Sache aus einem anderen Blickwinkel, ja? Lassen wir den religiösen Aspekt der paranormalen Phänomene beiseite und fragen uns stattdessen nach ihrer konkreten, physikalischen Realität.«

»Das ist doch sinnlos«, unterbrach ihn Diane. »Eine physikalische Realität existiert eben nicht!«

»Hatten Sie nie eine Vorahnung?«, fragte der Ethnologe ernst. »Vielleicht in Form eines Traums?«

»Wie jeder andere auch. Irgendwelche unbestimmten Eindrücke.«

»Ist es Ihnen nie passiert, dass Sie an jemanden denken, und im selben Moment oder kurz darauf ruft derjenige Sie an?«

»Das sind die Zufälle des Lebens. Hören Sie, ich bin Naturwissenschaftlerin. Ich kann in Koinzidenzen dieser Art keinen tieferen Sinn erblicken ...«

»Eben, Sie sind Naturwissenschaftlerin, und deswegen wissen Sie, dass es eine Schwelle gibt, an der aus Zufällen Wahrscheinlichkeiten werden. Und eine weitere Schwelle, an der die Wahrscheinlichkeiten zu Axiomen werden. Ich beschäftige mich schon lange mit solchen Fragen. In Europa, in den Vereinigten Staaten, in Japan gibt es heute wissenschaftliche Labors, in denen diese Grenzen regelmäßig überschritten und parapsychologische Erfahrungen wie Telepathie, Hellsehen, Präkogni-

tion zuverlässig wiederholt werden. Sicher haben Sie davon gehört.«

Diane fing den Ball im Flug: »Das stimmt. Aber die methodische Exaktheit der Testprotokolle ändert nichts daran, dass die Analyse der Ergebnisse anfechtbar ist.«

»Ja, das ist die Auffassung der meisten Wissenschaftler. Weil die Konsequenz, die sich notwendigerweise aus diesen Ergebnissen ergibt, zu einschneidend wäre. Die konkrete Realität solcher Anomalien zuzugeben hieße ja, die moderne Physik und den gegenwärtigen Stand unseres Wissens in Frage zu stellen.«

»Das ist reine Spekulation ...«

»Nein, und das wissen Sie. Wir sprechen von den verborgenen Fähigkeiten des Menschen. Wir sprechen von Begabungen, die bei Ihrem Kind vielleicht sehr viel ausgeprägter sind als bei anderen. Von Begabungen, die den normalen Gesetzen des sinnlich erfassbaren Universums widersprechen.«

Sie hatte kein Bedürfnis, sich auf neue Abgründe einzulassen. Aber irgendeine Macht trieb sie unaufhaltsam in diese Richtung, und eine innere Stimme flüsterte ihr zu, dass es bei der ganzen Geschichte vielleicht um nichts anderes ging als um eben diese Fähigkeiten ...

In gleichmütigem Ton fuhr Andreas fort: »Sehen wir uns die Sache noch einmal aus einem anderen Blickwinkel an. Sie sind Ethologin, nicht wahr? Sie befassen sich also mit der Wahrnehmungsweise der verschiedenen Tiere.«

»Ja, und?«

»Lange Zeit war uns die Wahrnehmung vieler Tiere rätselhaft, völlig unverständlich, weil unser Wissen von den anatomischen Strukturen beschränkt war und wir die morphologischen Voraussetzungen der Wahrnehmung also nicht kannten. Die Orientierung der Fledermäuse im Dunkeln war uns ein Rätsel bis zu dem Tag, an dem wir den Ultraschall entdeckten, mit dem sich die nachtaktiven Tiere im Raum zurechtfinden.

Für jede Wahrnehmungsweise gibt es eine physikalische Erklärung. Daran ist nichts Übernatürliches.«

»Sie erzählen mir nichts Neues, das gehört zu meinem Beruf. Ich sehe nicht den Zusammenhang mit den angeblichen außer- oder übersinnlichen Fähigkeiten des Menschen ...«

»Wer sagt Ihnen denn, dass wir schon alles über unseren Wahrnehmungsapparat wissen?«

»Der berühmte sechste Sinn ...«, sagte Diane grinsend und stand auf. »Tut mir leid, Monsieur Andreas: Ich glaube, wir verschwenden hier nur unsere Zeit.«

Der Ethnologe stand ebenfalls auf und trat ihr auf beinahe unmerkliche Weise in den Weg. »Und wer sagt Ihnen«, fragte er weiter, »dass die Kinder, von denen wir sprechen, nicht eine Eigenschaft besitzen, die uns abhanden gekommen ist?«

»Was für eine Eigenschaft?«

Er lächelte vielsagend.

»Unschuld«, antwortete er.

Diane wollte ein Hohngelächter anstimmen, doch es blieb ihr im Hals stecken.

»In den Labors, von denen ich Ihnen erzählt habe«, fuhr Claude Andreas fort, »wurden die besten Ergebnisse nachweislich bei den allerersten Tests erzielt, und am besten schnitten die Kinder ab. Wegen ihrer Spontaneität.«

»Das heißt?«

»Dass unsere Vorurteile das Haupthindernis für das Auftreten unserer übersinnlichen Fähigkeiten sind. Skepsis, Materialismus, Indifferenz stellen eine regelrechte Verschmutzung dar, Schlacken, die den Geist beschweren und ihn daran hindern, seine ganze Macht zu entfalten. Ein Sportler, der von seiner Kraft nicht überzeugt ist, startet als Verlierer. Genau so funktioniert unser Bewusstsein. Ein Skeptiker wird seine wahren geistigen Fähigkeiten niemals voll ausschöpfen.«

Von heftigen Zweifeln geplagt, umrundete sie seine lange Gestalt und wandte sich zum Gehen.

»Sie haben keine Kinder, nicht wahr?«, fragte er.

»Ich habe Lucien.«

»Ich meine: Sie haben kein Kind geboren.«

Sie wandte den Kopf ab, damit er ihren Gesichtsausdruck nicht sehen konnte. »Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte sie.

»Alle Mütter werden Ihnen betätigen, dass sie während der Schwangerschaft mit ihrem ungeborenen Kind kommunizieren. Der Fötus nimmt die Gefühle seiner Mutter wahr. Dabei sind es bereits zwei getrennte Wesen. Die Schwangerschaft ist also sozusagen die Wiege der Telepathie.«

Auf diesem physiologischen Gebiet fühlte Diane sich schon wohler. »Das stimmt nicht«, antwortete sie. »Was Sie als paranormale Übertragung bezeichnen, beruht in Wirklichkeit auf nachweisbaren körperlichen Grundlagen. Wenn eine schwangere Frau ein emotional aufwühlendes Erlebnis hat, werden bestimmte Hormone freigesetzt, Adrenalin zum Beispiel, die mit ihrem Blut auch zum Fötus gelangen. Während der Schwangerschaft kann man Mutter und Kind nicht als getrennt betrachten, im Gegenteil – sie stehen in ständigem Körperkontakt.«

»So weit gebe ich Ihnen Recht. Aber nach der Geburt? Die Kommunikation hört ja nicht auf, Madame. Das ist eine erwiesene Tatsache. Die Mutter spürt die Bedürfnisse ihres Kindes in dem Augenblick, in dem es selbst sie empfindet. Die Verbindung ist nicht unterbrochen. Wie wollen Sie das nennen? Mutterinstinkt? Weibliche Intuition? Gewiss. Aber was ist denn Intuition überhaupt? Wo hört sie auf, und wo beginnt die Hellsichtigkeit? Ist die Beziehung zwischen Mutter und Neugeborenem nicht ebenfalls eine reine parapsychologische Kommunikation, die auf nichts anderem beruht als Liebe?«

Diane merkte, wie sie anfang innerlich zu zerfallen. Diese Reden von der Beziehung zwischen Mutter und Säugling empfand sie als niederschmetternd. Gleichzeitig aber riefen sie eine seltsame Heiterkeit in ihr hervor. Sie hatte es ja selbst

gespürt: War die Kommunikation mit Lucien je besser gewesen als in diesen verzauberten Augenblicken vollkommener Stille, in denen das Kind in ihren Armen schlief?

»Sie sprechen schön, Monsieur Andreas, aber ich glaube nicht, dass ich hinsichtlich der Identität meines Adoptivsohns so viel weitergekommen bin, wie ich es mir gewünscht hätte.«

»Sie werden ein großes Stück weiterkommen, sobald Lucien wieder bei Bewusstsein ist. Wenn er tatsächlich ein Wächter ist, wird er Sie von seiner Realität zu überzeugen wissen.«

Diane verabschiedete sich und ging auf die Tür zu, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Warten Sie«, rief der Ethnologe ihr nach und fügte hinzu, während er auf sie zukam: »Mir ist plötzlich jemand eingefallen. Ein Mann, der Ihnen über Luciens psychische Besonderheiten vielleicht mehr sagen kann. Ich bin ein Idiot, dass ich nicht früher auf ihn gekommen bin. Er ist in der Gegend viel herumgereist. Eigentlich ist er sogar der Einzige. Ich muss gestehen, dass ich selbst nie dort war: Ich habe nur mit den Tonbandaufnahmen der damaligen politischen Deportierten, der Wissenschaftler im Gulag gearbeitet.«

Andreas blätterte bereits in seinem Notizbuch nach der seltenen Perle. Er schrieb Namen und Adresse auf ein Stück kariertes Papier. »François Bruner heißt er. Er kennt die Tsewenen. Und die Parapsychologie.«

Sie nahm den Zettel entgegen und las ihn. »Lebt er in einem Museum?«, fragte sie.

»Ja, er ist der Konservator seiner eigenen Stiftung, in Saint-Germain-en-Laye. Er besitzt ein ungeheures Vermögen. Gehen Sie zu ihm. Er ist eine faszinierende Persönlichkeit. Der Besuch wird Sie höchstens ein paar Stunden kosten. Aber diese Stunden werden vielleicht den Rest Ihres Lebens erhellen.«

KAPITEL 32

Es ging alles sehr schnell. Zuerst fuhr sie ins Krankenhaus, um Luciens neues Zimmer zu begutachten, dann vereinbarte sie ein Treffen mit dem Stiftungsverwalter, der ihren Anruf herzlich und interessiert entgegennahm: François Bruner schien von der Anwesenheit eines tsewenischen Wächters in Frankreich sehr angetan. Außerdem konnte er offenbar kaum erwarten, seine Erinnerungen und seine Kenntnisse über eine Region mitzuteilen, die er als einer von sehr wenigen Europäern durchkämmte hatte. Man verabredete sich für den selben Tag um neunzehn Uhr.

Diane schätzte die Fahrt nach Saint-Germain-en-Laye, einem Vorort westlich von Paris, auf etwa eine Stunde, und machte sich vorsichtshalber schon um halb sechs auf den Weg. Sie durchquerte Neuilly, umrundete das Viertel Défense auf dem Boulevard Circulaire und bog auf die Nationalstraße 13 ein, eine endlose, gerade Strecke, die sie zu ihrem Ziel führen würde.

Während sie fuhr, dachte sie nicht mehr an das Geheimnis um Luciens Herkunft und ihre Nachforschungen, sondern grübelte immer noch über die Worte von Claude Andreas und über das Weltbild nach, das darin zum Ausdruck kam. Diane Thiberge, anerkannte Verhaltensbiologin, dachte streng rational. Auch wenn Rolf van Kaens Eingreifen und sein mysteriöser Erfolg sie aus der Fassung gebracht und die Literatur über die Akupunktur ihre Phantasie beflügelt hatten, war sie außerstande, an eine Wahrheit zu glauben, die ihre gesamte Auffassung von Wirklichkeit ausgehebelt hätte.

Wie die meisten Biologen war Diane überzeugt, dass sich die Welt in all ihrer Komplexität letztlich auf eine Reihe physikalischer und chemischer Mechanismen zurückführen lässt, die sich aus konkreten und identifizierten Elementen zusammensetzen, vom mikroskopisch Kleinen bis zum unendlich Großen.

Natürlich leugnete sie nicht die Existenz des menschlichen Geistes, doch sie betrachtete ihn als eigene Wesenheit, deren Funktion im Wahrnehmen und Begreifen bestand. Als eine Art geistigen Zuschauer in der Loge des Universums.

Dabei war sie sich durchaus bewusst, dass dies eine reduktionistische und überholte Auffassung vom Zusammenwirken der Elemente des Kosmos war – eine Auffassung, die noch von den Pragmatikern des neunzehnten Jahrhunderts stammte und das menschliche Bewusstsein aus der Logik der übrigen Realität stillschweigend ausklammerte. Immer öfter räumten nun auch die Naturwissenschaftler ein, dass der Geist in seiner Unergründlichkeit und Unfassbarkeit ebenso sehr Bestandteil der Wirklichkeit sei wie ein Molekül oder ein Neutronenstern; dass er, wenn auch noch nicht genau definiert, seinen Platz in der großen Kette der Wesen habe, mit derselben Berechtigung wie jedes andere greifbare Element. Einige vertraten sogar die Auffassung, das Bewusstsein sei kein passiv registrierender Apparat, sondern nehme über die von ihm gesteuerten Handlungen hinaus als reine Kraft einen direkten Einfluss auf die objektive Wirklichkeit.

Diane konzentrierte sich auf die Straße. Sie durchquerte Nanterre, wo die Platanenreihen ein städtebauliches Blendwerk waren, in dem Bestreben, die typische Vorstadtödnis zu verschleiern – eine deprimierende Mischung aus alten Mietshäusern, trübsinnigen Flachbauten und allzu modernen, seelenlosen Bürogebäuden.

In Rueil-Malmaison veränderte sich die Landschaft. An die Stelle der Platanen traten Pappeln, hoch aufgeschossene, vibrierende Formen mit winzigen Blättern, die das Versprechen von Wasser und Grün bargen. In der Nachbarschaft des Château de Malmaison säumten hohe Parkmauern die Avenue Bonaparte, die Steine waren mit wildem Wein bewachsen, die Tore trugen hübsche Bedachungen. Mit großherzoglicher Miene schienen die hohen Häuser über ihre Gartenmauern

hinweg den Strom der Autos zu taxieren, als hätte das Schloss sämtliche Villen und Pavillons in seiner Nähe mit seinem Stolz angesteckt.

Der Verkehr floss zügig, Diane kam ohne Stau voran. Wieder kehrten ihre Gedanken zu ihren Nachforschungen zurück. War Lucien tatsächlich ein Wächter? Besaß er die Kräfte, die den Wächtern unterstellt wurden? Rührten sie an eine ungeahnte Dimension der Wirklichkeit? »Dieses Kind muss leben«, hatte Rolf van Kaen gesagt. Zweifellos kannte er die Wahrheit über Lucien – was sein Eingreifen erklärte. Was erwartete er von dem Kind? Sie wusste keine Antwort darauf, doch sie war überzeugt, dass sie sich auf dem richtigen Weg befand. Sie musste diesen übersinnlichen Fähigkeiten nachspüren – auch wenn sie selbst nicht daran glaubte und die Geschichten darüber für sie nur Schimären waren: Jetzt zählte nicht das, was sie selbst glaubte, sondern einzig die Überzeugungen der Leute, die Rolf van Kaen ermordet und Lucien zu töten versucht hatten.

In Bougival kam die Straße mit der Seine zusammen und verlief parallel zum Flussufer, und Diane erkannte in der Ferne die langen, waldbestandenen Inseln, die sich im Wasser spiegelten. Die steinerne Brücke trug die Inschrift »Schleusen von Bougival«. Diane fuhr langsamer und betrachtete die Kähne, die Hausboote, die friedlich glatten Gewässer. Alles hier erinnerte an Sommerfrische, an Picknick im Grünen, an kleine Fluchten aus dem Chaos der Großstadt.

Nach weiteren zwanzig Minuten erreichte sie den Platz vor dem Schloss von Saint-Germain-en-Laye. Die Kirchturmuhren schlug dreiviertel sieben. Sie fuhr durch breite Straßen, denen noch die Spuren der Kutschen und königlichen Defilees eingeprägt schienen, und bog dann, wie Bruner sie angewiesen hatte, zum Wald hin ab. Sie drang in ein Gewirr enger Gassen ein, gesäumt von hohen, efeubewachsenen Gartenmauern, über denen der Tag zur Neige ging und die Bäume in ungeduldige

Bewegung gerieten, als freuten sie sich über die anrückende Dämmerung. Diane verzichtete darauf, die Scheinwerfer einzuschalten, um die Umgebung besser wahrzunehmen, die ihr mit wachsender Dunkelheit immer eindringlicher und klarer erschien.

Schließlich hielt sie vor einem hohen, schwarz gestrichenen Gittertor. Als sie ausstieg, war sie überrascht, wie kühl es geworden war: Die Luft schien alle ihre Sinne zu schärfen und ihnen eine neue Empfänglichkeit zu verleihen. Es war sieben Uhr abends, und die Nacht schob ihre mächtigen Schatten vor sich her. Wieder dachte Diane an ihren kleinen Jungen, und ihr Entschluss festigte sich: In wenigen Stunden würde sie einen Teil des Geheimnisses besitzen.

KAPITEL 33

Sie läutete an der Gegensprechanlage, über der eine Kamera montiert war. Keine Antwort. Sie läutete noch einmal: vergeblich. Ohne zu überlegen, drückte sie gegen das Gittertor, das zu ihrer Überraschung nachgab und langsam aufschwang. Sie knöpfte ihren Mantel zu – einen Mantel aus Damhirschleder mit einem Kragen aus feiner Wolle – und ging die kiesbestreute Allee entlang. Mehrere Minuten folgte sie den weiten Rasenflächen. Nichts rührte sich. Das einzige wahrnehmbare Geräusch war das Zischeln der in der Dunkelheit unsichtbaren Rasensprenger. Hinter einem rasenbewachsenen kleinen Hügel erblickte sie endlich den düsteren Museumsbau.

Das Gebäude stammte offensichtlich aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert: eine blockartige Erscheinung mit rechten Winkeln und mächtigen geraden Linien, zusammengesetzt aus wuchtigen Materialien. Graugrüne Bronze. Ockerbraunes Kupfer. Schwarzgrauer Stahl. Sie trat näher. Der zweiflügelige

Haupteingang war verschlossen. Kein Lichtschimmer drang durch die metallgefassten Fenster der Fassade. Sie erinnerte sich, dass François Bruner ihr geraten hatte, um das Gebäude herum zur Hintertür zu gehen, die zu seiner Privatwohnung führte.

Düstere Bäume und die Schatten der Nacht umringten den Park, und die windzerzausten Wipfel erzeugten eine raschelnde Blättersymphonie. An der hinteren Seite des Gebäudes läutete sie an einer Tür, doch auch hier rührte sich nichts. Hatte der Professor sie vergessen? Sie wollte zum äußeren Tor zurückkehren, doch dann besann sie sich, ging noch einmal zum Haupteingang, stieg ein paar Stufen hinauf und griff nach der Türklinke.

Wider Erwarten öffnete sie sich.

Diane betrat einen dunklen Vorraum, der in den ersten Ausstellungssaal führte. Nie hätte sie vermutet, dass ein von außen so bedrohlicher Bunker im Inneren mit solchen Räumen aufwarten konnte. Die Wände, der Boden und die Decke waren weiß und leuchteten im Mondlicht, das durch die Fenster fiel. Schon allein diese weißen Flächen waren eine Liebkosung für die Augen, viel mehr noch aber waren es die Bilder: Vierecke voller hellbunter, strahlender Farben, wie Einblicke in eine andere Welt. Diane trat näher und erkannte, dass die Stiftung dem Werk von Piet Mondrian eine Ausstellung widmete.

Sie kannte sich in Malerei nicht aus, doch den niederländischen Künstler, von dem sie selbst etliche Reproduktionen besaß, bewunderte sie über die Maßen. In diesem Saal hingen Werke aus seiner ersten Schaffensperiode: zerfetzte Mühlen mit wunderlichen Flügeln vor glutrotem Himmel, der vom nahen Weltenbrand zu künden schien.

Im zweiten Saal hingen Gemälde aus derselben Periode – Bäume diesmal, Winterbäume, dunkel, feierlich und steif unter einzelnen Lichtreflexen, doch mit den verrücktesten Farbtönen in den Schründen der Rinde. Auch Frühlingsbäume hingen

hier, schwarz und rot, als züngelten Flammen daran empor – eine Explosion von Farben und Licht. In dieser intensiven Vitalität, in diesen glühenden Himmeln hatte Diane immer eine Verheißung gespürt – einen Vorgriff auf die spätere radikale Verwandlung in Mondrians Kunst.

Sie wusste, dass diese Verwandlung im nächsten Saal stattfinden würde.

Sie trat über die Schwelle und lächelte, während sie die Gemälde seiner reifen Schaffensphase betrachtete. Von den zwanziger Jahren an hatten sich Mondrians Bäume gestreckt, linear ausgerichtet, alle Mischfarben abgelegt, hatten die Himmel sich geglättet und geordnet, und der eigentliche Frühling des Malers war angebrochen: nicht mit Blüten und Früchten, sondern mit Quadraten und Rechtecken, geometrischen Formen von absoluter Reinheit. Von diesem Moment an hatte Mondrian nur noch asketische Abstraktionen gemalt, die ein strenges Kompositionsschema mit Flächen aus reiner Farbe kombinierten. Die Kunsthistoriker pflegten von einem »Bruch« in seinem Werk zu sprechen, doch dieser Meinung konnte sich Diane nicht anschließen: Für sie bedeuteten diese Bilder im Gegenteil eine natürliche Wandlung. Nach der glühenden Begeisterung der ersten Jahre hatte der Künstler auf dem Grund seiner Landschaften aus Erde und Feuer die Quintessenz seiner Malerei gefunden – die perfekte Geometrie von Linie und Farbe.

Stunend ging Diane weiter, ohne sich um die Absurdität der Situation zu kümmern: Da stand sie ganz allein in einem privaten Museum, in dem sie eigentlich einen Experten für türkmongolische Völker treffen sollte, schlenderte unbeaufsichtigt und zwanglos zwischen Gemälden umher, von denen jedes mehrere Millionen wert war. Sie betrat einen weiteren Saal, schon in der Erwartung der berühmten *Boogie-Woogies*, der letzten Werke, die Mondrian in New York geschaffen hatte, und ...

Ein Rascheln ließ sie herumfahren.

Im vorhergehenden Saal erblickte sie zwei Gestalten. Zuerst vermutete sie Museumswärter, doch diesen Gedanken verwarf sie sofort wieder. Die beiden schwarzgekleideten Männer trugen Nachtsichtgeräte und ein Sturmgewehr, das mit einem Laserpointer ausgestattet war. Eine jähe Gewissheit durchfuhr sie: Das waren die Komplizen des Mörders vom Périphérique. Sie waren ihr bis hierher gefolgt und würden sie jetzt, in diesem Museumssaal, ermorden.

Sie sah sich um. Keine Tür, kein Ausweg. Die Männer kamen langsam näher. Diane wich zurück. Ihre Waffen entsandten einen roten Lichtstrahl. Absurderweise kam ihr auf einmal die Schönheit der Szene zu Bewusstsein: die Gemälde im bläulichweißen Licht des Mondes, die beiden Angreifer mit ihrem Skarabäusblick, die granatroten Lichtpunkte über dem Gewehrlauf, die sternförmige Linien in die kreidige Dunkelheit ritzen.

Sie empfand keinerlei Angst. Schon nahm ein anderer Gedanke in ihrem Kopf Gestalt an: Seit fünfzehn Jahren hatte sie insgeheim auf eine Konfrontation dieser Art gewartet. Das war ihre Stunde der Wahrheit. Die Gelegenheit, zu beweisen, dass sie nicht mehr das verwundbare kleine Mädchen von Nogent-sur-Marne war. Sie sah wieder die Weidenbäume vor sich, die Lichter hinter Glas, spürte die feuchte Erde an ihren Schenkeln. Die beiden Gestalten kamen näher. Sie waren nur noch ein paar Meter entfernt.

Noch ein Schritt.

Sie sah die eine behandschuhte Hand auf den Abzug drücken.

Es war zu spät.

Für die beiden.

Sie sprang vor und schlug mit der Handkante zu – *sao fu shu*. Der eine Mann wurde direkt an der Kehle getroffen und brach zusammen. Der andere richtete sein Gewehr auf sie, doch sie war schon herumgefahren, das Bein gestreckt zu einem Tritt

mit umgedrehtem Fuß. Der Mann wurde nach hinten geschleudert. Sie hörte das *plopp* der Waffe mit Schalldämpfer, als der Schuss losging. Unmittelbar danach war alles still. Nichts rührte sich. Am ganzen Leib zitternd trat sie zu den reglosen Körpern.

Ein metallischer Schlag warf sie um, und eine Welle des Schmerzes durchfuhr sie. Sie versuchte sich aufzurichten, als sie ein neuerlicher Schlag ins Gesicht traf. Ihre Brille flog davon, ihr Mund füllte sich mit Blut. Sie brach zusammen und begriff zu spät, dass sich im toten Winkel des Raums ein dritter Mann aufgehalten hatte. Die Schläge prasselten auf sie nieder. Geballte Fäuste, Stiefeltritte, Kolbenhiebe. Die beiden anderen hatten sich wieder aufgerappelt und beteiligten sich an der Bestrafung. Mit erhobenen Armen versuchte Diane ihren Kopf zu schützen und hatte nur einen Gedanken: Der Nasenring – sie werden mir den Nasenring ausreißen! Wie zur Antwort spürte sie es heiß über ihre Lippen herabrinnen. Sie krümmte sich zusammen, um ihre Nase zu befühlen, und ertastete die aufgerissene Haut, das gespaltene Fleisch. Das besiegte ihren letzten Widerstand: Sie kauerte sich zusammen und zuckte nicht einmal mehr unter den Schlägen.

Die Männer legten eine kurze Atempause ein. Sie versuchte sich fortzubewegen, eine Hand ausgestreckt, um nach der Mauer zu tasten, doch so weit kam sie nicht. Ein eisenbeschlagener Schuh traf sie mitten in die Rippen und nahm ihr die Luft. Sie glaubte zu ersticken. Raum und Zeit waren aufgehoben, atemringend schwebte sie in absoluter Leere, dann brach sie auf dem Boden zusammen und spürte, wie sie sich krampfartig übergab. Eine behandschuhte Faust packte sie an den Haaren und riss sie herum, bis sie mit den Schultern auf dem Betonboden lag. Der Mann zückte ein Messer aus einem Etui, das er sich ans Bein geschnallt hatte. Die gezahnte Schneide kam näher, blitzte im Mondlicht auf. Dianes letzter Gedanke galt Lucien. Sie bat ihn um Verzeihung. Dafür, dass sie ihn

nicht hatte schützen können. Dass sie sein Geheimnis nicht verstanden hatte. Dass sie nicht am Leben geblieben war, um ihm all die Liebe zu schenken, die ...

Ein Schuss fiel.

Dumpf, knapp, schallgedämpft.

Der Ausdruck der Augen unter dem Nachtsichtgerät veränderte sich.

Das Gesicht vor ihr sank herab, erstarrte.

Wieder fiel ein Schuss.

Der Mörder krümmte sich zusammen, der geöffnete Mund bekundete Verblüffung.

Diane brauchte eine Sekunde, um zu begreifen, dass sie selbst geschossen hatte. Während sie im Geist ihr Gebet sprach, hatte ihr lebenshungriger Körper einen Ausweg gefunden. Ihre Hände hatten gesucht, getastet, die Automatikpistole entdeckt, die der Mörder im Gürtel trug. Mit dem Daumen hatte sie die Lasche des Etuis angehoben, in dem die Waffe steckte, hatte die Pistole herausgezogen, auf den Mann gerichtet und abgedrückt.

Sie schoss noch einmal.

Der Körper zuckte heftig und fiel schwer auf sie nieder, während sie sich bereits verlagerte, den Arm ausgestreckt, um auf die beiden anderen Gegner zu zielen. Sie waren verschwunden. Nur für einen Moment sah sie die beiden Laserpointer im Saal der *Kompositionen* aufblitzen. Sie schob die Leiche beiseite, griff nach dem Sturmgewehr und hastete quer durch den Raum. Sie drückte sich in einen toten Winkel, das Gewehr an die Brust gepresst. Trotz ihres Schockzustands, trotz ihrer blutgetränkten Kleider spürte sie, wie sich ihr Körper zu einem einzigen großen Willen formierte: Sie würde sich nicht unterkriegen lassen.

Aufmerksam spähte sie in den anderen Raum hinüber und hatte einen Geistesblitz.

Die Bilder.

Die Bilder würden ihr das Leben retten.

Sie hatte selbst schon Restlichtaufheller verwendet, um das nächtliche Verhalten der Raubkatzen in der afrikanischen Savanne zu beobachten: Diese Apparate tauchten das Blickfeld in ein grünes Licht, in dem sich Farben kaum unterscheiden ließen. Sie dachte an die Laserpointer, diese roten Visierlinien, die erst fixiert werden mussten, ehe die Mörder abdrücken konnten, und die in diesem grünen Schimmer gewiss nicht sehr präzise zu erkennen waren. Wenn es ihr gelang, die Eindeutigkeit der Lichtstrahlen zu unterwandern, indem sie ausschließlich an den roten Bildern vorüberhuschte, konnte sie ein paar Sekunden herauschinden, in denen sie es vielleicht schaffte, den Saal zu durchqueren.

Ohne einen weiteren Gedanken sprang sie los. Sofort sah sie die beiden Strahlen auf sich zukommen und an ihr vorbeigleiten – wie sie erwartet hatte, lauerten die Mörder zu beiden Seiten der Tür. Sie steuerte die *Komposition Nr. 12* an, auf der ein großes rotes Quadrat prangte, dann stürzte sie weiter zur einer *Komposition mit Rot, Gelb und Grau*. Sie sah die beiden blutroten Punkte herumschwenken, blitzschnell, wie grausame Fliegen. Sie rannte weiter. Die Technik funktionierte. Die Mörder sahen nichts. Sie huschte an den Rottönen des folgenden Gemäldes vorüber und war an der Schwelle zum nächsten Saal. Geschafft.

In dem Moment rutschte sie aus. Ihr Kopf schlug auf dem Boden auf, unter ihrer Schädeldecke explodierte ein Feuerwerk. Ein stechender Schmerz durchbohrte ihren Knöchel. Augenblicklich drehte sie sich um: die Mörder waren ihr auf den Fersen. Sie stützte sich seitlich auf, klemmte sich das Gewehr in die rechte Armbeuge und drückte ab. Der Rückschlag schleuderte sie gegen die Wand, aber im bläulichen Licht sah sie das Zucken einer Gestalt im Todeskampf.

Der zweite Angreifer erstarrte. Sie drückte noch einmal ab, doch das Wunder wiederholte sich nicht – der Schussmecha-

nismus hatte sich verklemmt. Sie warf das Gewehr beiseite, zog mit der Rechten die Automatikpistole aus dem Gürtel und richtete sie gegen den Mann, der allenfalls noch einen Meter entfernt war. Wieder hörte sie nur ein grausames Klicken statt des erhofften Schussgeräuschs. Diane erstarrte. Der Mörder legte an. In diesem Moment fiel ihr Blick auf die Messerscheide an seinem Bein – sie erinnerte sich an die Klinge, die darin steckte, und stürzte sich auf das Etui. Sie riss das Messer heraus, schnellte mit einem Satz in die Höhe und rammte dem Mann mit einem lauten Schrei die Klinge in die Kehle.

Abrupt wich sie zurück und ließ das Messer in dem aufgerissenen Kehlkopf stecken. Verstört und blutüberströmt wandte sie sich ab, setzte den linken Fuß auf den Boden, und sofort durchzuckte sie wieder dieser stechende Schmerz. Einbeinig stand sie da wie ein großer Reiher in einer bräunlichen Lache und entdeckte plötzlich eine Tür, die wie durch ein Wunder rechts neben ihr auftauchte. Hüpfend bewegte sie sich darauf zu und öffnete die Tür mit letzter Kraft. Im Chaos ihrer aufgepeitschten Gedanken wurde ihr auf einmal klar, dass sie sich in der Wohnung von François Bruner befand.

KAPITEL 34

Sie nahm nicht das geringste Geräusch wahr, kein Rascheln, kein Beben, kein Atmen. Sie saß auf dem Boden, die Wirbelsäule gegen den hölzernen Türrahmen gelehnt, und rührte sich nicht mehr. Hatten die Männer mit den Insektenaugen François Bruner ermordet? Oder hatte er vorher fliehen können?

Diane versuchte aufzustehen. Die einfache Bewegung löste einen Schmerz aus, der wie ein Messer durch ihren Leib fuhr. Ihr Körper wurde immer kälter – in wenigen Minuten würde sie unfähig sein, sich überhaupt noch zu rühren. Sie musste

sich zusammenreißen und einen Fluchtweg entdecken, solange sie noch dazu in der Lage war.

Hinkend drang sie in die Dunkelheit vor, die Hand auf die Nase gepresst, aus der das Blut strömte. Ohne ihre Brille bewegte sie sich in einer Welt verschwommener Formen und drohender Hindernisse; nur die Notlämpchen, die hoch oben entlang der Wand verliefen, waren ein Anhaltspunkt in ihrem blinden Herumtasten. Am Ende des Flurs gelangte sie in einen rechteckigen Raum in schummrigen Licht, in den ein seichtes Becken eingelassen war. Um dieses Hindernis zu überwinden, musste man auf einem eisernen Steg das Wasser überqueren, bis am anderen Ende des Raumes mehrere Stufen zum angrenzenden Zimmer hinaufführten. Ohne einen Gedanken an die eigenartige Architektur zu verschwenden, schleppte sich Diane über den Metallsteg. Unten im Wasser schwammen kleine ölgefüllte Tiegel, mit einem brennenden Docht darin: wie feurige Seerosen.

Sie trat den nächsten Raum, der vollkommen quadratisch war. Auf diesen folgte ein Rechteck mit weißen Wänden und dunklem Parkett. Das Mondlicht, das durch ein breites Fenster hereinfiel, beleuchtete die Bilder an der Wand – Opferrituale, mit Tusche gezeichnet: sogar das Papier sah aus wie von der Feder malträtirt.

Unter anderen Umständen wäre Diane von der strengen Schönheit dieser Räume tief beeindruckt gewesen, doch in diesem Moment liefen ihr Blut und Tränen über das Gesicht, und sie bemühte sich, nur noch voranzukommen. Sie hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben, als sie am Ende des nächsten Flurs einen Lichtstrahl sah, der durch einen Türspalt fiel. Aus den Spiegelreflexen und dem Tropfen eines Wasserhahns schloss sie, dass es sich um ein Bad handelte. Das war immerhin eine Zwischenlösung: hier konnte sie sich das Gesicht waschen und sich gestärkt wieder auf den Weg machen.

Der Raum stand ganz im Zeichen von Jade und Bronze, die sich in Form von Blöcken und Platten überall ausbreiteten. An den Wänden ragten dicke farbige Glasscheiben auf, wie Paravents aus Meerwasser. Eine Badewanne war aus poliertem grünem Stein herausgearbeitet worden. Die Handtücher, die über schwarzen Stangen hingen, verbreiteten einen Duft nach dunklen Algen. Und überall, entlang den Fenstern, an den Kacheln, neben den Waschbecken und in weißen Porzellangefäßen schmale Bronzestäbe, parallel verdoppelt und im Spiel der Spiegel bis ins Unendliche vervielfältigt.

Sie entdeckte ein Waschbecken und öffnete den Hahn. Der kühle, starke Wasserstrahl tat ihr gut. Die Blutung ließ nach, die Schmerzen schwanden etwas. In dem Moment bemerkte sie, dass im Wasser auf dem Grund des Beckens durchscheinende Fasern schwammen – wie winzige Membranen. Sie schaute auf und sah, dass sich auch in der leeren Badewanne neben ihr dieselben durchsichtigen Fasern kringelten. Sie dachte an eine Art Plastikfolie, aber als sie eine dieser Fasern mit den Fingerspitzen aufhob, begriff sie, dass sie organischer Herkunft waren.

Haut.

Menschliche Haut.

Sie merkte, wie ein Gefühl der Übelkeit in ihr aufstieg. Instinktiv drehte sie sich um und hielt Ausschau nach dieser neuerlichen Absonderlichkeit. Was sie sah, ließ sie aufschreiben. In der Mitte des Raums stand eine Massagebank aus schwarzem Marmor, und darauf lag unter einem smaragdgrünen Duschvorhang ein Körper. Durch das transparente Material erkannte sie die Umrisse eines sehr mageren Mannes. François Bruner? Mit zitternder Hand zog sie an dem Vorhang, der zu Boden glitt und den Körper in seiner Nacktheit preisgab.

Der Mann lag ausgestreckt, die Arme vor der Brust gekreuzt, in derselben Position wie die steinernen Ritter des Mittelalters auf ihren Sarkophagen in der Kirche. Und darin erschöpfte sich

der Vergleich noch nicht: Dieser ausgezehnte alte Körper, dessen Knochen sich durch die Haut bohrten, schien mit der symmetrischen Dekoration des Badezimmers in derselben ästhetischen Verbindung, demselben stillschweigenden Einverständnis zu stehen, wie die in Stein gehauenen Ritter mit der gotischen Architektur eine zeitlose Feierlichkeit teilten.

Aber dieser Tote schälte sich – im wahrsten Sinn des Wortes. Von seinem Körper hingen winzige Häutchen herab, und darunter kam eine neue, rötliche Haut zum Vorschein. Diane bemühte sich, den letzten Rest an Kaltblütigkeit zu bewahren, der ihr geblieben war, trat näher und erlebte einen weiteren Schock: Jetzt, wo sie nur noch ein Meter von der Leiche trennte, konnte sie sehr deutlich den Oberkörper sehen – und den feinen Einschnitt im Fleisch knapp unterhalb des Brustbeins.

François Bruner war auf dieselbe Weise umgebracht worden wie Rolf van Kaen.

Was bedeutete das? Wer hatte die Hinrichtung vorgenommen? Die drei Killer mit ihren Sturmgewehren? Das kam ihr unwahrscheinlich vor; es war nicht ihr Stil. Und wozu hatten sie den Toten anschließend auf diesen Marmorblock gelegt wie auf einen Opferstein?

Während sie zurückwich, fiel ihr auf, was ihr schon von Anfang an hätte auffallen müssen – das Gesicht des alten Mannes. Die kahle Stirn. Die steinernen Wangenknochen. Die schweren Lider.

Das war der Mann mit dem Strahlenschutzparka.

Der Mann, der vor drei Wochen versucht hatte, sie beide umzubringen, sie und ihren Sohn.

KAPITEL 35

Außer dem Bett enthielt das Krankenhauszimmer keinerlei Mobiliar. Der Raum lag im Dunkeln. Ausgestreckt auf dem Rücken, einen Arm über dem Gesicht, konnte Diane Thiberge in dem Licht, das durch den Schlitz unter der Tür hereindrang, nur die Füße des Polizisten erahnen, der draußen Wache stand. Sie sah auf die Uhr. Sechs Uhr morgens. Also hatte sie die ganze Nacht geschlafen. Sie schloss wieder die Augen und dachte an den Vorabend zurück.

Genau in dem Moment, in dem sie in dem Badezimmer aus Jade und Bronze den Mann mit der Schlangenhaut wiedererkannt hatte, waren draußen im Park blinkende Blaulichter aufgetaucht. Die Polizei. Diane empfand augenblicklich eine merkwürdige Erleichterung: Es war das Erste, was an diesem Abenteuer rational war. Es gab also doch ein Alarmsystem. Die Gemälde waren geschützt – mussten ja geschützt sein! –, und der Kampf in den Museumsräumen hatte im Kommissariat von Saint-Germain-en-Laye Alarm ausgelöst. Dann fielen ihr die drei Leichen ein, die Fingerabdrücke, die sie auf den Waffen hinterlassen hatte, und sie zweifelte, ob jemand ihr abkaufen würde, dass sie allein es fertiggebracht hatte, drei Killer, die mit Sturmgewehren und Messern bewaffnet waren, unschädlich zu machen. Vielleicht ließ sich ein Geständnis vermeiden. Schließlich hatte sie die drei ja mit ihren eigenen Waffen aus dem Weg geschafft ...

Unter großen Mühen war sie in den Saal mit den *Kompositionen* zurückgekehrt und hatte Waffen und Leichen entsprechend den Flugbahnen der abgefeuerten Kugeln verteilt. Außerdem hatte sie ihre Brille wiedergefunden: unversehrt. Die Tatsache, dass sie wieder scharf sehen konnte, half ihr, Klarheit in ihre Gedanken zu bringen. Sie zog den Männern die Handschuhe aus und drückte jedem eine Pistole in die Hand, die sie zuvor abgewischt hatte. Als die Polizisten ins Museum ein-

drangen, fanden sie zwischen Leichen und Mondrian-Bildern eine einsame Frau vor, die erschöpft auf dem Boden lag.

Danach ging alles ganz einfach. Im Wagen brauchte sie sich nur so zu geben, wie sie sich tatsächlich fühlte. Die ermittelnden Beamten hatten sich ihre Fragen praktisch selbst beantwortet und waren zu dem Schluss gelangt, dass die drei Männer sich nach dem Überfall auf sie gegenseitig umgebracht hatten. Interessanterweise schien die Polizei überzeugt, dass Diane nicht das Ziel des Angriffs gewesen war. Sie widersprach nicht, doch sie ahnte, dass die Polizisten die Mörder bereits identifiziert hatten.

Der Dienst habende Arzt in der Klinik von Vésinet-Le-Pecq hatte sie beruhigt: Sie hatte lediglich Prellungen davongetragen, und der Schmerz im linken Knöchel war nur eine Verstauchung. Die einzigen gravierenden Verletzungen waren durch ihr Piercing verursacht worden: Der goldene Ring hatte den rechten Nasenflügel aufgerissen, und was den Dorn in ihrem Nabel betraf, so war ein halbstündiger chirurgischer Eingriff unter örtlicher Betäubung erforderlich, um ihn wiederzufinden.

Dann hatte man ihr Beruhigungstropfen verabreicht und sie in diesem Zimmer untergebracht. Sie war sofort eingeschlafen, und in ihrer Benommenheit, die von den Schmerzmitteln herrührte, hatte sie jetzt das Gefühl, im Raum zu schweben, frei und völlig schmerzfrei. Gleichwohl empfand sie eine geistige Klarheit, so intensiv, dass sie ihr beinahe unwirklich erschien. Und mit dieser wiedergefundenen Schärfe des Verstands war sie in der Lage, einige Schlussfolgerungen zu ziehen.

Am 22. September 1999 hatte François Bruner, Konservator der Stiftung Bruner, Weltreisender und Experte für das Volk der Tsewenen und für Parapsychologie, einen Mordversuch an Lucien unternommen, indem er gemeinsam mit seinen Komplizen einen Unfall auf der Pariser Stadtautobahn inszeniert hatte.

Am 5. Oktober 1999 hatte Rolf van Kaen, Chefarzt für Anäs-

these in der Kinderchirurgie des Berliner Krankenhauses Charité, an Lucien heimlich eine Behandlung vorgenommen, in der Hoffnung, ihn mit der Technik der Akupunktur zu retten.

Diese beiden Männer wussten etwas über Lucien, das Diane verborgen war – und vielleicht war es eben die geheime Macht, die den einen veranlasste, das Kind zu vernichten, und den anderen, es zu retten.

Aber worin bestand diese Macht? Diane schob die Frage beiseite, auf die es keine Antwort gab, und wandte sich ihrer letzten Schlussfolgerung zu. Vielleicht der schrecklichsten.

Es gab noch einen Mörder.

Der Mann, der in der Nacht des 5. Oktober 1999 in der Küche des Krankenhauses Rolf van Kaen ermordet hatte, indem er ihm die Aorta zudrückte. Der Mann, der mit derselben Methode François Bruner umgebracht hatte, am 12. Oktober 1999, zweifellos nur wenige Stunden, bevor sie selbst im Museum eingetroffen war.

Die Tür wurde aufgesperrt, und in einem Glorienschein aus Morgenlicht kamen zwei uniformierte Polizisten herein. Hinter ihnen tauchte eine hohe Gestalt auf. Diane griff nach ihrer Brille. Sie erkannte den schwarzen Pullover, die Haare wie Putzwolle. Patrick Langlois wirkte noch unwirscher als sonst.

Beim Anblick von Dianas blutunterlaufenem Gesicht stieß er einen bewundernden Pfiff aus, dann sagte er in drohendem Ton: »Vielleicht wär's allmählich an der Zeit, mit dem Blödsinn aufzuhören?«

KAPITEL 36

Als sie im Wagen saß, bestand ihr erster Handgriff darin, die Sonnenblende herunterzuklappen und ihr Gesicht im Spiegel zu betrachten. Ein blauvioletter Bluterguss zog sich von ihrer

linken Schläfe bis zum Kinn herab, und die Wange war angeschwollen, allerdings nicht genug, um ihre markanten Züge zu deformieren. Das linke Auge war blutunterlaufen und wirkte merkwürdig gläsern, wie künstlich. Und was ihre Nase betraf, so waren die Fäden und bräunlichen Krusten unter einem blutstillenden Pflaster verborgen. Sie hatte mit Schlimmeren gerechnet.

Ohne ein Wort fuhr Langlois los und reihte sich in den morgendlichen Verkehrsstrom ein. In der Eingangshalle der Klinik hatte er ihr wegen ihres Leichtsinns und ihres Alleingangs ausgiebig die Leviten gelesen, und Diane hoffte, dass die Sache damit erledigt war – ihr Kopfweh ertrug keine weiteren Standpauken. Doch an der ersten roten Ampel entnahm er seinem Aktenordner einen Stoß Papiere und legte ihn ihr in den Schoß.

»Lesen Sie das.«

Diane senkte nicht einmal den Blick. Nach ein paar Minuten fragte er, ohne den Verkehr aus den Augen zu lassen: »Was ist denn jetzt schon wieder?«

Sie starrte unverwandt auf die Straße.

»Ich kann im Auto nicht lesen. Davon wird mir schlecht.«

Langlois knurrte in sich hinein, sichtlich entnervt von ihren Schrullen.

»Okay«, seufzte er schließlich, »dann sag ich's Ihnen. Das ist die Akte zu Ihrem Phantombild.«

»François Bruner?«

»In Wirklichkeit hieß er Philippe Thomas. Bruner war ein Deckname. Wie das bei Spionen so üblich ist.«

»Bei Spionen?«

Er räusperte sich, den Blick nach wie vor auf die Straße geheftet. »Als wir das Bild in unsere elektronische Kartei eingegeben haben, kam sofort etwas heraus, und zwar von der DST, der Spionageabwehr. François Bruner beziehungsweise Philippe Thomas war seit 1968 registriert. Damals war der Mann Psychologieprofessor an der Uni Nanterre. Ein Wunderknabe –

noch nicht dreißig und schon Professor. Im Übrigen Jungianer. An seinen Namen hätte ich mich eigentlich erinnern müssen.« Er lächelte entschuldigend. »Ich hatte nämlich selber meine Jungsche Phase. Kurz und gut, im Jahr 68 geht Thomas, ursprünglich ein Sohn aus großbürgerlichem Hause, auf die Barrikaden und wird eine Galionsfigur für die kommunistischen Agitatoren.«

Diane dachte an den Mann mit dem grünen Umhang, der mit ausgestrecktem Zeigefinger zwischen den Büschen am Straßenrand gestanden hatte, an sein regennasses Gesicht unter der Kapuze.

»1969 ist der Mann nicht mehr da«, fuhr Langlois fort. »Tatsächlich ist Thomas aus Enttäuschung über das Scheitern der Revolution in den Osten abgewandert.«

»Wie bitte?«

»Der Professor ist hinter den Eisernen Vorhang verschwunden. Er lässt sich dort nieder, wo die Macht des Volkes triumphiert: in der UdSSR. Ich kann mir vorstellen, was für ein Gesicht sein Vater gemacht hat, als er die Nachricht erfuhr – er war einer der größten Wirtschaftsanwälte im gaullistischen Frankreich.«

»Und dann?«

»Man weiß nicht so genau, was er dort getan hat. Fest steht, dass er die Gegenden bereist hat, die uns interessieren, vor allem die Mongolische Volksrepublik.«

Auf der linken Spur der Nationalstraße 13 fuhren sie nach Paris zurück. Im Sonnenlicht leuchtete das rote und gelbe Laub der Baumwipfel und schien einen purpurnen Dunst in die Morgenluft zu verströmen. Diane betrachtete zerstreut die Gittertore der Parks, die prunkvollen Villen und hellen Wohnhäuser, halb versteckt hinter Laub, und erinnerte sich kaum noch an die Atmosphäre ihrer Fahrt tags zuvor.

»1974«, berichtete Langlois weiter, »hat er genug. Thomas klopft bei der französischen Botschaft in Moskau an: Das

Sowjetsystem habe ihn zugrunde gerichtet. Er fleht die französische Regierung an, sie möge ihn wieder aufnehmen. Zu der Zeit ist alles möglich. Zum Beispiel auch, dass ein Überläufer, der sich fünf Jahre zuvor in den Osten abgesetzt hat, jetzt um politisches Asyl ansucht ... in seinem eigenen Heimatland!« Die eine Hand am Steuer, schwenkte Langlois seine Akte wie ein Beweisstück. »Tatsache«, sagte er. »Es ist alles wahr.«

»Und ... danach?«

»Danach wird alles noch verworrener. Wir finden Thomas im Jahr 77 wieder, und raten Sie, wo? Mitten in der französischen Armee, als ziviler Berater.«

»Auf welchem Gebiet?«

Langlois lächelte. »Er arbeitet als Psychologe in einem sogenannten Heeresgesundheitsinstitut, das auf Luftfahrtmedizin spezialisiert ist. In Wahrheit ist dieses Institut eine Tarnung – hier werden kommunistische Dissidenten, die in Frankreich um politisches Asyl angesucht haben, aufgenommen und verhört.«

Diane erfasste allmählich die Kehrtwende: »Sie meinen, jetzt ist er derjenige, der die sowjetischen Überläufer ausfragt?«

»Richtig. Er spricht Russisch. Er kennt die Sowjetunion. Er ist Psychologe. Wer wäre besser gerüstet als er, ihre Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit einzuschätzen? Dabei glaube ich, dass er keine andere Wahl hatte. Auf diese Weise trägt er seine Schuld gegenüber der französischen Regierung ab.« Langlois schwieg eine Weile nachdenklich, dann fuhr er mit seinem Bericht fort: »In den achtziger Jahren tritt zwischen Westen und Osten ein Tauwetter ein. Es ist die Zeit von Glasnost und Perestroika. Die Militärbehörden entlassen Thomas aus ihrem Dienst, er hat seine Freiheit wieder. Er ist noch nicht fünfzig und hat kurz zuvor ein kolossales Familienvermögen geerbt. Forschung und Lehre interessieren ihn nicht mehr; stattdessen investiert er jetzt in die Kunst und richtet seine eigene Stiftung ein, die auch moderne Malerei zeigt, wie derzeit mit der Mondrian-Ausstellung. Thomas macht keinen Hehl mehr aus seiner

Vergangenheit als Überläufer. Im Gegenteil, er hält Vorträge über die sibirischen Regionen, die er bereist hat, und über die dort lebenden Völker, die er als einer von sehr wenigen Europäern kennt, insbesondere die Tsewenen, von denen Ihr Kind herkommt.«

Diane ließ sich diese neuen Informationen durch den Kopf gehen. Die Namen. Die Fakten. Die Rollen. Mit jedem weiteren Element trat ein Gefüge zutage, das ihr zunehmend logisch erschien. »Und was halten Sie von dem Ganzen?«, fragte sie schließlich.

Er zuckte die Achseln. »Ich kehre zu meiner allerersten Theorie zurück. Eine Geschichte, die aus dem Kalten Krieg stammt. Eine Abrechnung. Oder ein Fall von Wirtschaftsspionage. Das erscheint mir jetzt umso wahrscheinlicher, seitdem ich mich mit diesem Forschungsreaktor beschäftigt habe ...«

»Dem Tokamak?«

»Ja. Soweit ich verstanden habe, ist die Kernfusion noch keine wirtschaftlich rentable Technik, aber sie ist vielversprechend – die Zukunft der Kernenergie.«

»Wieso?«

»Weil unsere gegenwärtigen Kernkraftwerke, die mit Kernspaltung arbeiten, Uran verbrauchen, und das ist ein begrenzter Rohstoff. Bei der kontrollierten Kernfusion hingegen werden leichte Atomkerne miteinander verschmolzen und bilden schwerere Kerne, und dazu kann man zum Beispiel Wasserstoffatome aus dem Meer verwenden. Und Meerwasser ist natürlich eine unerschöpfliche Energiequelle.«

»Und?«

»Na, stellen Sie sich vor – dabei geht es um weltweite Interessen und enorme Summen. Ich bin überzeugt, dass es sich bei diesem Fall um irgendwelche Geheimnisse des Tokamak dreht. Van Kaen hat dort gearbeitet. Thomas ist auf seinen Reisen durch die Mongolei mit Sicherheit dort vorbeigekommen. Und eben erfahre ich, dass der damalige Leiter des TK 17, Jewgenij

Talich, 1978 ebenfalls in den Westen übergelaufen ist. Und sich in Frankreich niedergelassen hat, mit dem Segen von Thomas!«

»Mir wird das allmählich zu kompliziert.«

»Das ist für jeden kompliziert. Aber eins steht fest: Sie sind alle da.«

»Wer ›sie‹?«

»Die ehemaligen Mitarbeiter des Forschungsreaktors. In Frankreich oder jedenfalls in Europa. Ich habe eine internationale Suche nach Jewgenij Talich veranlasst. Er hat in den wichtigsten Forschungszentren für kontrollierte Kernfusion gearbeitet, die in den achtziger Jahren in Frankreich entstanden sind. Heute ist er pensioniert. Wir müssen ihn so bald wie möglich ausfindig machen. Andernfalls würde ich mich nicht wundern, wenn wir irgendwo seine Leiche entdecken, mit gesprengtem Herzen.«

»Aber ... wieso werden diese Leute umgebracht? Und warum auf diese Weise?«

»Keine Ahnung. Nur eines weiß ich mit Sicherheit: Die Vergangenheit taucht wieder auf. Eine Vergangenheit, die nicht nur diese Morde nach sich zieht, sondern auch die damaligen Wissenschaftler zwingt, in die Mongolei zurückzukehren.«

»Wie das?«, fragte Diane überrascht.

Langlois zog eine weitere Fotokopie hervor. »Diese Notizen haben wir bei Thomas gefunden: die Flugzeiten aller Maschinen nach Moskau und in die Mongolische Republik. Auch er wollte in die Mongolei fliegen. Wie van Kaen.«

Diane spürte, wie die Wirkung der Schmerzmittel nachließ. Auch ihre Sorgen kehrten zurück. »Und mein Adoptivsohn?«, fragte sie. »Was hat er mit dem Ganzen zu tun?«

»Dieselbe Antwort: keine Ahnung. Ich habe aufs Geratewohl bei der Stiftung nachgeforscht, durch die Sie Lucien adoptiert haben ...«

Diane zuckte zusammen. »Und was haben Sie herausgefunden?

den?«

»Nichts. Sie sind weiß wie Schnee. Meiner Ansicht nach wurde das alles ohne Wissen der Heimleitung inszeniert. Ich glaube, der Junge wurde einfach in der Nähe des Waisenhauses ausgesetzt, damit sie ihn dort finden und aufnehmen sollten.«

Langlois schwenkte jäh nach links auf die Überholspur. Er schaltete in einen anderen Gang und fuhr energisch in einen Tunnel, in dem in regelmäßigen Abständen große Turboventilatoren aufgehängt waren. Diane war sich ihrer Hypothesen keineswegs mehr sicher. Vielleicht hatte sie alles falsch interpretiert. Vielleicht hatte die Sache gar nichts mit Luciens vermeintlichen Kräften zu tun, sondern drehte sich um irgendwelche Fragen der Kernphysik.

Doch wie um ihren Gedanken zu widerlegen, kam Langlois noch einmal auf die Parapsychologie zurück: »Da ist noch etwas im Zusammenhang mit Philippe Thomas, das mich plagt ... Anscheinend verfügte der Psychologe auch über übersinnliche Fähigkeiten.«

Diane hielt den Atem an. »Nämlich?«, fragte sie.

»Etlichen Zeugenaussagen zufolge konnte er mit reiner Willenskraft Gegenstände in Bewegung versetzen und Metall verbiegen und so weiter. Uri-Geller-Tricks. Die Spezialisten nennen das Psychokinese. Meiner Ansicht nach war Thomas einfach ein geschickter Manipulator, eine Art Zauberkünstler ...«

»Moment bitte. Sie meinen, er konnte allein durch Geisteskraft Materie beeinflussen?«

Der Polizist warf ihr einen belustigten Blick zu. »Ich hätte gedacht, das amüsiert Sie eher. Als Naturwissenschaftlerin sollten Sie ...«

»Antworten Sie mir bitte: Konnte er Materie beeinflussen?«

»So steht es in seiner Akte, ja. Es wurden mehrere Experimente durchgeführt, nach sehr strengen Regeln – mit Objekten hinter Panzerglas zum Beispiel – und ...«

Für Diane war die Neuigkeit ein Schock. Dieser Augenblick war ein Wendepunkt in ihren eigenen Nachforschungen: Entweder sie lehnte den paranormalen Aspekt des Falls ab und gab ihre Ermittlungen auf, oder sie ließ sich auf diese zweite Wirklichkeit ein und sprang damit über ihren eigenen Schatten.

Denn wenn sie Philippe Thomas übersinnliche Kräfte zugestand, würde sich ein wichtiges Detail ihres Unfalls endlich erklären lassen: Vielleicht besaß dieser Mann die Fähigkeit, allein durch die Kraft seines Geistes Luciens Sicherheitsgurt zu öffnen.

Aber eine Metallschließe!

Diane war niedergeschmettert. An Wunder dieser Sorte konnte sie nicht glauben; andererseits – unter der Prämisse, dass es sich tatsächlich so zugetragen hatte, wurden die Ereignisse auf einmal zusammenhängend. Wie sollte sie also nicht davon ausgehen, dass ein Mann, der solcher Beschwörungen fähig war, von den Kräften des kindlichen Wächters nicht fest überzeugt sei? Wie sollte sie nicht – von neuem – annehmen, dass der Mordversuch mit einer eventuellen übersinnlichen Kraft Luciens in Zusammenhang stand?

»Diane, hören Sie mir eigentlich zu?«

Sie tauchte aus ihren Grübeleien auf. »Ja, ich höre zu«, sagte sie.

»Die Polizei von Saint-Germain hat die drei Toten im Museum identifiziert.«

»So schnell?«

»Sie waren bekannt. Ende August hat Thomas aus der Russischen Föderation drei ehemalige Angehörige der russischen Eliteeinheit Spetsnaz kommen lassen, die inzwischen auf den Sicherheitsdienst umgestiegen waren. Offiziell wurden sie als zusätzliches Sicherheitspersonal während der Mondrian-Ausstellung eingestellt. Aber nach einschlägigen Ermittlungen wissen wir, dass die Typen bereits für verschiedene russische Mafiaorganisationen gearbeitet haben. Wie Thomas die drei

aufgetrieben hat, weiß man nicht, aber ich meine, er hatte immer noch Verbindungen nach Moskau.«

Diane dachte an die Gewalt der vergangenen Nacht zurück: die Tritte mit den eisenbeschlagenen Stiefeln, die von den Kugeln getroffenen zuckenden Gestalten. Dass sie diese Nacht überlebt hatte, war auch ein Wunder.

»Offensichtlich hat Thomas sie aber gebraucht, um den ›Unfall‹ auf dem Périphérique zu organisieren«, fuhr Langlois fort.

»Aber ich glaube auch, dass er vor irgend etwas Angst hatte. Oder vor irgend jemandem. Zum Beispiel vor dem Mörder, der es gestern Nachmittag geschafft hat, sich ins Museum einzuschleichen ...« Er wandte ihr den Kopf zu und setzte nachdrücklich hinzu: »Vor unserem Mörder, Diane. Demselben, der Rolf van Kaen beseitigt hat. Ab dem Zeitpunkt lassen sich die Ereignisse der vergangenen Nacht leicht rekonstruieren: Gegen Abend haben die drei Russen die Leiche entdeckt und ins Bad gelegt. Dann sind sie miteinander in Streit geraten, vermutlich wegen Geld – sicher waren sie versucht, ein oder zwei Bilder mitgehen zu lassen. In dem Moment kreuzen Sie auf und gießen Öl ins Feuer, allein durch Ihr Erscheinen. Sie bringen sich gegenseitig mit ihren eigenen Waffen um. So haben Sie es doch den Beamten von Saint-Germain geschildert, nicht wahr?«

»Völlig richtig.«

»Das könnte einigermaßen passen.«

»Wieso ›einigermaßen‹?«

»Man muss noch den genauen Hergang nachvollziehen, die Position der drei Leichen, die Flugbahn der Geschosse nachprüfen. Ich hoffe für Sie, dass alles zusammenpasst.«

In seinem Ton schwang erhebliche Skepsis mit, doch Diane tat, als hätte sie nichts davon bemerkt. Ihre Gedanken gerieten zunehmend in Verwirrung. Über diesen dunklen Gewässern tauchte eine weitere Erinnerung auf: die Leiche von Philippe Thomas, rosa und unwürdig, übersät von toten Hautschuppen,

und sie fragte: »Was wissen Sie über Thomas' Krankheit?«

Langlois wunderte sich. »Sie haben die Leiche gesehen?«

Diane hatte sich verplappert. Für einen Rückzug war es zu spät. »Nach dem Gemetzel, ja«, sagte sie vorsichtig. »Ich war in seiner Wohnung, weil ich ins Bad ...«

»Und danach sind Sie ins Museum zurückgekehrt?«

»Ja.«

»Haben Sie das den Beamten von Saint-Germain gesagt?«

»Nein.«

»Finden Sie das selbst nicht ein wenig ungewöhnlich?«

»Aber Thomas hatte doch eine Krankheit, oder?«

Der Inspektor seufzte. »Eine Art Erythrodermie. Ein sehr schweres Ekzem, bei dem sich der Körper regelmäßig schält. Soweit ich begriffen habe, hat sich Thomas regelmäßig gehäutet.«

Diane dachte darüber nach, ob der Mann den Umhang vielleicht getragen hatte, um seinen schuppigen Körper zu schützen, doch ihre Gedanken zerfaserten, und eine bleierne Müdigkeit überwältigte sie. Sie merkte noch, dass sie in der Nähe der Porte Maillot waren. Der Verkehr wurde immer dichter, und Langlois langte aus dem Fenster und befestigte skrupellos ein magnetisches Blaulicht auf das Wagendach. So raste er mit heulendem Martinshorn die Avenue de la Grande-Armée entlang, und Diane kuschelte sich in den Sitz und überließ sich ihrer Erschöpfung.

Als sie wieder aufwachte, überquerte der Wagen den Platz vor dem Pantheon. Sie wusste nicht, warum, aber der Gedanke, dass sie geschlafen hatte, während der Inspektor mit Blaulicht durch die Großstadt hetzte, gefiel ihr. An der Ecke der Rue Valette blieb Patrick Langlois stehen und zog eine gefaltete Zeitung aus der Manteltasche. »Das Beste kommt zum Schluss, Diane: *Le Monde* von gestern Abend.«

Sie sah sofort, welchen Artikel er meinte. In allen Einzelheiten berichtete der Verfasser über den Mord an Rolf van Kaen

in der Nacht des 5. Oktober und vergaß auch nicht die wunderbare Heilung von Lucien und den Unfall von Diane Thiberge, Stieftochter von Charles Helikian, »einer prominenten Persönlichkeit« in der Welt der Wirtschaft und Politik zu erwähnen.

»Ihr Stiefvater schäumt vor Wut«, kommentierte Langlois.
»Er hat den Präfekten angerufen.«

Diane blickte auf. »Wo ist die undichte Stelle?«

»Keine Ahnung. Im Krankenhaus wahrscheinlich. Oder irgendwo bei uns. Mir ist das, offen gestanden, egal. Ich bin mir nicht mal sicher, ob es uns nicht vielleicht sogar weiterhilft. Jedenfalls wird es Reaktionen provozieren.«

Langlois brachte seine Akte in Ordnung. Diane bemerkte, dass er auch ein ledernes Etui besaß, das Füllfeder und Buntstifte enthielt. Mit belegter Stimme fragte sie: »Sie halten wohl nicht allzu viel von der modernen Technik, wie?«

Er hob eine Braue. »Glauben Sie das nicht. Ich finde nur, dass jede Technik ihren Bereich hat. Bei meinen Ermittlungen ziehe ich die traditionellen Methoden vor. Papier, Füller, Bleistifte. Den Computer verwende ich für alles andere.«

»Alles andere?«

»Alltag, Freizeit, Gefühle ...«

»Gefühle?«

»An dem Tag, an dem ich Ihnen ein Geständnis machen muss, Diane, schicke ich ein Mail.«

Sie stieg aus, Patrick Langlois ebenfalls. Die riesige Kuppel des Pantheons über ihnen sah aus wie eine monströse Muschel. Der Inspektor kam um den Wagen herum auf sie zu. »Hören Sie, Diane, Heckler & Koch, MP 5, – sagt Ihnen das was?«

»Nein.«

»Und Glock 17, Kaliber 45?«

»Das sind Waffen, oder?«

»Ja. Damit wurden die Russen erschossen. Haben Sie auf Ihren Studienreisen im Busch und in der Steppe nie Automatikwaffen benutzt?«

»Ich studiere Raubtiere. Schießübungen mache ich nicht.«

Er strahlte unter seinen silbrigen Haaren. »Okay. Sehr gut. Ich wollte mich nur vergewissern.«

»Bezüglich?«

»Dass Sie mit dem Massaker nichts zu tun haben. Schlafen Sie sich aus. Ich ruf Sie heute Abend an.«

KAPITEL 37

Das Erste, was ihr auffiel, als sie ihre Wohnung betrat, war das rote Lämpchen des Anrufbeantworters in ihrem Schlafzimmer, das schon wieder blinkte. Sie war sich nicht sicher, ob sie wirklich wissen wollte, wer angerufen hatte. Als sie das letzte Mal das Band abgehört hatte, war eine Kettenreaktion in Gang gekommen, die sie zur Stiftung Bruner und dem Horror der vergangenen Nacht geführt hatte.

Sie ging durch den Salon in ihr Schlafzimmer, setzte sich aufs Bett, genau wie am Vortag, und betrachtete das rote Lämpchen, das wie ein Herz pulsierte. Im Geist hörte sie schon die Nachrichten ihrer Mutter, kurz und scharf wie Gewehrschüsse. Oder die Anrufe ihrer wissenschaftlichen Kollegen, die zufällig auf den Artikel in *Le Monde* gestoßen waren. Dieser Gedanke rief ihr in Erinnerung, dass sie nicht mehr im Büro gewesen war, seitdem ... Seit wann?

Das Telefon läutete. Diane fuhr zusammen. Ohne zu überlegen, hob sie den Hörer ab.

»Mademoiselle Thiberge?«, hörte sie.

Die Stimme war ihr unbekannt.

»Wer sind Sie?«

»Irène Pandove. Ich rufe Sie wegen des Artikels an, der gestern in *Le Monde* stand, über den Tod von Monsieur van Kaen.«

»Wo ... woher haben Sie meine Nummer?«

»Sie stehen im Telefonbuch.«

Einfältig dachte Diane: Das stimmt, ich stehe im Telefonbuch.

In ernstem und ruhigem Ton fuhr die Frau fort: »Sie sind nicht genügend auf der Hut, und das ist schlecht.«

Diane spürte ein Prickeln im Nacken. »Was wollen Sie von mir?«, fragte sie feindselig.

»Ich möchte Sie treffen. Ich habe Informationen, die Sie vielleicht interessieren.«

»Kannten Sie Rolf van Kaen?«

»Indirekt, ja. Aber nicht über ihn will ich mit Ihnen reden.«

Diane schwieg. Sie dachte: eine Verrückte, die mir auf die Nerven gehen will. Vielleicht will sie auch nur Geld aus mir herauspressen. »Sondern?«, fragte sie schließlich.

»Über den kleinen Jungen, den ich vor fünf Wochen adoptiert habe.«

Kälte kroch ihr unter die Haut, als breitete sich eisiges Blut durch das Geflecht der Adern aus.

»Wo ... wo haben Sie ihn adoptiert?«

»In Vietnam. Vom Waisenhaus Huai.«

»Über die Vereinigung Boria-Mundi?«

»Nein. Pupilles du monde. Aber darum geht es nicht.«

»Worum geht es dann?«

Irène Pandove ignorierte die Frage und fuhr im selben friedlichen Tonfall fort: »Sie werden zu mir kommen müssen. Ich kann zur Zeit nicht weg. Meinem Sohn geht es seit ein paar Tagen nicht gut.«

Die Temperatur in Dianas Adern sank auf Null. »Was hat er? Hatte er einen Unfall?«, fragte sie.

»Fieber. Extrem hohes Fieber.«

Diane dachte an Lucien. An die Fieberanfälle, die nach der Akupunktur-Behandlung eingetreten waren, an Daguerre, der ihr versicherte, das Phänomen sei nicht weiter schlimm. Und

auf einmal fiel ihr die Ahnung wieder ein, die sie vor zwei Nächten kurz vor dem Einschlafen ergriffen hatte: Irgendwo auf der Welt musste es jemanden geben, der ihren Alptraum teilte ...

Irène Pandove fuhr fort: »Kommen Sie mich besuchen. So bald wie möglich.«

»Wohin? Wo wohnen Sie?«

Die Frau lebte knapp tausend Kilometer von Paris entfernt, in Daluis, im Hinterland von Nizza. Diane notierte sich Adresse und Wegbeschreibung. Sie dachte schon über die Reise nach. Die erste Morgenmaschine. Ein Leihwagen. Kein Problem. »Ich komme morgen«, versicherte sie. »Irgendwann gegen Mittag.«

»Ich erwarte Sie.«

Die Stimme war von einer beunruhigenden Sanftheit. Auf einmal hatte Diane eine Erleuchtung und fragte: »Sagen Sie, wie haben Sie Ihren kleinen Jungen genannt?«

Die Sanftheit, das Lächeln waren spürbarer denn je. »Das fragen Sie? Dann haben Sie nicht begriffen, was da abläuft.«

Diane ließ alle Hoffnung fahren; als bliese sie eine Kerze aus, flüsterte sie vor sich hin: »Lucien ...«

KAPITEL 38

Um acht Uhr dreißig landete Diane in Nizza. Eine halbe Stunde später war sie auf dem Weg ins Hinterland, ohne dass sie auch nur einen Blick auf das Mittelmeer geworfen hatte. Entlang der Nationalstraße 202 zog sich eine endlose Reihe aus Häusern, Gewerbezentren, Industrieanlagen durch Täler und über Hügel. Bei Saint-Martin-du-Var veränderte sich die Landschaft, die bebauten Flächen rückten weiter auseinander, Dunkelgrün und Felsgrau gewannen an Terrain, und schließlich stiegen steil die

Berge auf.

Sie durchfuhr jetzt eine typische Höhenlandschaft: dicht aneinander gedrängte Kiefern vor jähem Abhängen, schwarze Kuppen, die in den Himmel ragten, die dunklen Einschnitte trockener Flussbetten ... Der Himmel war bedeckt – keine Rede mehr von mildem Meeresklima oder provenzalischer Vegetation: Hier herrschten Fels und Kälte. Diane folgte noch immer der Nationalstraße über dem ausgetrockneten Bett des Var.

Nach einer Stunde Fahrt und endlosen Kurven und Kehren öffnete sich vor ihr endlich die Landschaft, die sie erwartete: ein See in einer Talsenke, wie ein Spiegel, der das Gewitterlicht zurückwarf. Die Wasserfläche, wechselnd zwischen Grau und Blau, war gesträubt von kleinen Wellen, die sich wie stählerne Klingen aufrichteten. Ringsum spann sich ein Gewebe aus Smaragdgrün. Die Nadelbäume, emporgerichtet wie Messer, schienen die Wolken zu ritzen. Diane erschauerte. Sie spürte die Brutalität jedes Gipfels, jeder Spiegelung, jedes Details dieser Landschaft, geschärft vom Licht der fieberhaften Sonne, die durch die Düsterteit des Himmels stach.

Nach einer Kurve kam sie zu einer Lichtung. Ein paar Meter vom Ufer bildeten Häuser und Wirtschaftsgebäude aus Rundhölzern einen Weiler. »Eine U-förmige Ranch am Seeufer«, hatte Irène Pandove gesagt. Diane bog in die Straße ein, die sich zum See hinunter schlängelte.

Ein Schild am Straßenrand kündigte das »Sommerlager Ceklo« an, zu dem ein Kiesweg hinabführte. Mit jeder Kurve sah Diane die Holzhäuser deutlicher. Es war eine ziemlich ausgedehnte Ansammlung dunkelbrauner Gebäude, von einem Zaun umgeben. Auf der linken Seite lagen Wiesen, auf denen im Sommer sicher Pferde weideten. Rechts ging der Weg durch farbige Tore zu den Spielplätzen.

Sie parkte den Wagen unter einer Gruppe von Fichten. Tief atmete sie die kühle Luft, den Harzgeruch, den Duft von frisch

gemähem Gras ein. Es war völlig still. Kein Vogelgezwitscher, kein Fliegengesumm. Die Ruhe vor dem Sturm? Sie ging auf das Hauptgebäude zu, während sie sich bemühte, ihre Bedenken zu zerstreuen.

Sie trat durch die Rundholztür und durchquerte eine geräumige, tannenholzgetäfelte Diele, die an einer Seite von niedrigen Garderobehaken gesäumt war. Durch die Panoramafenster gegenüber sah sie zwischen den beiden Flügeln der Ranch einen großen Innenhof, der bis zu einer baumbestandenen Anhöhe hinaufführte. Dahinter war der See zu erkennen. Hier in diesem Sommerlager für Kinder wirkten die Stille und Leere noch eindringlicher und bedrückender.

Diane entdeckte einen Flur, auf den sich mehrere Zimmer öffneten. Mit vorsichtigen Schritten ging sie den Gang entlang. An den hölzernen Wänden hingen Webdecken mit naiven Motiven, wie gemalte Bilder. Durch die offenen Türen sah sie bunte Hocker, rosarote und violette Tapeten, Ballonlampen aus Reispapier. Das Ganze erinnerte stark an die siebziger Jahre – ihrer Mutter hätte der Ort gefallen.

Sie ging weiter. Sie blickte in ein Spielzimmer, in dem es Tischtennisplatten und Tischfußball gab; in einem anderen Raum, der mit Kissen ausgelegt war, stand ein Fernsehapparat.

Am Ende des Flurs stieß sie auf einen kleinen Käfig, aus dem Körner und Sägemehl auf den Boden herausgefallen waren. Diane blieb kurz stehen: Sein einstiger Bewohner, ein Meerschweinchen oder Hamster, hatte wohl ebenfalls die Koffer gepackt.

Endlich gelangte sie zu einem geräumigen Büro – dem administrativen Herz der Ranch –, und aus ihren Befürchtungen wurde Gewissheit. Wieder kam sie zu spät. Der Raum war völlig auf den Kopf gestellt worden. Ein Eichenschreibtisch war umgestürzt, die Stühle lagen durcheinander, die Schränke waren ausgeweidet – die Aktenordner herausgerissen, der Inhalt der Karteikästen auf dem Boden verstreut.

Wo ist Irène Pandove, dachte Diane und wagte nicht weiterzudenken. In diesem Moment fiel ihr Blick auf die Bilderrahmen an der Wand, die dem Gemetzel entgangen waren. Alle Fotos zeigten dieselben zwei Personen: eine blonde Frau, ungefähr Mitte fünfzig, und einen Mann asiatischen Typs, sehr klein, mit faltigem Gesicht und schalkhaftem Lächeln. Auf manchen Fotos küssten sich der Mann und die Frau, auf anderen hielten sie einander an der Hand. Die Bilder strahlten eine erstaunliche Lebensfreude aus. Und nebenbei erzeugten sie einen leicht komischen Eindruck – die Frau war gut fünfzehn Zentimeter größer als der Mann, der auf jedem Foto einen kurzen Pelzmantel mit aufgestelltem Kragen trug. Ohne zu wissen, weshalb, nahm Diane einen Rahmen von der Wand, zerbrach das Glas an der Tischkante und steckte das Foto ein.

Als sie wieder aufschaute, fiel ihr Blick auf einen Artikel, der ebenfalls hinter Glas ausgestellt war. Als Verfasser des Textes, den die für wissenschaftliche Publikationen sehr renommierte Zeitschrift Science veröffentlicht hatte, zeichnete Dr. Jewgenij Talich. Diane zuckte zusammen: Das war der Name, den Langlois ihr genannt hatte. Der 1978 in den Westen emigrierte Leiter des TK 17. Sie nahm den Rahmen von der Wand und überflog den englischen Text. Sie begriff nichts davon – es ging um Kernphysik, um Wasserstoffisotope –, aber sie wunderte sich nicht, als sie das Foto des Autors betrachtete: Es war der kleine Faltige von den Bildern an der Wand. Sie befand sich im Haus des übergelaufenen Physikers.

Mit dieser Erkenntnis gingen ihr weitere Lichter auf. Zunächst begriff sie, dass Jewgenij Talich kein kaukasischer Russe war, wie sein Name vermuten ließ, sondern Asiate, vermutlich sibirischer Herkunft. Außerdem wusste sie nun – freilich ohne zu ahnen, was das bedeutete –, dass dieser Mann zusammen mit seiner Frau einen kleinen Jungen adoptiert hatte, der aus der Umgebung des Tokamak stammte. Warum? Was erwartete er von dem Kind? Wieder zerbrach Diane die

Glasscheibe und steckte auch den Artikel ein.

Als sie weitersuchte, stieß sie auf die Fotokopie einer Liste aller Flüge nach Ulan Bator via Moskau, fand jedoch keinen Hinweis auf eine Reservierung. Wie Rolf van Kaen, wie Philippe Thomas plante auch Jewgenij Talich seine Rückkehr in die Mongolische Republik, hatte sich aber anscheinend noch für keinen bestimmten Termin entschieden.

In diesem Moment hörte sie ein Stöhnen.

Diane fuhr herum. Hinter dem umgestürzten Schreibtisch bewegte sich etwas. Sie ging auf die hölzerne Platte zu, dann nahm sie sich zusammen und wagte einen Blick. Eine Frau lag auf dem Boden, halb verdeckt von einer Flut von Papieren, in einer riesigen Blutlache. Noch nie hatte Diane derart viel Blut gesehen, nicht einmal in der Stiftung Bruner. Der Körper lag völlig reglos, der Wand zugedreht, und Diane erinnerte sich an den alten jüdischen Brauch, Sterbende mit dem Gesicht zur Wand zu drehen, damit sie das Antlitz des Todes nicht sehen mussten.

Sie ging um den Tisch herum und fasste die Frau sanft an der Schulter, um sie zu sich zu drehen. Das Gesicht erkannte sie sofort wieder: Es war die Frau von den Fotos. Ihr Bauch war aufgeschlitzt und klaffte in zwei Lappen auseinander. Der Schlitz begann beim Bauchnabel und reichte bis zu den Brüsten, Kleidungsstücke und Fleisch vermischten sich zu einem schrecklichen, blutigen Brei. Diane versuchte Mitleid zu empfinden, doch kein Gefühl war imstande, ihre Angst zu überdecken. Sie dachte an den Mörder von Thomas und van Kaen: Diese Wunde entsprach nicht seinem Stil. Hatte er daneben gegriffen? Hatte Irène sich gewehrt?

Ihre nächste Entdeckung jagte ihr ein noch größeres Entsetzen ein.

In der rechten Hand hielt Irène Pandove ein Messer, ein Sägemesser mit blutiger Klinge.

Auf einmal schlug sie die Augen auf und murmelte: »Er ist

gekommen ... Ich durfte nicht ... Ich durfte nicht mit ihm reden.«

Vollkommen entgeistert begriff Diane, was geschehen war: Vor den Augen ihres Angreifers hatte sich Irène eigenhändig den Bauch aufgeschlitzt. Sie hatte Selbstmord begangen, um nicht zu reden, um nicht die Informationen preiszugeben, die der Eindringling ihr sonst zweifellos entrissen hätte. Bei allem Tumult ihrer Gedanken entging Diane nicht, wie schön dieses Gesicht unter dem halb aufgelösten Knoten und den blutigen Haarsträhnen war.

»Ich durfte nicht mit ihm reden ...«

»Mit wem? Wer war hier?«

»Die Augen ... Ich hätte mich nicht wehren können ... Ich durfte ihm nicht sagen ... wo Jewgenij ist ...«

»Die Augen«: wen meinte sie damit? Denjenigen, der seinen Opfern den Bauch aufschlitzte? Einen anderen von Thomas' ausgeschickten Handlangern? Oder einen Dritten? Aber da war ein noch dringenderes Anliegen. Diane beugte sich vor und fragte: »Lucien ... Wo ist Lucien?«

Der Mund der Sterbenden zuckte, als wollte sie lächeln, als wäre sie trotz allem froh, noch einmal den unschuldigen Namen des Kindes zu hören. Sie bewegte die Lippen, ihr Mund füllte sich mit Blut. Diane wischte es mit dem Ärmel fort. Das Röcheln artikulierte sich zu einem Wort: »Halbinsel.«

»Was?«

Wieder rann dunkles Blut die Mundwinkel herab. Die Lippen flüsterten: »Auf dem See. Die Halbinsel. Dorthin geht er immer ...«

Diane unterdrückte ihr Schluchzen und versuchte die Frau zu beruhigen: »Man wird Ihnen helfen. Ich rufe sofort den Notarzt ...«

Mit blutiger Hand griff Irène nach Dianas Handgelenk, ihre Augen öffneten sich weit, und dann war es vorbei: Ihre Pupillen erstarrten zu einem Ausdruck ewiger Verblüffung.

KAPITEL 39

Diane umrundete den rechten Flügel der Ranch, ging durch das Tor und folgte dem Weg, der sich bis zu dem fichtenbewachsenen Hügel schlängelte. Unterdessen war das Gewitter ausgebrochen, und im Licht der Blitze sah Diane hin und wieder die regengepeitschte Wasserfläche aufschimmern. Sie stieg den Hang hinab bis zum Ufer. Ein langer Gürtel aus Bäumen und Schilf trennte sie vom Wasser; an ein Durchkommen war nicht zu denken. Instinktiv wandte sie sich nach rechts und begann zu laufen.

Bald verlor der Boden an Festigkeit. Die pflanzlichen Gerüche wurden schwerer und zugleich intensiver, schärfer, und es war, als wäre der See über den Rand getreten, um den bewachsenen Uferstreifen in ein ausgedehntes Sumpfgebiet zu verwandeln. Im Laufen nahm Diane die Metamorphose wahr – das Grün des Unterholzes, die Gleichgültigkeit der Flora, lasziv und hemmungslos, die zwischen Grasbüscheln und belaubtem Gezweig immer öfter den See aufblitzen ließ. Das Parfüm der Erde war hier das Wasser. Ein Tupfer auf einem Nacken aus Humus, bedeckt von einer Mähne Unkraut ... Im Geist dankte sie der Landschaft für ihre Macht und Allgegenwart: Sie hinderte sie daran, an irgend etwas anderes zu denken.

Zu ihrer Linken öffnete sich eine Lücke im Gestrüpp: ein Pfad. Diane bog ab und drang immer tiefer ins Gewölbe der Äste vor. Den Regen spürte sie nicht mehr; stattdessen nahm sie die Binsen, Schilfrohre, kleinen Zweige, die sie streiften, wie eine Liebkosung wahr. Erst jetzt kam sie zum eigentlichen Ufer und blickte auf die Fläche des Sees hinaus. Von ihrer Warte aus wirkte er eher wie ein Meer – eine silbrig graue Weite, auf die der Regen prasselte, konturlos, ohne irgendeine klare Grenze.

In dem Moment erkannte sie die Halbinsel.

Auf der rechten Seite, einige hundert Meter entfernt, ragte

eine sandige Landzunge in den See und schob sich knapp über der Wasseroberfläche bis zu einem Wäldchen vor. Eine Halbinsel im Süßwasser, nicht einmal auf Salz ruhend, nur auf reiner Transparenz. Hatte das Kind sich womöglich unter diesen Bäumen versteckt?

Diane steckte ihre Brille ein und zog sich die Schuhe aus, die sie an den Schnürsenkeln zusammenband und sich um den Hals hängte. Dann ging sie weiter, in eine verschwommene, grüne, phantastische Landschaft hinein, und watete auf dem schlammigem Grund des Sees zwischen Wasserpflanzen auf die Landzunge zu. Bis über die Knie kroch ihr die beißende Kälte des Wassers und bildete einen deutlichen Kontrast zu dem vergleichsweise lauen Regen von oben. Inzwischen war sie nass bis auf die Haut, in Bächen rann das Wasser an ihr herab. Sie fühlte sich vom See wie aufgesogen und gleichzeitig vom Regen niedergedrückt: im wahrsten Sinn des Wortes zwischen zwei Wassern.

Endlich erreichte sie das Gestrüpp am Ufer der Halbinsel. Zwischen niedrigen Weiden kletterte sie an Land und kämpfte sich durch die Vegetation, vornüber gebeugt, außer Atem, froh um jede Lücke. Wo war Lucien? Sie ging weiter. Wasserlachen, grün und gefräßig, öffneten sich vor ihr und behinderten sie, und der einzige Weg führte mitten hindurch. Bis zur Hüfte tauchte sie hinein und schwenkte die Arme von vorn nach hinten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ringsum entdeckte sie schon die flüchtig aufblitzenden Schuppen von Fischen, die sich in dieses überwucherte Labyrinth verirrt hatten. Auf einmal spürte sie, wie der Boden unter ihren Füßen wieder fester wurde. Sie war am anderen Ende der Insel angelangt und hatte nichts gesehen noch ... Jäh blieb sie stehen.

Da war er.

Zwanzig Meter von ihr entfernt saß er da, am äußersten Rand der Insel, mit dem Rücken zu ihr, das Gesicht emporgerect.

Sie sah ihn nicht sehr deutlich, doch ihr erster Gedanke war

Erleichterung. Seiner Gestalt nach war er Lucien – ihrem Lucien – in keiner Weise ähnlich. Ohne es sich einzugestehen, hatte sie sich düstere Szenarien ausgemalt: Zwillinge, Klone gar, irgendein monströses Erzeugnis eines geheimen sowjetischen Forschungslabors, das anstelle des Tokamak eingerichtet worden war.

Aber nun zeigte sich, dass die beiden Kinder völlig verschieden aussahen; außerdem war dieser Junge mindestens zwei Jahre älter. Sie begann wieder normal zu atmen und trat einen Schritt näher. Er saß mit gekreuzten Beinen da und rührte sich nicht. Diane betrachtete ihn von vorn und sah seine verdrehten Augen, das scharlachrote Gesicht: Er war in tiefer Trance. Seine Gliedmaßen waren starr wie Metallstangen. Er zitterte, doch es war wie ein kaum wahrnehmbares, elektrisches Beben. Wie eine im Körper gefangene Welle.

Diane streckte die Hand aus und berührte seine Stirn. Sie war kochend heiß. Nie hätte sie gedacht, dass ein Mensch so heiß werden kann.

Sie beugte sich hinab, um besser sehen zu können, und stockte mitten in der Bewegung. Vor dem Kind war eine Art Altar errichtet: ein Kreis aus weißen Steinen, in der Mitte eine Pyramide aus übereinander geschichteten dünnen Zweigen, an denen winzige Bänder festgebunden waren; darauf balancierte ein zerbrechlicher Schädel – der Schädel eines jüngst geschlachteten Hamsters oder Meerschweinchens. Diane dachte an den leeren Käfig im Haus und begriff: Das Kind hatte das Tier bei einem schamanistischen Ritual geopfert.

KAPITEL 40

»Wir haben eine stark erhöhte neuromuskuläre Erregbarkeit festgestellt, die sich in konvulsivischen Zuckungen und Muskelkrämpfen äußert.«

Wieder ein Krankenhaus. Wieder ein medizinischer Vortrag.

Binnen weniger Minuten war Diane in das Haus von Irène Pandove zurückgekehrt, hatte das Kind in einen der Wandbehänge gewickelt und sich selbst in einen alten Regenmantel. Dann hatte sie den Jungen in ihren Wagen gelegt und war mit ihm nach Nizza gefahren, zur Notaufnahme des Krankenhauses Saint-Roch. Es war erst zwei Uhr nachmittags, doch sie hatte das Gefühl, als wäre sie in der kurzen Zeit um Jahre gealtert.

»Darüber hinaus ist ein außergewöhnlich hohes Fieber festzustellen«, fuhr der Arzt fort. »Knapp einundvierzig Grad. Die Ursache haben wir momentan noch nicht feststellen können: Die äußerliche Untersuchung hat nichts ergeben; die Blutprobe liefert keinen Hinweis auf eine Infektion. Wir müssen die Ergebnisse der übrigen Analysen abwarten. Es kann sich natürlich auch um einen chronischen Zustand handeln, aber eine Epilepsie ist aufgrund der Symptome auszuschließen, und ...«

»Ist er in Gefahr?«

Der Kittel des Arztes war derart zerknittert, als hätte er darin geschlafen. Er setzte eine zweifelnde Miene auf: »Im Prinzip nicht. In seinem Alter bedeuten diese Krämpfe kein sehr großes Risiko, und das Fieber sinkt bereits. Auch der kataleptische Zustand scheint sich zu lösen. Ich würde sagen, das Kind hatte offensichtlich eine Art ... Krise, aber das Schlimmste ist überstanden. Wir müssen allerdings die Ursache herausfinden.«

Diane dachte an den Steinkreis und den Schädel auf der Pyramide aus Zweigen. Konnte sie das dem Arzt erklären? Konnte sie ihm mitteilen, dass der kleine Junge vermutlich eine schamanistische Trance erlebt hatte?

»In welcher Beziehung stehen Sie eigentlich zu dem Kind?«, fragte der Arzt.

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt: Er ist der Adoptivsohn einer Freundin.«

Er warf einen Blick auf seine Karteikarte. »Irene Pandove, nicht wahr?«

Diesen Namen hatte sie in der Notaufnahme angegeben, damit man das Kind identifizieren konnte, sobald sie wieder fort war.

»Und wo ist diese Madame Pandove?«, fragte er weiter.

»Ich weiß es nicht.«

»Aber das Kind ... Sie haben den Jungen einfach so gefunden? War er allein?«

Diane wiederholte ihre Geschichte: Sie habe ihre Freundin besuchen wollen, das Haus leer vorgefunden und Lucien Pandove allein im Sumpf entdeckt. Die tote Frau erwähnte sie nicht. Sie hatte keine Skrupel, Halbwahrheiten zu erzählen, in wenigen Minuten war sie ohnehin fort: Dreht man sich um, wenn man mit dem Rücken zum Abgrund steht?

Der Arzt war skeptisch. Ostentativ musterte er Dianas tiefenden Regenmantel, die Kampfspuren in ihrem Gesicht, die verkrustete Wundnaht an ihrer Nase – das Pflaster hatte sich im Regen abgelöst.

»Ich muss telefonieren«, sagte sie abrupt.

Bei ihrem Lauf rund um den See hatte sie ihr Mobiltelefon verloren. Der Arzt wies auf den Apparat auf seinem Schreibtisch. »Kein Problem«, sagte er, »Sie können von hier aus ...«

»Ich wäre gern allein.«

»Gehen Sie ins Büro nebenan. Meine Sekretärin wird Sie verbinden.«

»Ich muss allein sein. Bitte.«

Mit einer unbestimmten Geste deutete der Arzt auf die Tür und brummte: »In der Eingangshalle sind Telefonzellen.«

Diane stand auf. Mit gerunzelten Brauen fügte er hinzu: »Ich

warte auf Sie. Wir haben noch einiges zu besprechen, Sie und ich.«

»Selbstverständlich«, sagte sie lächelnd. »Ich bin gleich wieder da.«

Sie hatte noch nicht die Tür hinter sich geschlossen, als sie hörte, wie der Telefonhörer abgenommen wurde. Die Bullen, dachte sie, der Idiot ruft die Bullen an. Im Laufschrift hastete sie durch den Korridor.

In der Eingangshalle des Krankenhauses kaufte sie sich am Zeitungskiosk eine Telefonkarte. Sie zog sich in eine Telefonzelle zurück und rief direkt den Apparat von Eric Daguerre am Krankenhaus Necker an. Eine neue Ahnung plagte sie: Was, wenn Lucien ebenfalls in Trance gefallen war? Aus Gründen, die sie nicht erklären konnte, fürchtete sie eine Synchronizität der Ereignisse – eine Gleichzeitigkeit, ein wechselseitiges Echo zwischen den beiden Kindern und ihren Symptomen.

Diane wurde mit dem Stationszimmer verbunden, wo man ihr sagte, der Arzt sei im OP. Weil ihr nichts Besseres einfiel, fragte sie nach Madame Ferrer. Die Schwester kam an den Apparat und bestätigte ihren Verdacht: Lucien, teilte sie mit, habe einen heftigen Fieberschub mit Anzeichen von Katalepsie erlitten, aber inzwischen habe sich sein Zustand weitgehend normalisiert – das Fieber sei gesunken, die Muskelkrämpfe hätten nachgelassen. Doktor Daguerre habe eine Reihe von Untersuchungen angeordnet, und man warte auf die Ergebnisse. Abschließend teilte Madame Ferrer ihr mit, dass Didier Romans dringend versucht habe, sie zu erreichen.

»Wo ist er?«, fragte Diane.

»Hier auf der Station, in unseren Büros.«

»Geben Sie ihn mir.«

Eine Minute später ertönte die Stimme des Anthropologen: »Madame Thiberge, Sie müssen unbedingt ins Krankenhaus kommen

»Was ist los?«

»Ein außergewöhnliches Phänomen!«

»Sie meinen Luciens Trance?«

»Er hat eine Art Trance erlebt, das stimmt. Aber es geht mir um etwas anderes.«

»UM WAS?«

Der Mann schien zu begreifen, wie beunruhigend seine Ankündigung klang. »Keine Sorge«, sagte er rasch. »Es besteht keine Gefahr für Ihr Kind.«

»Was ist los?«, wiederholte Diane, jede Silbe betonend.

»Das lässt sich am Telefon schwer erklären, Sie müssen es selbst erleben. Ich meine, man muss es sehen.«

»In drei Stunden bin ich da«, sagte Diane knapp.

Sie hängte den Hörer ein. Auf einmal bekam sie in der überheizten Klinikatmosphäre keine Luft mehr. Sie spürte ihre vom Regen zusammengeklebten Haare, ihren schweißnassen Kragen. In ihren Gedanken tat sich ein neuer Abgrund auf: Wie konnten die beiden Kinder achthundert Kilometer voneinander entfernt zur selben Zeit dieselbe Krise erleben? Und was war dieses neue Phänomen, das der Anthropologe erwähnt hatte?

Vierzehn Uhr dreißig. Sie warf einen Blick zum Haupteingang, innerlich darauf gefasst, einen Trupp von Gendarmen auftauchen zu sehen: Polizisten, die sie über Lucien ausfragen wollten, über seine Herkunft und den Tod von Irène Pandove, deren Leiche gewiss bald entdeckt würde.

Sie musste nach Paris zurück. Sie musste ihren kleinen Jungen sehen. Sie musste Patrick Langlois alles erzählen – er allein konnte sie decken, sie vor der Maschinerie der Justiz in Schutz nehmen. Sie rief den Inspektor auf seinem Funktelefon an.

Langlois ließ sie gar nicht erst zu Wort kommen. »Wo stecken Sie denn jetzt schon wieder, in Gottes Namen?«, fragte er.

»In Nizza.«

»Und was treiben Sie dort?«

»Ich musste jemanden besuchen ...«

In seinem Ton schwang eine gewisse Erleichterung mit. »Ich dachte, Sie hätten sich endgültig aus dem Staub gemacht.«

»Wieso denn?«

»Das kann man bei Ihnen nie wissen.«

Diane ließ ein paar Sekunden verstreichen. In dieser Stille breitete sich ein unerwartetes Gefühl von Vertrautheit und Nähe aus, wie sie es noch mit keinem anderen Menschen erlebt hatte. Bevor sie womöglich in Tränen ausbrach, stieß sie hastig hervor: »Patrick, ich sitze in der Scheiße.«

»Sie verblüffen mich.«

»Das ist kein Witz. Ich muss Sie sehen. Ihnen was erklären.«

»Wann können Sie in Paris sein?«

»Vielleicht in drei Stunden.«

»Ich erwarte Sie in meinem Büro. Ich habe auch Neuigkeiten.«

Diane hörte aus seiner Stimme eine Sorge heraus, die ihr in dieser Eindringlichkeit neu war. »Was ist es? Was haben Sie herausgefunden?«

»Das erzähle ich Ihnen persönlich. Aber passen Sie auf sich auf.«

»Warum?«

»Weil Sie möglicherweise tiefer in diese Sache verwickelt sind, als ich dachte.«

»Wie bitte?!«

»Ich warte im Präsidium auf Sie.«

Diane verließ die Telefonzelle und trat durch die automatische Tür nach draußen. Die Straße war von einem Teppich aus welken roten Blättern bedeckt. Als sie in ihren Wagen stieg, hatte sie das Gefühl, als liege hinter ihr der Herbst persönlich auf der Lauer.

KAPITEL 41

Gegen neunzehn Uhr traf Diane Thiberge im Krankenhaus Necker ein. Didier Romans erwartete sie im Zustand äußerster Aufregung. Sie wollte zuerst Lucien sehen, doch der Anthropologe winkte ab. »Mit ihm ist wirklich alles in Ordnung«, versicherte er ihr. »Das hat Zeit. Zuerst haben wir etwas Dringenderes zu tun.« Sie waren auf dem Weg zum Lavoisier-Gebäude, wie sie mit einem Anflug von Unbehagen erkannte: Zu viele quälende Erinnerungen waren damit verbunden.

Als sie auf den CT-Raum zgingen, wuchs ihre Unruhe. Sie sah die weißen Mauern, die gleißenden Neonlampen vorüberziehen – wie eine weitere gerade Linie zur Gewalt.

»Bei meinen ersten Recherchen war mir schon etwas Seltsames aufgefallen«, begann der Anthropologe. »Aber ich wollte Sie nicht beunruhigen.«

Diane hätte beinahe angefangen zu lachen. Anscheinend hatten sich alle verschworen, sie nur ja nie zu beunruhigen, egal, was passierte. Das fröhliche Komplott der Unbeschwertheit.

Sie betraten den Untersuchungsraum, der voller Monitore und Konsolen war. Romans setzte sich an den Hauptrechner – wie der Gerichtsmediziner in jener Nacht, als van Kaen ermordet worden war. Mit mehreren Mausklicks rief er eine Datei auf und sagte: »Die Bilder sagen mehr als viele Worte.«

Diane lehnte sich an eine Metallstrebe, schon darauf gefasst, wieder die geschändeten Eingeweide des Deutschen auf dem Bildschirm erscheinen zu sehen. Doch zu ihrer großen Überraschung erschienen die Konturen zweier Hände. Es waren Kinderhände: zart und weiß, und auf dem leuchtenden Bildschirm wirkten sie wie lackiert.

Ohne einen Kommentar ließ Romans auf dem Monitor nun dasselbe Bild von der Unterseite erscheinen. Er positionierte den Rahmen auf die Fingerkuppen und vergrößerte den Aus-

schnitt, so dass die Hautstruktur sichtbar wurde.

»Ich hatte ja schon bei meiner anthropologischen Untersuchung Luciens Fingerabdrücke analysiert. Dabei sind mir bestimmte Narben aufgefallen, die mir relativ alt scheinen; sie befinden sich unter der obersten Schicht der Epidermis. Als wäre ... als wäre die Haut wieder darüber gewachsen, verstehen Sie?«

Er vergrößerte den Bildausschnitt noch einmal. Diane sah winzige Linien, vertikale und schräge, die nicht zum normalen Erscheinungsbild einer Fingerkuppe passten.

»Bei den Fieberkrisen«, fuhr der Anthropologe fort, »sind diese Anomalien deutlicher zum Vorschein gekommen, wie Madame Ferrer beobachtet hat. Und zwar blieben sie weiß, während sich die Fingerkuppen insgesamt rot färbten. Daguerre wurde selbst auf das Phänomen aufmerksam und rief mich an. Erst dann war mir klar, was da passierte.«

Die Fingerabdrücke füllten jetzt den gesamten Bildschirm: Das Muster war unübersehbar. Es sah aus wie Kratzspuren – wie eingeritzte Linien ...

»Tatsächlich befinden sich die Narben unter der obersten Hautschicht. Und sie bleiben deshalb weiß, weil sie, wie ich glaube, von Verbrennungen stammen. Totes Gewebe, das nicht mehr durchblutet wird. Der fieberbedingte Anstieg der Körpertemperatur hebt noch den Kontrast zwischen dem durchbluteten Gewebe und dem Narbengewebe hervor. Das ist ein bekanntes Phänomen: Narben und andere Male sind bei Fieber deutlicher sichtbar.«

Diane betrachtete das Muster der feinen Striche und fand, dass sich zwangsläufig der Gedanke an eine Schrift aufdrängte. Allerdings wirkten die Buchstaben, sofern es welche waren, halb verwischt – und vor allem seitenverkehrt, wie in einem Spiegel.

Der Anthropologe schien Dianas Gedanken zu lesen. »Ich habe zuerst an Buchstaben gedacht – als wären mit einer

glühenden Nadelspitze Buchstaben eintätowiert worden«, sagte er. »Aber die Schriftzeichen sind seitenverkehrt, und deswegen habe ich versucht, sie ›umzudrehen‹ und als Abdruck auf Papier zu entziffern. Ich nahm Lucien also mit einem Stempelkissen die Fingerabdrücke ab ...«

Das Bild auf dem Monitor veränderte sich: Es erschienen die mit Tinte eingefärbten Hautfurchen.

»Hier das Ergebnis. Wie Sie sehen, ist die Schrift immer noch umgekehrt.«

Dianes Hände umklammerten das Metallgestänge. Ihr wurde heiß und sie spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg. Romans gab erneut einen Befehl ein, und es erschien eine neue Darstellung auf dem Bildschirm. Die beiden Hände waren jetzt ganz schwarz, und die winzigen Schriftzüge erschienen deutlich sichtbar in Weiß.

»Das ist ein Infrarotbild. Wegen des Temperaturunterschieds zwischen durchblutetem Gewebe und Narben sieht man hier die Schrift sehr viel besser. Damit war mir endlich klar, worum es sich handelt.«

»Nämlich?«

»Es sind keine lateinischen, sondern kyrillische Buchstaben.«

Die vergrößerte Darstellung der Zeichen auf jedem Finger des Kindes füllte den gesamten Bildschirm, und man konnte Zahlen und Buchstaben des kyrillischen Alphabets erkennen.

»Was ... was bedeutet das?«, fragte Diane heiser.

»Das ist ein Datum auf Russisch. Ich hab's mir übersetzen lassen.«

Wieder ein Mausklick, und auf dem Bildschirm erschien die Schrift:

20. OKTOBER 1999

»Dieses Kind trägt eine Botschaft«, schloss der Anthropologe. In ratlosem Ton, in dem Unruhe mitschwang, fügte er hinzu: »Eine Botschaft, die mit Feuer eingebrannt wurde und die sozusagen darauf ›programmiert‹ ist, bei Fieber zum Vorschein zu kommen. Das ist ... total unglaublich und absurd. Tatsächlich führt der einzige Weg, um das Datum zu entziffern, über Luciens Fieber.«

Diane hörte den Erklärungen nicht länger zu. Ihre Gedanken rasten. Sie war sich plötzlich sicher, dass der zweite Lucien dieselben Brandmale trug. Die »Lüü-Si-An« hatten alle ein Datum in die Fingerkuppen eingebrannt, das nur erschien, wenn sie in Trance fielen. Sie waren Botschafter. Aber an wen richtete sich die Botschaft? Und was bedeutete sie?

Sie legte sich eine erste Antwort zurecht: Zweifellos war das Datum eine Nachricht an Männer wie Rolf van Kaen, Philippe Thomas und Jewgenij Talich – Männer, die einst im Team des Tokamak mitgearbeitet hatten und die Botschaft erwarteten, um an den Ort ihrer Vergangenheit zurückzukehren.

Eine andere Vermutung war: Diese Kinder waren inkognito, durch Vermittlung von Adoptionsorganisationen nach Europa gekommen, die – davon war sie überzeugt – ganz legal arbeiteten. Nun waren diese Institutionen ahnungslose Glieder einer Kette – wie sie selbst eines gewesen war, als sie den kleinen Lucien adoptierte. Während es Irène Pandove gelungen war, den Wächter von Jewgenij Talich zu sich zu holen, war dies Rolf van Kaen nicht beschieden gewesen; Diane Thiberge, eine junge Unbekannte, war ihm zugekommen, ohne es zu wissen. Das war der Grund, weshalb der Akupunkteur zu ihr gesagt hatte: »Dieses Kind muss leben.« Er wartete einfach darauf, dass die an ihn gerichtete Botschaft sichtbar würde, was nie der Fall gewesen wäre, wenn Lucien vor seinen Fieberschüben gestorben wäre.

Daraus ergab sich noch eine weitere Erkenntnis: Mit dem auf der Stadtautobahn herbeigeführten Unfall hatte Philippe Tho-

mas, der marxistische Spion, zu verhindern versucht, dass van Kaen das Datum erfuhr – um ihn von dem Stelldichein auszuschließen. Das alles schien verrückt, absurd, Furcht erregend, und doch fühlte Diane, dass es so sein musste.

Und dann gab es noch einen anderen, der ebenfalls ein Interesse daran hatte, die Rückkehr der Tokamak-Mitarbeiter zu verhindern. Und der dieses Ziel auf radikalste Weise verwirklichte: indem er ihr Herz bersten ließ.

Aus der Tiefe dieser schwarzen Abgründe erkannte Diane gleichwohl zwei deutliche Lichter.

Das eine war die Gewissheit, dass Lucien – *ihr* Lucien – außer Gefahr war. Man hatte zu verhindern versucht, dass er die Botschaft überbrachte, aber das zählte jetzt nicht mehr, das Datum war bekannt. Lucien war also nicht mehr im Spiel. Er hatte sozusagen seine Mission erfüllt.

Die andere Gewissheit stand paradoxerweise in Zusammenhang mit der Verstümmelung der Kinder, ihren verbrannten Händen. Es war grausam, niederträchtig, abstoßend – aber es war nicht übernatürlich. Nichts daran war eine paranormale Erscheinung. Die Wächter waren einfach kleine Jungen, denen man für immer ein Brandmal aufgeprägt hatte.

Benommen und etwas unschlüssig stand Diane da und dachte an Patrick Langlois. Sie war sich sicher, dass der Inspektor Dinge herausgefunden hatte, die ihre Hypothesen bestätigen und ihnen einen neuen Zusammenhalt verleihen würden.

»Ich bin gleich wieder da«, murmelte sie dem Anthropologen zu.

KAPITEL 42

Diane füllte das Besucherformular aus und durchschritt den Metalldetektor. Es war acht Uhr abends, und die Flure des Polizeipräsidiums waren menschenleer. Der Geruch nach Leder und altem Papier war intensiver denn je: so scharf und durchdringend, dass er sie eher an tierische Ausdünstungen denken ließ. Diane kam sich vor wie im Bauch eines Wals. Das rote Leder der Türen erinnerte sie an die organischen Wände und die horizontalen Schatten des Treppenhauses an die Barten, die quergestellten Hornplatten im Oberkiefer, die der Bartenwal anstelle von Zähnen hat.

Schnell war Diane vor dem Büro mit der Nummer 34 angelangt. Auf einem kleinen Pappschild stand der Name von Patrick Langlois, doch sie hatte die veloursbespannte Tür schon von weitem erkannt. Ein Lichtstrahl fiel durch die Ritze der angelehnten Tür. Sie klopfte. Das Geräusch wurde von dem Stoff weitgehend geschluckt. Mit zwei Fingern stieß sie die Tür auf.

Sie hatte geglaubt, sie sei gefeit gegen jede Angst, ja überhaupt gegen jedes Gefühl. Sie hatte geglaubt, sie habe sich ein für allemal in ein Gespinnst aus zarter, unsichtbarer Seide gehüllt, so unverwundlich wie die Spinnenfäden, die bei der Herstellung kugelsicherer Westen verwendet werden. Doch sie hatte sich geirrt. Als sie jetzt wieder in diesem dunklen Zimmer stand, in dem nur eine kleine Halogenlampe die gelackte Holzplatte des Schreibtisches aus unmittelbarer Nähe beleuchtete, wurde sie von Panik ergriffen.

Patrick Langlois saß vornübergebeugt auf seinem Stuhl, sein Kopf ruhte seitlich auf dem Schreibtisch. In seinen schwarzen Augen lag noch der gewohnte verschmitzte Ausdruck, doch sie blickten starr. Ebenso reglos war der gekrümmte Körper auf dem Sitz. Dianas erste Reaktion war Flucht. Doch als sie wieder an der Tür war, besann sie sich. Sie spähte nach rechts

und nach links in den Flur: keine Menschenseele. Sie kehrte ins Büro zurück, schloss die Tür und trat auf die Leiche zu.

Das Gesicht des Inspektors lag in einer Blutlache, die allmählich erstarrte wie Teer. Diane zwang sich, langsam durch den Mund zu atmen. Sie nahm ein Blatt Papier in jede Hand und hob vorsichtig den Kopf an, um einen Blick auf die Wunde zu werfen. Sie befand sich unter dem Kinn. Man hatte dem Inspektor die Kehle aufgeschnitten. Der Schlitz klappte wie ein schwarzer Schnabel über den Strukturen des Kehlkopfs, klebrig und dunkel. Sie wusste nicht, wie sie es schaffte, aber irgendwie gelang es ihr trotz des grässlichen Anblicks – und seiner Bedeutung –, eine gewisse Distanz zu wahren. Sie registrierte nur die Sekunden, die verstrichen, von denen jede eine neue Frage aufwarf: Wer hatte Langlois ermordet? War es wieder der einzelgängerische Mörder – die Person, die Menschen umbrachte, indem sie ihre Aorta zudrückte und das Herz zum Bersten brachte? Oder handelte es sich um einen Komplizen der Russen von der Stiftung? Die Dreistigkeit des Verbrechens verschlug ihr den Atem: Ein Mörder hatte es gewagt, einen Inspektor der Kriminalpolizei direkt im Präsidium zu ermorden.

Sie dachte an die Akte: diese Papierstöße, von denen Langlois sich nie getrennt hatte, die einen Teil der Wahrheit bargen. Sie begann blutige Gegenstände zu verschieben, blutbefleckte Papiere zu überfliegen, die auf dem Schreibtisch herumlagen, und dabei murmelte sie ununterbrochen vor sich hin, wie eine mystische Litanei: »Lucien, Lucien, Lucien ...« Alles, was sie tat, tat sie für ihn. Er war ihre Kraft, ihre Lebensquelle. Sie zog Schubladen heraus, prüfte Unterlagen, sah sich alles genau an. Sie kramte in der Aktentasche des Polizisten, durchsuchte die beiden Schränke in den dunklen Ecken. Nichts. Sie fand nichts. Ihr war klar, dass sie ohnehin nur der Form halber suchte: Der Mörder hatte selbstverständlich alles mitgenommen. Eben deswegen hatte er gemordet: um alle

Beweise und Indizien zu vernichten.

Sie warf einen letzten Blick auf das Gesicht des Mannes mit den silbrigen Haaren, das sich in der Blutlache undeutlich spiegelte. Am Telefon hatte er gesagt: »Möglicherweise sind Sie tiefer in diese Sache verwickelt, als ich dachte ...« Was hatte er denn herausgefunden? Sie war fassungslos, völlig verloren. Sie dachte an Irène Pandove. An Rolf van Kaen. An Philippe Thomas. An die drei Männer, die sie umgebracht hatte. Wie ließ sich ein derartiges Schlachtfeld erklären? Und ihre eigene Rolle bei dem Gemetzel? Sie sah sich selbst als Todesengel, der alles hinwegfegte, was ihm nahe kam. Ein heißes Brennen stieg ihr in die Augen. Sie hielt die Tränen zurück und stürzte hinaus in den Flur wie eine Schattengestalt.

Während sie durch den Korridor hastete, fiel ihr das Besucherformular wieder ein, das sie bei ihrer Ankunft ausgefüllt hatte. Sie war geliefert. Schwarz auf Weiß war sie nun als die Person registriert, die den Ermordeten zuletzt gesehen hatte. Sie musste fliehen. Hals über Kopf die Flucht ergreifen.

Diane durchquerte den Innenhof und entkam ungesehen durch eine Seitenpforte. Mit raschem Schritt folgte sie dem Quai des Orfèvres, dann dem Quai du Marché-Neuf und gelangte zum Platz vor der Kathedrale Notre-Dame. Vor dem Hôtel-Dieu blieb sie stehen. Das Krankenhaus war taghell erleuchtet: Das Licht, das durch die hohen Bogenfenster herausfiel, ließ die Fassaden hell schimmern und verbreitete eine eigenartige Festtagsstimmung, feierlich und unbeschwert zugleich.

Der Gedanke an Lucien durchfuhr sie wie ein Messerstich. Sie konnte ihn nicht allein lassen, selbst wenn sie nach wie vor überzeugt war, dass er außer Gefahr war. Wer würde ihn in der Welt der Lebenden begrüßen, wenn er wieder aufwachte? Wer würde sich um ihn kümmern? Mit wem würde er sprechen, bis Diane wiederkam – falls sie überhaupt wiederkam? Sie dachte an die junge Thailänderin der ersten Wochen.

Dann hatte sie eine andere Idee. Sie fand eine Telefonzelle und trat ein. Durch die Glasscheibe konnte sie die Leinwandbahnen sehen, mit denen das Gerüst um Notre-Dame verhängt war – die Straßenlaternen davor sahen aus wie lichtgefüllte Feigen. Einen kurzen Moment lang dachte sie an die Akupunktur und die Meridianpunkte, an denen die Lebensenergie des Körpers freigesetzt wird. In der Typologie von Paris hätte der Platz vor Notre-Dame ein solcher Punkt sein können. Ein Ort der Freiheit und des absoluten Freiseins.

Sie wählte die Nummer eines Funktelefons. Es läutete dreimal, dann ertönte die vertraute Stimme. Diane murmelte nur: »Ich bin's.« Augenblicklich brach eine Sintflut von Vorwürfen und Wehklagen über sie herein. Sybille Thiberge zog sämtliche Register – Zorn, Entrüstung, Mitleid, Kummer – und würzte sie mit einer Spur Gleichgültigkeit, um klarzumachen, dass sie die Situation letztlich im Griff hatte. Im Übrigen hörte Diane im Hintergrund das Stimmengewirr eines offiziellen Diners.

»Okay, Mama«, fiel sie ihr schließlich ins Wort. »Ich hab nicht angerufen, damit wir uns anschreien. Hör mir jetzt genau zu. Ich möchte, dass du mir was versprichst.«

»Ich soll dir was versprechen?«

»Ich möchte, dass du dich um Lucien kümmerst.«

»Lucien? Aber ... Ja, sicher, was hast du denn ...«

»Du musst auf ihn aufpassen. Ihn begleiten, bis er wieder gesund ist. Ihn beschützen, was immer passiert.«

»Ich verstehe überhaupt nicht, wovon du redest. Du ...«

»Versprich's mir!«

Sybille wirkte leicht aus der Fassung. »Ich ... ich verspreche es dir«, stammelte sie. »Aber du, was willst du ...«

»Ich muss dringend fort.«

»Was heißt fort?«

»Eine Reise, die sich unmöglich aufschieben lässt.«

»Beruflich?«

»Ich kann dir nichts sagen.«

»Meine Liebe, Charles hat mir erzählt, dass du ...«

Diane machte sich die heftigsten Vorwürfe, dass sie sich ihrem Stiefvater anvertraut hatte. Sie musste verrückt gewesen sein. Er hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun gehabt, als alles seiner Gattin zu erzählen, und gewiss hatten sie sich beide voll besorgter Anteilnahme über Dianas gefährdeten Verstand das Maul zerrissen. Sie stellte sich die beiden als zwei ineinander verschlungene Schlangen vor – pathetisch.

Ohne sich mit näheren Erläuterungen aufzuhalten, erwähnte Diane den zweiten Lucien. Ein siebenjähriger Junge, sagte sie, ebenfalls vor kurzem adoptiert, der seine Pflegemutter verloren habe. Sie gab Sybille Namen, Adresse, Telefonnummern durch und nahm ihr das Versprechen ab, sich nach diesem zweiten Waisen zu erkundigen.

Sie hätte ihre Mutter auch über die wahrscheinlichen weiteren Entwicklungen informieren müssen: die diversen Verdachtsmomente der Polizei gegen sie, die Toten auf ihrem Weg. Aber sie hatte keine Zeit mehr. Sie zögerte. Worte drängten nach oben und lagen ihr schon auf der Zunge, Worte der Entschuldigung, eine Bitte um Verzeihung wegen ihrer Aggressivität, ihrer Gehässigkeit, ihrer Feindseligkeit, doch sie brachte die Kiefer nicht auseinander. »Ich verlasse mich auf dich«, sagte sie schließlich. Dann legte sie auf.

Ein Geschmack wie von Asche füllte ihren Mund. Reglos stand sie da, an die Glasscheibe der Telefonzelle gelehnt, und stellte sich wieder einmal die Frage, die sie seit ihrer Jugend quälte: War es richtig, ihre Mutter so zu behandeln? War diese Frau wirklich für das ruinierte Leben ihrer Tochter verantwortlich? Statt einer Antwort brachte Diane nur unverständliche Flüche heraus.

Mit Blaulicht und heulender Sirene kamen zwei Polizeiautos die Rue de la Cité herauf. Das war eine Warnung. Wahrscheinlich war inzwischen Langlois' Leiche entdeckt worden. Sie wählte die Telefonauskunft und fragte: »Können Sie mich

direkt mit der Platzreservierung am Flughafen Roissy-Charles-de-Gaulle verbinden?«

Kurz darauf vernahm sie wieder ein Läuten in der Leitung, dann meldete sich eine weibliche Stimme. Diane musterte ihre linke Hand. Die blutigen Ränder unter den Fingernägeln. Die hervorstehenden Adern. Die Hand einer alten Frau, jetzt schon. Sie fragte: »Haben Sie die Möglichkeit, mir die nächste Maschine zu einem bestimmten Ort herauszusuchen, egal von welcher Fluggesellschaft?«

»Selbstverständlich, Madame. Wohin wollen Sie?« Wieder betrachtete sie ihre Finger, die Handfläche. Die Hand einer alten Frau. Aber eine Hand, die nicht mehr zitterte. »Moskau«, antwortete sie.

Dritter Teil

TOKAMAK

KAPITEL 43

Scheremetjewo-2, Ankunftshalle,
Der Internationale Flughafen von Moskau.
Zwei Uhr morgens, Freitag, 15. Oktober 1999.

Vor Kälte schauernd trotz ihres Parkas, folgte Diane dem Strom der Reisenden zur Gepäckausgabe. Sie hatte die letzte Aeroflot-Maschine um zweiundzwanzig Uhr dreißig genommen und befand sich jetzt auf russischem Boden. Ihr einziger Vorteil war, dass sie die Stadt kannte. Zweimal war sie schon hier gewesen – zum ersten Mal 1993, um an einem Kongress über die sibirische Fauna teilzunehmen, den die Moskauer Akademie der Wissenschaften veranstaltete; und das zweite Mal zwei Jahre später, auf der Durchreise zu einer Expedition auf der Halbinsel Kamtschatka. Auf dem Rückweg hatte sich Diane einen einwöchigen Aufenthalt in der Stadt genehmigt, aus dem eine fantastische, träumerische Besichtigung geworden war. Eine Woche war nicht viel. Zumindest aber erinnerte sie sich an den Namen des Hotels, in dem sie gewohnt hatte: Es war das *Ukrainia*.

Gegen drei Uhr morgens kam das Gepäck. Die niedrige, schlecht beleuchtete Halle hatte Ähnlichkeiten mit einem Grabmal. Leise murrend machten sich die Reisenden über den Haufen aufgetürmter Koffer her und suchten im Licht ihrer Feuerzeuge nach ihren Habseligkeiten.

Diane hatte ihre Reisetasche bald gefunden. In Paris hatte sie sich noch Zeit genommen, nach Hause zurückzukehren und die nötigsten Kleidungsstücke zusammenzuraffen; sie hatte auch ein Satellitentelefon, das ihr der Hersteller des Modells leihweise zur Verfügung gestellt hatte, und ihre kleine Dollarreserve eingepackt – achthundert Dollar –, dann hatte sie am Bankomat ihr Konto geleert: siebentausend Francs. Unmittelbar darauf hatte sie ein eigenartiges Gefühl der Befreiung verspürt – vielleicht so ähnlich, wie es der Selbstmörder empfinden

muss, wenn er vom Dach des Hochhauses springt.

Draußen vor dem Gebäude wurde ihr klar, dass sie im Herbst abgeflogen und im Winter gelandet war. Die Kälte war nicht nur ein Begleitumstand neben anderen, sondern spielte die Hauptrolle – unerbittlich und eisig umklammerte sie den Schädel und schnitt in die Hände. Über dem glänzenden Asphalt hingen erstarrte Nebelschwaden, und in der Ferne verbanden sich Himmel und Erde in der Dunkelheit zu einem lang gestreckten Scharnier aus Eis.

Ein Taxi war nirgends zu sehen, und Diane suchte auch keines. Sie kannte die Regeln. Sie ließ die Touristen hinter sich, und beim ersten privaten Fahrzeug, das vorbeikam, winkte sie heftig mit beiden Armen. Der Wagen fuhr weiter. Sie musste ihr Manöver noch drei Mal wiederholen, bis endlich ein Schiguli, der ohne jede Beleuchtung unterwegs war, anhielt. Der Name des Hotels und der Anblick von Dollarnoten überzeugten den Fahrer. Diane setzte sich auf einen zerfledderten Kunstledersitz, die Reisetasche auf den Knien, die Mütze tief in die Stirn gezogen, und war bald in der Dunkelheit der Nacht verschwunden.

Der Wagen fuhr eine von gespenstischen Birken gesäumte, menschenleere Straße dahin, durchquerte dann mehrere finstere Vorstadtviertel und kam schließlich auf die Umgehungsstraße. Anstelle der Nebelfetzen vom freien Feld waberten nun der Rauch von Lagerfeuern und die Auspuffgase der Lastwagen über die Straße. Ohne Scheinwerfer betrug die Sichtweite allenfalls fünf Meter. Von Zeit zu Zeit donnerte mit ohrenbetäubendem Lärm und hydraulischem Ächzen ein Schwertransporter vorüber, und Diane spürte eine Panik in sich aufsteigen, die aus ihrer jüngsten Vergangenheit stammte – die Erinnerung an den Unfall. Der Fahrer, der sein Gesicht mit einer Skimütze ver mummt und während der ganzen Fahrt noch kein einziges Mal den Mund aufgemacht hatte, schien die Nervosität seiner Mitfahrerin zu spüren und schaltete das Radio ein. Eine unge-

stüme Hard-Rock-Nummer dröhnte aus dem Lautsprecher und fügte dem Geholper über Schlaglöcher und Furchen im Asphalt das Vibrieren der Bässe hinzu. Diane war nahe daran zu schreien, als der Mann bei der nächsten Ausfahrt zur Stadt abbog.

Allmählich fand Diane ihre Orientierung wieder: Vom Norden her folgte man dem Lenin-Boulevard bis ins Zentrum. Auf einmal leuchteten Myriaden von Lichtern – glitzernde Schaufenster, die wie Schatzhöhlen ihre Kostbarkeiten zur Schau stellten, Logos und Werbeslogans riefen zum Konsum, die ganze Stadt schmückte sich mit Neonlichtern und Fluoreszenz. Diese überschwängliche Begeisterung für elektrischen Strom war wie ein nächtliches Augenzwinkern des Kapitalismus, der hier Tag für Tag an Terrain gewann: Es herrschte geradezu ein Zwang zur Verschwendung, der demonstrierte, dass die Zeiten des Sparens und der Einschränkung vorbei waren – auch wenn die meisten Moskowiter nicht wussten, wovon sie am nächsten Tag satt werden sollten.

Diane wunderte sich jetzt, dass der Fahrer weiterhin nach Süden durch den Nebel fuhr. Er hätte nach Westen abbiegen sollen, Richtung Minsk ... Auf einmal war wieder alles dunkel. In diesem Viertel gab es so viele Kirchen, dass sie sich Seite an Seite zusammendrängten oder einander in den engen Gassen gegenüber standen. Diane erkannte die verwitterten Fassaden, die schwarzen Jochbögen, die Portale, die mit der Dunkelheit verschmolzen. Hinter Gerüsten ließen Heiligenfiguren ihre schartigen Leiber, ihre gefurchten Gesichter, ihre schweren steinernen Umhänge sehen, starr wie nasse Mäntel. Diane war zunehmend beunruhigt und fragte sich, ob der Fahrer womöglich die Absicht hatte, sie in irgendeine finstere Gasse zu verschleppen und auszurauben.

Doch als der Wagen um eine Ecke bog, waren sie unversehens auf dem Roten Platz, und Diane stockte der Atem: Vor ihr ragte der Kreml mit seinen karminroten Bollwerken, seinen

vergoldeten Kuppeln auf. Der Fahrer fing schallend zu lachen an, und sie begriff, dass er ihr das Juwel seiner Stadt hatte zeigen wollen. Den Kopf eingezogen, den Kragen zum Kinn hochgeschlagen, musste sie zugeben, dass sie selig war, hier zu sein. Der Wagen folgte der Uferstraße entlang der Moskwa, bog dann in den Kutusowski-Prospekt ein, überquerte den Lubjanka-Platz – Diane erinnerte sich an die Straßennamen – und blieb schließlich unter der Leuchtschrift des Hotels *Ukraina* stehen, die in die Nacht hineinperlte wie eine riesige Brausetablette in abgestandenem Wasser.

Zu den Klängen von Led Zeppelins *Stairway to Heaven* verabschiedete sich Diane von ihrem Fahrer, der stumm und gesichtslos blieb. An der Hotelrezeption füllte sie das Anmeldeformular aus, dann fuhr sie mit dem Aufzug in den achten Stock hinauf. In ihrem Zimmer angelangt, fand sie es unnötig, das Licht einzuschalten: Das Parlamentsgebäude direkt gegenüber wurde derart intensiv angestrahlt, dass die gesamte Nachbarschaft taghell erleuchtet war.

Das Zimmer entsprach ihrer Erinnerung an das Hotel. Vier Quadratmeter groß, Vorhänge und Bettüberwurf aus demselben roten Musselin, ein Geruch, der sich aus gebratenem Fett, Schimmel und Staub zusammensetzte. Russischer Schick. Nur im Badezimmer prangten neue Kacheln und auffallend hübsche Armaturen. Sie stellte sich unter die sengend heiße Dusche: Das war alles, was sie jetzt brauchte. Betäubt von der Hitze, zerschlagen am ganzen Körper, kroch sie zwischen die rauen Laken und schlief auf der Stelle ein.

Eine Nacht ohne Träume und ohne Grübeleien.

Das war schon mal nicht schlecht.

KAPITEL 44

Als Diane die Augen aufschlug, war ihr Zimmer von gleißendem Sonnenlicht erfüllt. Sie sah auf die Uhr: zehn Uhr vormittags. Sie fluchte heftig, sprang aus dem Bett, verhedderte sich mit den Füßen in ihrer Reisetasche, dann stieß sie sich an der Tischkante, bis sie endlich im Bad war. Sie duschte noch einmal, zog sich rasch an und öffnete das Fenster.

Die Stadt lag vor ihr.

Diane sah die Moskwa, deren schwarzes Wasser im morgendlichen Licht funkelte, sie sah die orthodoxen Kirchen, die stalinistischen Wolkenkratzer, die halb fertigen Gebäude, über denen die Kräne aufragten, als wollten sie in Höhe und Feierlichkeit mit den Häusern wetteifern. Vor allem nahm sie die dröhnende Kulisse der Stadt in sich auf, diesen konfusen Ansturm von Lärm, grauem Alltag, durcheinander wehenden beißenden Gerüchen, der jede Megalopolis kennzeichnet und hier vielleicht noch brutaler, noch überwältigender war. Sie blickte hinunter auf den Kutusowski-Prospekt, über den Hunderte von Autos fuhren. Sie schloss die Augen und vereinigte sich im Geist mit diesem summenden Gewoge, und empfand dabei ein Entzücken, das ihr bewies, dass sie immer, trotz ihrer Reisen, trotz ihrer Leidenschaft für das Leben der Tiere, eine Großstädterin bleiben würde.

Als die Kälte ihr bis in die Knochen gedrungen war, schloss Diane das Fenster und konzentrierte sich auf den Zweck ihrer Reise. Sie besaß nur noch eine einzige Gewissheit: Alle Fäden dieses Alptraums liefen im Tokamak zusammen – die Rückkehr der einstigen Mitarbeiter zum Reaktor; die sonderbare Rolle der Wächter, die irgendeine geheimnisvolle Macht ausgesickt hatte, um die Männer zu benachrichtigen; und sogar der Mörder, dem anscheinend, einer nach dem anderen, alle zum Opfer fielen, die mit dem Forschungslabor einst zu tun gehabt hatten.

Sie hatte sich eine Strategie ausgedacht, um mit ihren Nachforschungen zu beginnen, eine ganz einfache, aber realistische Vorgehensweise. Zuerst bestellte sie ein Frühstück, dann setzte sie sich mit der französischen Botschaft in Verbindung und fragte nach dem wissenschaftlichen Attache – alle diplomatischen Vertretungen beschäftigen neben den traditionellen Kulturattachés einen Wissenschaftsbeauftragten. Bereits nach einer Minute tönte eine autoritäre Stimme aus dem Hörer. Diane nannte ihren – richtigen – Namen und stellte sich als Journalistin vor.

»Im Auftrag welcher Zeitung?«, unterbrach sie die Stimme.

»Äh ... Ich bin freie Mitarbeiterin.«

»Freie Mitarbeiterin bei welchem Blatt?«

»Freie Mitarbeiterin bei mir selbst.«

»Aha, von dieser Sorte«, knurrte der Mann.

Diane wechselte den Ton. »Können Sie mir jetzt eine Auskunft geben oder nicht?«, fragte sie.

»Ich höre.«

»Ich brauche Informationen über Tokamaks. Das sind Kernfusionsre...«

»Ich weiß sehr gut, was das ist.«

»Na gut. Dann wissen Sie vielleicht, wo man die Archive dieser Labors finden kann? Es gibt doch sicher eine Akademie in Moskau, wo ...«

»Das Kurschatow-Institut. Dort werden sämtliche Unterlagen zur Forschung über kontrollierte Kernfusion aufbewahrt.«

»Geben Sie mir die Adresse?«

»Können Sie Russisch?«

»Nein.«

Der Wissenschaftsbeauftragte brach in Gelächter aus. »Was für Recherchen sollen das denn werden?«

Diane bemühte sich, ruhig zu bleiben. In demütigem Ton fragte sie: »Wissen Sie vielleicht einen Dolmetscher für mich?«

»Ich weiß noch was Besseres. Einen jungen Russen, Experten für Kernfusion. Kamil Goroschow. Er spricht perfekt Französisch. Er war auf mehreren Forschungsreisen in Frankreich.«

»Und Sie meinen, er wäre bereit, mir zu helfen?«

»Haben Sie Geld?«

»Ein bisschen.«

»Dollars?«

»Ja, Dollars.«

»Dann ist es kein Problem. Ich rufe ihn sofort an.«

Diane bedankte sich und gab ihm ihre Telefonnummer und Adresse durch. In der nächsten Minute kam das Frühstück. Im Schneidersitz auf dem Bett verschlang sie altbackene Brötchen und genoss den Tee, der viel zu lange gezogen hatte. Er wurde in einem Glas mit einem Henkel aus ziseliertem Silber serviert:

Allein dieses Detail wog für sie alle Croissants der Welt auf. Sie fühlte sich merkwürdig leicht und besänftigt – als hätte der nächtliche Flug eine unüberwindliche Schutzmauer zwischen ihr und den Ereignissen in Paris errichtet.

Das Telefon läutete: Kamil Goroschow erwartete sie in der Eingangshalle.

Die Halle des *Ukrainia* trug noch die Spuren stalinistischer Pracht. Die Sonne, die durch die hohen Fenster hereinschien, verwandelte die Gardinen in reinweiße Stalaktiten, während auf dem marmornen Fußboden irisierende Lichter schillerten. Diane entdeckte einen jungen Burschen in einem viel zu großen Anorak, der vor der Rezeption auf und ab marschierte. Er warf fortwährend Blicke nach rechts und nach links, wie ein Landstreicher auf der Flucht.

»Kamil Goroschow?«

Der Mann fuhr herum. Er hatte Katzenaugen und lange, schwarzseidene Haare. Statt einer Antwort fegte er sich nervös eine Haarsträhne aus der Stirn. Auf Französisch stellte Diane sich vor. Der Russe lauschte in einer Haltung, die halb arg-

wöhnisch und halb angriffslustig war. Sie zögerte: Sie war sich gar nicht mehr sicher, dass sie die richtige Person angesprochen hatte. Doch der Katzenmensch fing unvermittelt zu sprechen an und fragte in einem energischen Französisch: »Sie interessieren sich für die Tokamaks?«

»Für den TK 17«, präzisierte Diane.

»Den Schlimmsten von allen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Den Leistungsfähigsten. Er ist der einzige, der immerhin für ein paar tausendstel Sekunden die Fusionstemperatur der Sterne erreicht hat.«

Er warf ihr ein beunruhigendes Grinsen unter seinem Kosakenschnurrbart zu, dann ließ er einen missbilligenden Blick durch die Hotelhalle schweifen, als rief er die gesamte Lobby zum Zeugen, und Diane hatte den Eindruck, als nährte sich seine ganze eindrucksvolle Erscheinung ausschließlich von finsternen Gedanken.

»Sie kennen die Sage von Prometheus?«, fragte er unvermittelt.

Ein Russe, der in einer verstaubten Hotelhalle aus heiterem Himmel mit einer Unbekannten über griechische Mythologie plaudern will – mit allem hätte sie eher gerechnet als damit. Aber sie spielte mit: »Der Mann, der den Göttern das Feuer gestohlen hat?«

Wieder ein Grinsen, wieder ein Versuch, die widerspenstige Haarsträhne zu bändigen. Kamil schien Dianas Blutergüsse und Pflaster gar nicht zur Kenntnis zu nehmen – das war nicht seine Welt.

»In der griechischen Antike«, antwortete er, »war es eine Legende. Heute ist es Realität. Die Menschen versuchen tatsächlich den Sternen ihre Geheimnisse zu stehlen. Die Archive des TK 17 lagern in einem Anbau des Kurschatow-Instituts im Süden der Stadt. Sie zahlen mir einmal Volltanken, und ich fahre sie hin.«

Diane warf ihm ein strahlendes Lächeln zu. Er hatte bereits kehrtgemacht und ging auf die lichtüberflutete Drehtür zu. Sie heftete sich an seine Fersen, während sie in ihren Parka schlüpfte. Nichts vermochte ihre Stimmung zu beeinträchtigen. Sie hatte es im Gespür: Dieser Moskau-Besuch versprach ergiebig zu werden.

KAPITEL 45

Kamil fuhr einen heruntergekommenen R5, dem er jedoch offenbar noch immer Höchstleistungen abringen konnte. Nach einigen Kurven bog das Auto in eine achtspurige Prachtstraße ein. Diane erinnerte sich an das neblige Viertel mit den vielen Kirchen, das sie in der vergangenen Nacht durchquert hatte; wie völlig anders jetzt alles aussah! Zu beiden Seiten der breiten Straße reihten sich Backsteinblocks, Würfel mit gläsernen Fassaden und regelrechte Wolkenkratzer in einer endlosen Fluchtlinie schnurgerade aneinander.

Sie überquerten den Fluss und kamen zu einem großen Platz, über den der Verkehr donnerte. Auf die Kolossalbauten folgten Schlafstädte in tristen Farbtönen, die das Sonnenlicht zu verschlucken schienen, um ihre eigene Trostlosigkeit zu nähren. Sie kamen an Spielbanken vorbei, an einem Bahnhof mit marmorner Fassade, am Stadion von Dynamo Moskau. Dann wechselten sie zu einer anderen breiten Straße, in die Fußgängerwege mündeten.

Voller Staunen beobachtete Diane die Menschenmenge. Ströme von Tschapkas, Mützen, Schals, aufgestellten Fellkragen präsentierten sich in allen Materialien, allen Farben: Wolle, Filz, Leder, Pelz ... Durch die angelaufenen Scheiben gewannen die farbigen Flecken, wie kristallisiert von der Kälte, an Präzision und Leben. Sie dachte an die Klischeevorstellung

von den trübseligen Mienen, den traurigen Gestalten in Moskau und fand nichts davon bestätigt, im Gegenteil – diese Vielfalt wirkte auf sie belebend, wie ein Tonikum. Ihr war heiß und kalt zugleich, und sie musste unwillkürlich an die eisgekühlten Schnapsgläser denken, die einem, noch ehe sie gefüllt wurden, die Aussicht auf glückselige Trunkenheit verhiessen.

Ohne den Blick von der Straße zu wenden, fragte Kamil: »Was genau wissen Sie über den TK 17?«

»Nichts, oder so gut wie nichts«, erwiderte Diane. »Dass er der größte Kernfusionsreaktor der UdSSR war. Eine von den Sowjets entwickelte Technik zur Erzeugung eines Plasmas, um langfristig die Kernspaltung zu ersetzen. Ich weiß außerdem, dass der Forschungsreaktor 1972 den Betrieb eingestellt hat und der damalige Leiter ein Physiker asiatischer Herkunft war, ein gewisser Jewgenij Talich, der irgendwann in den Achtzigern in den Westen übergelaufen ist.«

Der junge Physiker glättete seinen Schnurrbart. »Und wieso interessieren Sie sich dafür?«, fragte er.

»Ich mache eine Reportage über sowjetische Forschungsprojekte«, improvisierte Diane. »Die Tokamaks sind ein Gebiet, das bei uns nicht sehr bekannt ist, und ...«

»Warum der TK 17?«

Darauf wusste sie keine Antwort. Doch dann fiel ihr das Foto von dem kleinen Mann mit seiner alten Tschapka wieder ein, und sie sagte: »Mich interessiert vor allem Jewgenij Talich. Ich würde ihn gern porträtieren, sozusagen exemplarisch für die damaligen Wissenschaftler.«

Der Russe bog auf die Umgehungsstraße ein. In der Sonne wirkten die schwärzlichen Abgaswolken und die schmutzigen Farben der Fahrzeuge noch düsterer als in der Nacht zuvor. In seinem erstaunlich akzentfreien Französisch antwortete Kamil: »Talich ist eher atypisch für die russische Landschaft. Er war sozusagen die Rache der asiatischen Völker am Sowjetreich. In der gesamten Geschichte des Kommunismus gab es keinen

zweiten seines Kalibers. Vielleicht noch Schugderdemidyn Gurragschaa, der erste mongolische Kosmonaut, aber das war 1981, und da hatten sich die Zeiten schon geändert ...«

»Woher stammt denn Talich?«

»Er ist Tsewene.«

Diane fuhr auf. »Sie meinen, er stammt aus derselben Gegend, wo der Tokamak steht?«

Kamil stieß einen halb verärgerten, halb belustigten Seufzer aus. »Ich sehe schon, wir müssen ganz von vorn anfangen«, sagte er. Dann holte er Luft und begann: »In den dreißiger Jahren waren die stalinistischen Repressionen bis an die Grenzen Sibiriens und das Gebiet der Mongolei vorgedrungen. Es sollte alles vernichtet werden, was sich dem Kreml auf seinem Weg zur Macht in den Weg stellte. Die Lamas, die großen Viehzüchter, die Nationalisten wurden verhaftet. 1932 revoltierten die Mongolen. Die sowjetische Armee überrollte den Aufstand mit Panzern. Die Nomaden waren zu Pferd und besaßen keine anderen Waffen als Gewehre und Knüppel. An die vierzigtausend Menschen wurden niedergemetzelt. Übrig blieb ein Volk ohne Herrscher, ohne Ideen, ohne Religion. 1942 setzten die Sowjets per Dekret die russische Sprache und das kyrillische Alphabet durch.

Von da an wurden alle Kinder der Steppe und der Taiga in die Schule geschickt. Ziel war es, die Mongolen und die angrenzenden Völker ins große sowjetische Volk einzugliedern. Und auf diese Weise wird Ende der fünfziger Jahre ein Junge – wie viele andere auch – aus der Region Tsagaan-Nuur im Norden der Mongolei nach Ulan-Bator geschickt und dort eingeschult. Er ist zwölf Jahre alt und trägt den russischen Namen Jewgenij Talich. Bereits von Anfang an stellt er außergewöhnliche Fähigkeiten unter Beweis. Mit fünfzehn geht er nach Moskau. Er tritt in den Komsomol ein, die kommunistische Jugendorganisation, und schreibt sich an der naturwissenschaftlichen Fakultät für Mathematik ein. Mit siebzehn sattelt

er auf Kern- und Astrophysik um. Zwei Jahre später liefert er seine Doktorarbeit über die Tritium-Kernfusion ab. Talich wird der jüngste naturwissenschaftliche Doktor in der UdSSR.«

Diane empfand eine Anwandlung von Sympathie für diesen Sohn der Wälder, der sich zum Atomphysiker entwickelt hatte.

»1965«, fuhr Kamil fort, »wird der hochbegabte junge Wissenschaftler nach Tomsk geschickt; dort steht der TK 8. Zu der Zeit experimentieren die Fusionsreaktoren mit Deuterium, einem anderen Wasserstoffatom; inzwischen verspricht man sich allerdings von Tritium mehr Erfolg. Das ist Talichs Spezialgebiet. Zwei Jahre später wird er in eine wichtige Forschungsanlage versetzt, die wichtigste überhaupt: Es geht um Planung und Bau des TK 17, des größten weltweit je gebauten Fusionsreaktors. Zunächst arbeitet er in der Truppe mit, die für Entwicklung und Steuerung des Reaktors zuständig ist, dann, 1968, leitet er höchstpersönlich die ersten Versuche. Beachten Sie bitte, dass er erst vierundzwanzig ist.«

Der Russe fuhr jetzt auf der Autobahn; unmöglich zu erraten, in welche Richtung. Diane sah die kyrillischen Hinweisschilder vorüberziehen und lauschte dem Vortrag des Physikers, der bei diesem Thema offenbar in seinem Element war.

»Am unglaublichsten dabei ist«, erzählte er weiter, »dass der Reaktor in Talichs Heimat steht, in Tsagaan-Nuur.«

»Wieso eigentlich?«

»Eine zusätzliche Vorsichtsmaßnahme der Sowjets. Der Westen fing allmählich an, ihre geheimen Forschungszentren ausfindig zu machen, diese Industrie- und Militärstädte in Sibirien, die auf keiner Karte je erwähnt wurden, aber Millionen Einwohner hatten, wie Nowosibirsk zum Beispiel. Einen Reaktor in der Mongolei zu bauen war die Garantie dafür, dass man dort wirklich vor allen Blicken, vor allen Beobachtern geschützt war. Talich der Nomade kehrte also als großer Wissenschaftler in seine Heimat zurück, und mit einem Schlag war er der Held seines Volkes.«

Sie fuhren jetzt über eine schlecht geteerte Straße voller Schlaglöcher und Frostsprünge von den vergangenen Wintern. Schwarze Felder, wie zusammengekrümmt über ihren Furchen, erstreckten sich in endloser Trübsal. Manchmal tauchten Frauen mit grellbunten Kopftüchern auf, wie unerwartete Blumen. Dann bog Kamil jäh in einen Feldweg ein, und Diane erblickte zu ihrer Verwunderung ein hohes, goldverziertes Tor, hinter dem sich Spazierwege und Rasenflächen abwechselten, alles in relativ gutem Zustand. Am Ende erhob sich ein großes Palais, dunkelrot gestrichen, das aus dem neunzehnten Jahrhundert stammen musste. Dass eine Architektur wie diese bis ins postkommunistische Russland überdauern konnte, hätte sie sich im Traum nicht vorgestellt.

»Machen Sie nicht so ein Gesicht«, bemerkte Kamil, während er auf dem kiesbestreuten Vorplatz parkte. »Die Sowjets haben nicht systematisch alles kaputtgemacht.«

Es war eigentlich kein Palais, sondern eher ein Jagdschlösschen, ziemlich groß allerdings, mit Fenstereinfassungen aus weißem Stein, Säulenvorbau, Stuckornamenten, eingerahmt von schmalen Türmchen mit runden Dächern. Sie stiegen ein paar Stufen hinauf und traten auf die mit hellem Kies bestreute Terrasse. Links stand ein uniformierter Wächter in einer Nische. Kamil grüßte ihn flüchtig und sperrte eine der verglasten Türen an der Freitreppe auf: Er besaß einen eigenen Schlüssel.

Sie gelangten in einen großen sechseckigen, mit Marmor verkleideten Vorraum. Von der Decke hing ein funkelnder Kristalllüster herab, linker Hand führte eine großzügig geschwungene Treppe in den ersten Stock hinauf. Dort oben gaben halb offene Türen den Blick auf große Schwarzweißfotografien von Industrieanlagen frei. Turbinen aus poliertem Kupfer standen auf Sockeln wie Venusstatuen. Diane nahm an, dass sich dort oben ein Museum für kontrollierte Kernfusion befand.

Zielstrebig ging Kamil nach rechts. Sie durchquerten mehrere Räume, über deren Mauern sich Sprünge zogen, doch noch immer empfingen den Besucher die alten Holzpaneele und Statuen, die Alkoven, in denen einst junge Gräfinnen ihre Taschentücher verloren hatten, die Sessel, in denen die Fürsten ihre Schmetterlingsnetze hatten liegen lassen ...

Kamil ging weiter, halb vergraben in seinem Anorak; er wirkte wie ein Kätzchen, das seine Besitzer im Haus zurückgelassen haben. Sie stiegen eine schmale Treppe hinunter, und die Kälte nahm abrupt zu. Unten versperrte ein Gitter mit Vorhängeschloss den Durchgang. Dahinter lag ein Gewölbe im Halbdunkel, die Wände verstellt mit Metallregalen; hier befand sich das Archiv.

Während Kamil das Gitter aufsperrte, sagte er: »Hier wird das Mikroklima aufrechterhalten, das für die Konservierung von Papier unerlässlich ist. Siebzehn Grad. Fünfzig Prozent Feuchtigkeit. Sehr wichtig.«

Er schaltete eine Deckenlampe an, die ein gedämpftes Licht verbreitete: graue Akten, wohin das Auge reichte, zu Abertausenden. Sie drängten sich in den Regalen, waren in Eisenschränke gestopft, stapelten sich auf dem Fußboden. Es gab hier auch Bücher, ganze Buchreihen mit goldgeprägten Rücken, die in den schattigen Winkeln schimmerten. Alte Zeitungen, zu Bündeln geschnürt, drängten zum Ansturm gegen die Kellergewölbe.

Sie gingen weiter bis ans Ende des Kellers. Kamil tastete nach dem Schalter, und gleich darauf flammte ein unwirkliches violettes Licht auf, das einen kleinen, fensterlosen Raum mit aufgereihten, resopalbeschichteten Pulten ausleuchtete.

»Bleiben Sie, wo Sie sind«, flüsterte der Physiker.

Er verschwand und tauchte unmittelbar darauf wieder auf, in den Armen einen riesigen Karton, den er auf einem Tisch abstellte. Er nahm mehrere stockfleckige Akten heraus, die mit Stoffriemen zusammengebunden waren. Er öffnete sie und

blätterte geschickt darin, völlig gleichgültig gegen den aufwirbelnden Staub. Diane spürte die Vergangenheit körnig zwischen ihren Zähnen knirschen.

Schließlich hatte er gefunden, wonach er suchte. Er hielt ihr ein Schwarzweißfoto hin und sagte voller Stolz: »Die erste Luftaufnahme des TK 17, der Maschine, die die Sterne nachahmt.«

KAPITEL 46

Es war ein Kreis. Ein riesiger steinerner Ring mit gut hundert Metern Umfang am Fuß eines felsigen Gebirgsausläufers. Rundum scharten sich kleinere Gebäude, die sich bis an den Rand der umliegenden Wälder hinstreckten und eine geometrische graue Siedlung bildeten. Im Nordwesten der Anlage waren die hohen Turbinen eines Wasserkraftwerks zu erkennen, direkt neben den Wasserfällen, die über die Felswände herabstürzten.

»Wie ein Tokamak funktioniert, wissen Sie, oder?«

»Absolut nicht. Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.«

Der Physiker grinste, dann deutete er auf den Betonring. »In diesem Ring«, erklärte er, »befindet sich eine Vakuumkammer, die direkt von dem Elektrizitätswerk versorgt wird, das Sie hier sehen. Stellen Sie sich einen riesigen Stromkreis vor, ein Kabel, das sich sozusagen in den eigenen Schwanz beißt, dann haben Sie eine Vorstellung, was dieser Tokamak war. Der Strom kommt mit einer Stärke von mehreren Millionen Amperen und heizt durch magnetische Kompression im Bruchteil einer Sekunde den Stromkreis auf über zehn Millionen Grad auf. Daraufhin wird ein Gasgemisch eingeleitet, das im Wesentlichen aus dem Wasserstoffisotop Tritium besteht. Durch die Hitze und den Druck geraten die Atome in der Kammer in rasende Bewegung und erreichen beinahe Lichtgeschwindigkeit.

keit, so dass sie ionisiert und damit elektrisch leitend werden. Und dann passiert das Wunder: Die Elektronen trennen sich von ihren Kernen, das heißt, die positiv geladenen Ionen und die Elektronen sind nicht mehr zu Atomen kombiniert, sondern verhalten sich wie die Mischung zweier Flüssigkeiten, und diesen Zustand der Materie nennt man Plasma. Die Temperatur steigt weiter, und es ereignet sich das zweite Wunder: Die Tritiumkerne verschmelzen und verwandeln sich in neue Atome – Heliumisotope. Aber in Wirklichkeit, und das habe ich Ihnen schon gesagt, ist das nur ein einziges Mal passiert.«

»Welchem Zweck diene das Experiment?«

»Langfristig hätte die Kernfusion eine geradezu titanische Energie liefern sollen, viel mehr als unsere gegenwärtigen Kernkraftwerke. Und das Ausgangsmaterial ist in sehr großen Mengen im Meerwasser vorhanden. Leider wurde die Anlage 1972 stillgelegt, und die Russen haben sich seither nicht mehr für die Technik interessiert. Zwar forschen die Europäer in dieser Richtung weiter, aber bislang hat noch niemand ein befriedigendes Ergebnis erzielt, das heißt eine positive Energiebilanz: Es wurde immer mehr Energie hineingesteckt, als herauskam.«

Diane versuchte zu schlucken, doch vom Staub waren Kehle und Mund ausgedörrt. »Und ... war das gefährlich?«, fragte sie. »Ich meine, wurde Radioaktivität freigesetzt?«

»In der Kammer ja. Durch die Neutronenbombardierung luden sich die Materialien, aus denen die Maschine besteht, Kobalt zum Beispiel, radioaktiv auf, und diese Radioaktivität hält sich ein paar Jahre. Aber abgesehen davon bestand keine Gefahr, denn die Wände der Kammer – Blei und Kadmium – absorbierten die Neutronen.«

Diane konnte sich nicht vorstellen, wie Rolf van Kaen, Arzt und Akupunkteur, und Philippe Thomas, Psychologe und wieder ausgebürgerter Dissident, in diese Umgebung passen sollten.

»Ich habe die Namen von zwei Personen, die, glaube ich, in dieser Anlage gearbeitet haben«, sagte sie. »Können Sie nachprüfen, ob sie dem damaligen Team angehörten?«

»Kein Problem.«

Diane buchstabierte die Namen der beiden Männer und nannte ihr jeweiliges Fachgebiet. Kamil blätterte in seinen Listen. Das Papier zerfaserte unter seinen Fingern wie altes Pergament.

»Sie stehen nicht drin«, sagte er schließlich.

»Sind die Listen vollständig?«

»Ja. Wenn sie im Tokamak selber gearbeitet haben, müssten sie drinstehen.«

»Was meinen Sie?«

»Na, die Anlage des TK 17 war ja riesig! Eine Stadt für sich. Tausende haben hier gearbeitet. Und es gab Nebenabteilungen.«

Diane sah einen Hoffnungsschimmer. »Was für Abteilungen? Könnten van Kaen und Thomas in einem anderen Bereich der Anlage beschäftigt gewesen sein, auf ihrem jeweiligen Fachgebiet?«

Kamil trommelte mit den Fingerspitzen auf seinen Akten. Seine mandelförmigen Augen funkelten verschmitzt. »Ein Akupunkteur und ein Psychologe: Sie könnten dem allergerheimsten Bereich des TK 17 angehört haben. Darin ging es um Parapsychologie.«

»Wie bitte?«

»Es gab hier auch ein Labor für experimentelle Psychologie. Ein Betriebsbereich, der sich mit unerklärlichen Wahrnehmungs- und Beeinflussungsphänomenen befasste. Telepathie, Hellsehen, Psychokinese ... Dafür gab es damals in der Sowjetunion mehrere Zentren.«

Es war, als hätte sich unversehens eine Tür geöffnet, von deren Existenz Diane nichts geahnt hatte, und dahinter strahlte ein gleißendes Licht. »Und was für Experimente wurden in

diesem Labor durchgeführt?«, fragte sie.

Der Mann zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht genau, es ist nicht mein Fachgebiet. Ich glaube, Psychologen und Physiker haben versucht, veränderte Bewusstseinszustände herbeizuführen, beispielsweise unter Hypnose, und Psi-Phänomene hervorzurufen, wie telepathische Beziehungen oder Heilungen durch Magnetismus. Sie untersuchten sie vom physiologischen Aspekt her, aber auch aus magnetischer und elektrischer Sicht ...«

»Aber warum war so ein Labor an einen Tokamak angeschlossen – das hat doch nichts miteinander zu tun?«

Kamil fing an zu lachen. »Wegen Talich! Er war auf diese Grenzbereiche geradezu versessen! Neben seiner Arbeit in der Kernfusionsforschung hat er selbst sich mit der von ihm so genannten Bioastronomie beschäftigt: dem Einfluss der Sterne auf den menschlichen Körper, die Temperamente ...«

»Wie die Astrologie?«

»In einer wissenschaftlicheren Form. Zum Beispiel interessierte er sich für die hypothetische Wechselwirkung zwischen Gehirn und Sonnenmagnetismus. Anscheinend besteht eine statistische Beziehung zwischen der Sonnenaktivität und der Zunahme von Unfällen, Selbstmorden, Herzinfarkten ... Soweit ich weiß, war Talich selbst sehr begabt auf diesem Gebiet. Er konnte sogar astronomische Phänomene vorhersagen, wie zum Beispiel eine Eklipse – wohlgemerkt: nicht berechnen, vorhersagen. Aber hier haben wir's, offengestanden, mit der mystischen Seite seiner Person zu tun, und ich persönlich glaube nicht an diese Geschichten. Mich bringen sie eher zum Lachen.«

Diane lachte nicht. Vielmehr begann sie einen unvermuteten Aspekt des Falls zu erfassen: Jewgenij Talich, Wunderknabe und Kernfusionsexperte, war außerdem Tsewene, ein Kind der Taiga, und in einer schamanistischen Kultur aufgewachsen, in der paranormale, wissenschaftlich nicht erklärbare Phänomene

an der Tagesordnung waren. Mit seiner Entscheidung, Physiker zu werden, hatte er vielleicht die Hoffnung verbunden, solche Phänomene mit rationalen Methoden zu ergründen. Also hatte er sich die herausragendsten Experten auf diesen Gebieten geholt, Rolf van Kaen für die Akupunktur, Philippe Thomas mit seiner besonderen Begabung für Psychokinese, vielleicht noch weitere.

Diane war überzeugt, dass sie hier zum Kern der ganzen Sache vorgedrungen war. Dieser Spur musste sie nachgehen, musste das Umfeld erforschen, in dem ein solches Projekt möglich gewesen war.

»Eines verstehe ich nicht«, sagte sie. »Die Ära des Marxismus war doch das Jahrhundert des Materialismus, des absoluten Pragmatismus. Das Jahrhundert, in dem Kirchen geschlossen wurden, in dem die Geschichte nur den allerstrengsten Realismus zuließ. Wie konnten die sowjetischen Kader diese paranormalen Experimente ernst nehmen und womöglich fördern?«

Kamil sah sie mit misstrauisch gerunzelter Stirn an. »Wieso interessiert Sie das so, die Parapsychologie?«

»Mich interessiert alles, was mit der sowjetischen Wissenschaft zu tun hat.«

Der Physiker schien mit dieser Antwort zufrieden. »Über das Verhältnis zwischen Russland und der Parapsychologie könnte man einen Roman schreiben.«

»Mir reicht die Zusammenfassung.«

Kamil lehnte sich an die alten Kartons und entspannte sich. Im violetten Licht der Lampen wirkten seine Gesichtszüge noch schärfer. »Sie haben Recht«, sagte er. »Einerseits hat der Kommunismus das pragmatischste, rationalste aller Jahrhunderte begründet. Auf der anderen Seite bleiben die Russen eben Russen und sind als solche tief geprägt und erfüllt von Spiritualität. Nicht nur von der Religion, sondern auch von den altüberlieferten, archaischen Überzeugungen und abergläubischen

Ängsten. Zum Beispiel glaubten sie immer, der Sieg von Stalingrad sei durch die schamanistischen Geister der Wolga-region begünstigt worden. Genauso wie die himmlischen Mächte die Eroberung des Weltraums durch die Sowjetunion unterstützten.« Der junge Mann verschränkte die Arme und fügte mit resignierter Miene hinzu: »Es heißt immer, das sei eben die asiatische Seite unseres Volkes. Schließlich ist der größte Teil unseres Staatsgebiets von der Taiga bedeckt, dem Reich der Geister ...«

»Zwischen Volksglauben und wissenschaftlichen Forschungslabors ist aber ein ziemlicher Spielraum, oder?«, warf Diane ein.

»Ja. Aber in unserem Land gibt es auch eine wissenschaftliche Tradition der Parapsychologie. Schließlich ist unser berühmtester Nobelpreisträger Iwan Petrowitsch Pawlow, der Entdecker des bedingten Reflexes und Vater der modernen Psychologie. Pawlow ging aber ganz selbstverständlich von der Existenz verschiedener Bewusstseinszustände aus. In den zwanziger Jahren hatte sein Institut sogar eine eigene Abteilung, die sich mit Hellseherei befasste.«

Kamil schien diesem Thema eine Mischung aus Ironie und Faszination entgegenzubringen: »In den vierziger Jahren hatten die stalinistischen Säuberungsaktionen und der zweite Weltkrieg diesen Forschungszweig komplett ausgelöscht. Aber nach Stalins Tod kam die Parapsychologie auf einmal wieder in Mode, als wäre sie aus dem Denken der Russen nie verschwunden. Ich kann Ihnen eine Anekdote erzählen, in der die Mentalität der sechziger Jahre ziemlich gut zum Ausdruck kommt. Wie gut kennen Sie sich in der russischen Geschichte aus?«

»Nicht sehr gut.«

Sein skeptischer Ausdruck war wieder da. »Wissen Sie was über den zweiundzwanzigsten Kongress der Kommunistischen Partei im Jahr 1961?«

»Nein.«

»Dabei ist er sehr berühmt! In dem Jahr hat Nikita Chruschtschow zum ersten Mal öffentlich von Stalins Verbrechen gesprochen. Er ließ durchblicken, dass das Väterchen der Völker vielleicht doch nicht der große erleuchtete Führer war, als den man ihn immer hingestellt hatte, sondern ein Tyrann, der kriminelle Fehler begangen hatte. Der Held stürzte vom Sockel. Kurze Zeit später wurde seine einbalsamierte Leiche aus dem Mausoleum entfernt, wo sie neben Lenin gelegen hatte.«

»Was hat das mit Parapsychologie zu tun?«

»Bei eben diesem Kongress meldete sich eine Abgeordnete zu Wort, Darja Lasurkina. Sie erklärte allen Ernstes, in der Nacht zuvor sei ihr Lenin im Traum erschienen und habe ihr verraten, er leide sehr darunter, dass er im Mausoleum direkt neben Stalin liegen müsse. Lasurkinas Worte sind im offiziellen Protokoll festgehalten, und ich kann Ihnen versichern, dass ihre Aussage bei der Entscheidung für die Verlegung der Leiche ebenso viel Gewicht hatte wie Chruschtschows Rede. So sind die Russen. Die Vorstellung, dass sich ein Toter durch den Traum einer alten Frau zu Wort meldet, kam niemandem abwegig vor, und so nahm Lenin in gewisser Weise an dem Kongress teil.«

Diane hatte Bilder von diesen Hochämtern der Partei gesehen – den gewaltigen Saal, stufenförmig gegliedert, in denen Tausende kommunistischer Abgeordneter saßen, die Beherrscher einer der damals mächtigsten Nationen der Welt. Der Gedanke, dass ein Traum in den Rang eines Parteianliegens aufsteigen konnte, verstörte sie. Also leuchtete noch immer ein düsteres Licht auf dem Grund des Bewusstseins. Hinter der Furcht vor der weltlichen Macht verbarg sich stets eine zweite Furcht: die Angst vor dem Universum, vor dem Unbekannten, vor den Geistern der sibirischen Taiga, die Russland auflauerten.

»Von da an«, fuhr Kamil fort, »fanden die Psychologie und in ihrem Kielwasser die Parapsychologie zu ihrem früheren Ansehen zurück. In der gesamten Sowjetunion wurden neue Labors gegründet. Die berühmtesten waren das neurochirurgische Institut von Leningrad, wo Psi-Erfahrungen über Träume untersucht wurden, das Institut für Psychiatrie und Neurologie in Charkow, wo die Forscher nach hypothetischen Psi-Teilchen suchten, mit denen sich telepathische und psychokinetische Phänomene erklären ließen, und außerdem die Abteilung 8 der Sibirischen Akademie der Wissenschaften in Nowosibirsk, wo manche Forscher telepathische Experimente mit der Besatzung eines Atom-U-Bootes anstellten. Wenn Sie mich fragen, dann war das alles nicht sehr seriös.«

Diane kam auf den Gegenstand ihrer Nachforschungen zurück: »Wissen Sie etwas über die Rolle des TK 17 auf diesem Gebiet?«

»Ich habe nie etwas darüber gelesen oder gehört. Kein Wort, keine Zeile über die Anlage.«

»Und wie erklären Sie sich das Schweigen?«

Kamil zuckte die Achseln. »Offen gestanden, das kann alles Mögliche bedeuten. Entweder dass die Forscher absolut nichts gefunden haben, nicht mal so viel, dass man einen Bericht schreiben konnte. Oder dass sie im Gegenteil signifikante Entdeckungen gemacht haben. Entdeckungen, die es wert sind, geheim gehalten zu werden.«

Diane erkannte, dass sie die Antwort auf diese Frage schon wusste. Ja: Irgendetwas Wichtiges hatten die Forscher in diesem Labor entdeckt. Etwas, das nicht nur die Natur der paranormalen Fähigkeiten betraf, sondern eine Möglichkeit einschloss, sie zielgerichtet zu entwickeln.

Die Wunder, die sich während der letzten Wochen zugetragen hatten, konnte man nicht vergessen. Ein Akupunkteur rettete ein Kind, das die Schulmedizin aufgegeben hatte. Ein Psychologe konnte eine Metallschließe allein durch Geistes-

kraft öffnen. Und jetzt Jewgenij Talich, der eine hellseherische Beziehung mit dem Kosmos unterhielt. Lag da nicht die Vermutung nahe, dass diese Männer zwischen 1969 und 1972 in ihrem Labor eine Technik entdeckt hatten, mit der sich die okkulten Kräfte des Menschen isolieren und beherrschen ließen? Dass sie dieses außergewöhnliche Geheimnis seit dreißig Jahren teilten?

Dann dachte sie wieder an Luciens Finger mit dem Datum 20. Oktober 1999 und war sich ganz sicher, dass der Ort, an dem die Männer sich verabredet hatten, der Tokamak war. Und dass dieses Stelldichein mit dem neuesten Geheimnis in Verbindung stand – dem unerklärlichen Erwerb paranormaler Fähigkeiten.

Diane warf einen Blick auf das Datum an ihrer Armbanduhr: 15. Oktober. Es gab nur eine Möglichkeit, den Zweck des Treffens herauszufinden.

Sie hörte sich fragen: »Würde es Ihnen etwas ausmachen, mich am Flughafen abzusetzen?«

KAPITEL 47

Zwischen Moskau und Ulan Bator, der Hauptstadt der Mongolischen Republik, liegen fast achttausend Kilometer. Der Flug dorthin ging nachts, mit lediglich einer Zwischenlandung in der westsibirischen Stadt Tomsk. Während der Reise hielt eine einzige Landschaft die Erdoberfläche gefangen: Wald. Ein endloser, eisiger Teppich aus Espen, Ulmen, Birken, Kiefern, Lärchen, abwechselnd zu lichten Hainen gefügt oder zu undurchdringlichem Urwald geballt. Diane erinnerte sich an die Landkarte, die Claude Andreas ihr gezeigt hatte, an die riesige, einfarbige Fläche. Die Taiga: eine Einöde von kontinentalem Ausmaß, die sich erst an der Grenze zur Mongolei auflöst,

allerdings nur, um einer weiteren endlosen Ödnis Platz zu machen – der Steppe.

Über die Reise ins Landesinnere hatte Kamil ihr nichts sagen können: Er hatte nie einen Fuß in die Mongolei gesetzt. Seine Kenntnisse über den TK 17 waren nur theoretisch; umso mehr bewunderte er Dianas Entschlossenheit. Er hatte angeboten, ihr in Scheremetjewo die Flugtickets zu besorgen.

Sie stand jetzt im größten Geschäft des Flughafens, suchte sich die wärmste Kleidung aus und stellte im Geist eine Liste der Dinge zusammen, die sie schon hatte. Als sie vor dem Spiegel eine pelzgefütterte Tschapka anprobierte, stellte sie fest, dass die Blutergüsse allmählich verschwanden. Sie fühlte sich stark, erholt, erfüllt von neuer Kraft. Wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass ihr Vorhaben sie geradezu berauschte. Und diese Trunkenheit war gefährlich, weil sie dazu verleitete, die realen Gefahren der Expedition zu unterschätzen.

»Super.«

Im Spiegel tauchten Kamils Mandelaugen auf. Der Physiker schien den Anblick von Dianas Gesicht in der Umrahmung aus wilden Locken und Pelz zu schätzen. Die Schrammen und blauen Flecken nahm er nach wie vor nicht zur Kenntnis. Er schwenkte ein Bündel blassblauer Tickets und warnte: »Sie haben nicht sehr viel Zeit. Die letzte Maschine nach Tomsch geht in vierzig Minuten.«

Kamil begleitete Diane zum Abflugbereich. Als sie ihre Reisegefährten erblickte, ergriff sie ein neuerliches Befremden: Sie wirkten alle zutiefst niedergeschlagen. Reglos saßen die Fluggäste da, klammerten sich an ihr Gepäck und warfen von Zeit zu Zeit einen resignierten Blick auf die Maschine, die draußen vor dem Gebäude wartete.

»Warum ziehen sie alle so ein Gesicht?«, fragte Diane.

»Für sie ist die Mongolei mehr oder weniger das Ende der Welt.«

»Wieso?«

Kamil lächelte.

»Diane, die Mongolei, das ist nicht mal mehr Sibirien, das ist noch viel weiter weg, und dort unten haben die Russen nichts mehr zu melden. In Ulan Bator erwartet einen nichts anderes als Einsamkeit, Kälte, Kargheit – und Hass. Fast hundert Jahre lang war die Mongolei eine sowjetische Kolonie. Heute sind die Mongolen unabhängig und hassen uns mehr als alles auf der Welt.«

Diane musterte die Leute, die nacheinander durch die Sperre gingen: müde Gestalten und griesgrämige Gesichter, wie ein Zug von Verbannten. Ein Detail fiel ihr auf. »Warum ist kein einziger Mongole darunter?«, fragte sie.

»Die Mongolen haben ihre eigene Fluggesellschaft. Sie würden sich eher einen Arm abschneiden als mit der Aeroflot fliegen. Hass: Wissen Sie, was das bedeutet?«

Sie lächelte matt. »Das klingt ja vielversprechend.«

»Machen Sie's gut, Diane. Viel Glück.«

Es war ihr unmöglich sich vorzustellen, dass sie in wenigen Sekunden wieder allein sein würde. In einem Ausmaß allein, das kaum vorstellbar war. Im Gehen drehte Kamil sich noch einmal um und sagte unter seiner Kapuze hervor: »Und denken Sie dran: Die Götter mögen es nicht, wenn der Mensch versucht, sie nachzuahmen.«

Die alte Tupolew schwankte und holperte wie ein Zug, und Diane überließ sich der seltsamen Apathie des Nachtflugs. Gleichgültig gegen die unbequemen Sitze, die zerkrümelten Kekse anstelle eines Abendessens, die zu hellen Lampen, die sich – je nach Sitz – nicht aus- oder nicht einschalten ließen, spürte sie auch die Winterkälte nicht, die in die vibrierende Kabine eindrang.

In Tomsk mussten alle aussteigen und wurden durch die Dunkelheit zu einem Lagerhaus am Ende der Rollbahn geschleust. Das Gebäude wirkte wie ein Lazarett, in dem man sie

aus Furcht vor Ansteckung unterbrachte. Wortlos setzten sich alle auf die Bänke entlang den Wänden. Im Licht einer nackten Glühbirne betrachtete Diane die riesigen Schwarzweißfotografien an der Wand: Bergleute in feierlicher Pose, die Hacke in der Hand; Abraumgruben, die wie Canyons aussahen; Elektrizitätswerke, aus denen Masten mit Stromkabeln ragten. Ein Traum von Produktion und Planwirtschaft – schon das Papier der Abzüge schien vom Kohlenstaub verkrustet.

Sie sah auf die Uhr: In Moskau war es zehn Uhr abends. In Ulan Bator drei Uhr morgens. Aber hier, in Tomsk, wie spät war es hier? Sie wandte sich an ihre unmittelbaren Nachbarn und stellte die Frage auf Englisch. Keiner verstand sie. Sie fragte andere Reisende: Sie hoben nicht einmal den Kopf aus dem Mantelkragen.

Endlich antwortete ihr ein Greis in einem rudimentären Englisch: »Wen interessieren Zeit von Tomsk?«

»Mich – mich interessiert es. Ich möchte gern wissen, wo ich bin.«

Der Mann senkte den Blick und hob ihn nicht mehr. Diane sah ihren eigenen Schatten, der lang gestreckt, fadenförmig auf die Bergwerksfotos fiel. Sie setzte sich nieder und spürte auf einmal einen stechenden Schmerz in der Brust, als hätte ein Stein ihr Brustbein getroffen.

Wieder war das Bild von Patrick Langlois in ihrer Erinnerung aufgetaucht. Seine schwarz glänzenden Augen. Seine kurzen quecksilbernen Stirnfransen. Sein Geruch nach frischer Wäsche. Eine heftige Trauer überfiel sie; sie fühlte sich allein, verwirrt, völlig verloren in diesem grenzenlosen Land. Aber noch schlimmer war die Verlorenheit in ihr selbst ...

Sie hatte das Bedürfnis zu weinen. Ihren Kummer auszuspeien. Bei dem Gedanken, dass dieser Mann sie hätte lieben können – sie! –, schien ihr sein Tod doppelt absurd, doppelt sinnlos. Denn hätte er weitergelebt, so hätte er bald gemerkt, dass Diane als Frau unerreichbar war. Seine Annäherungsver-

suche wären an ihr abgeglitten, ohne eine Spur zu hinterlassen – wie Wasser auf einer Benzinpfütze. Nie hätte sie auf sein Verlangen eingehen können. Nie würde sich ihr eigenes Verlangen auf jemanden richten. Ihre Sehnsucht war wie ein wildes Tier, wie Lava unter der Haut, die nirgendwo eine Öffnung fand.

Diane starrte auf die Zeiger ihrer Uhr, die sich mitten im Nirgendwo drehten. »Spielen Sie nicht Emma Peel«, hatte Langlois gesagt. Ein Lächeln kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen an. Nein, sie war keine Detektivin.

Nur eine junge Frau, die sich in einem Wald von Zeitzonen verirrt hatte und die unterwegs war in einem monströsen Kontinent.

KAPITEL 48

Es war das Licht, das sie weckte.

Sie setzte sich auf und legte die Hand ans Fenster. Wie lange hatte sie geschlafen? Unmittelbar nach dem Start war sie in Tiefschlaf gefallen. Und jetzt war sie geblendet von der aufgehenden Sonne. Sie setzte ihre Brille auf und blickte zum Fenster hinaus, und im strahlenden Licht des Morgens sah sie, was es wohl in keiner anderen Gegend der Welt gibt, was dem Reisenden die Kehle zuschnürt, wenn er die letzten Wolken über der mongolischen Erde hinter sich lässt: die Steppe.

Könnte die Farbe Grün lodern, hätte sie ein solches Licht hervorgebracht: ein grünes, flackerndes Feuer. Ein Licht, das aus der Erde hervorsprudelt, ein wucherndes, wimmelndes Queckengrün. Ein Glutbecken, so weit wie der Horizont, doch in seinen Zwischenräumen so nah wie ein Atemhauch.

Mochte die Sonne noch so gnadenlos herabbrennen: Nie konnte sie eine solche Frische zerstören.

Diane suchte nach ihrer Sonnenbrille, um das Bodenprofil dieser endlosen Weite besser zu erkennen. Sie hatte das Gefühl, als hätte sie dieses maßlose Wuchern schon immer gekannt, diese Hügel, die in ihrer verdutzten Einsamkeit Bocksprünge vollführten, diesen Überschwang der Ebenen, die wie trunken von sich selbst zu ihrem ewigen Stelldichein mit dem Horizont strebten.

Sie näherte sich dem Fenster, bis sie mit der Stirn an die Scheibe stieß. Trotz der Entfernung, trotz des Düsenlärms konnte sie im Geist knapp über dem Boden dahinfliegen und das Rascheln der Gräser wahrnehmen, das Summen der Insekten, das winzige Knistern und Sirren der Natur, wenn die Windstöße sich legen. Ja, das war ein Land, dem man lauschen musste. Wie einer Muschel. Ein Land, dessen Feinheiten alle an der Oberfläche zu greifen waren, und darunter trommelte dumpf der ferne Widerhall kurzmähniger Pferde im Galopp. Und noch tiefer vielleicht der dumpfe Herzschlag der Erde ...

Der Flughafen von Ulan Bator war eine Halle aus nacktem Beton, wo das Gepäck mit Kreide markiert wurde und sämtliche Ankünfte und Abflüge an ein und demselben Schalter abgewickelt wurden, über dem der Computer des gesamten Gebäudes thronte. Durch die Fensterscheiben sah Diane zwischen ein paar Autos die ersten Reiter auf ihren Pferden. Alle trugen die traditionelle farbenfrohe, seidengegürtete Tracht.

Diane hatte nicht die geringste Vorstellung, wie es weitergehen sollte. Um Zeit zu gewinnen, tat sie es den übrigen Reisenden gleich, holte sich ein Einreiseformular und machte sich pflichtschuldig ans Ausfüllen, im Stehen, mit der Wand als Unterlage. Schon die allerersten englischen Zeilen führten ihr eine bürokratische Notwendigkeit vor Augen, die sie zu keinem Zeitpunkt bedacht hatte.

Hinter ihr fragte eine Stimme: »Sind Sie vielleicht Diane Thiberge?«

Sie fuhr herum. Ein junger Europäer lächelte sie an. Er trug einen Parka englischer Marke, eine Kordhose und Bergstiefel. Das kann kein Bulle sein, dachte Diane, nicht hier.

Sie trat einen Schritt zurück, um den Mann genauer zu mustern. Er hatte ein pausbäckiges Gesicht, kastanienbraune Locken, eine Brille mit schmalem Goldrand und einen Dreitagebart, der seine sonnengebräunte Haut betonte. Trotz des Bartes hatten seine Züge, die braune Haut, die tadellose Erscheinung eine Reinlichkeit und Adrettheit, um die ihn Diane sofort beneidete – sie selbst fühlte sich immer viel zu bleich, zu schlampig gekleidet.

Mit einem leicht gurrenden Akzent stellte er sich vor: »Giovanni Santis. Ich bin Attaché an der italienischen Botschaft, und ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, alle Europäer, die hier ankommen, zu begrüßen. Ich habe Ihren Namen auf der Passagierliste gesehen, und deshalb ...«

»Was wollen Sie?«

Er schien von ihrem angriffslustigen Ton befremdet. »Na ja ... Ihnen unter die Arme greifen, Ratschläge geben, nützliche Tipps«, antwortete er. »Das Land hier ist nicht direkt einfach, und ...«

»Danke, aber ich komme sehr gut zurecht.«

Diane wandte sich wieder ihren Formular zu, beobachtete ihn jedoch aus dem Augenwinkel. Der Botschaftsattaché musterte seinerseits die Kampfspuren in ihrem Gesicht.

»Sind Sie sicher, dass Sie keine Hilfe brauchen?«, fragte er mit dezenter Beharrlichkeit.

»Danke. Meine Reiseroute ist perfekt geplant. Kein Problem.«

»Brauchen Sie vielleicht ein Hotel?«, wagte sich der Italiener weiter. »Einen Dolmetscher?«

Sie drehte sich um und fiel ihm ins Wort: »Wollen Sie mir wirklich helfen?«

Giovanni verbeugte sich wie ein venezianischer Edelmann.

Mit finsterer Miene schwenkte Diane ihr Formular: »Also bitte sehr: Ich habe kein Einreisevisum.«

Die Augen des Italieners weiteten sich zu einem Ausdruck reinster Verblüffung. »Kein Visum?«, wiederholte er, und dabei hoben sich seine Brauen zu zwei Rundbögen. Seine Miene war derart überrascht und so voller Unschuld, dass Diane zu lachen anfang und im selben Moment begriff, dass dieser geradezu karikatureske Gesichtsausdruck auf das Wesen ihrer künftigen Beziehung verwies.

KAPITEL 49

Giovanni nahm die schnurgerade Straße nach Ulan Bator wie ein todesmutiger Rennfahrer. In weniger als einer Stunde hatte er eine Meisterleistung vollbracht und ihr administratives Problem gelöst. Diane war inzwischen klar, mit wem sie es zu tun hatte: einem Magier, der jedes bürokratische Hindernis aus dem Weg zu räumen verstand, und zudem einem Mann, der die mongolische Sprache so geläufig beherrschte wie Italienisch und Französisch. Sie befand sich jetzt in der Obhut und Verantwortung der italienischen Botschaft – als eine Art Überraschungsgast –, und diese neue Situation störte sie keineswegs. Jedenfalls vorläufig.

Sie öffnete das Fenster und hielt das Gesicht in den Fahrtwind. Der weiße Staub der Straße dörrte ihre Kehle aus, machte ihre Lippen spröde. In der Ferne zeichnete sich die Stadt ab, flach und grau wie ein Schild, überragt von den zwei riesigen Schloten eines Heizkraftwerks.

Diane schloss die Augen und atmete tief den trockenen Wind ein. Schreiend, um das Getöse des Geländefahrzeugs zu übertönen, fragte sie: »Spüren Sie die Luft?«

»Was?«

»Es ist so ... trocken!«

Giovanni lachte in seinen Parka hinein. Dann schrie er zurück: »Sind Sie zum ersten Mal in Zentralasien?«

»Ja.«

»Das nächste Meer ist ungefähr dreitausend Kilometer weit weg. Nie schafft es ein feuchter Wind, ein Passat bis hierher, um die Klimaschwankungen zu dämpfen. Im Winter sinkt die Temperatur auf minus fünfzig Grad, im Sommer klettert sie auf über vierzig. An einem einzigen Tag kann der Temperaturunterschied vierzig Grad betragen. Es ist ein hyperkontinentales Klima – rein und hart und ohne irgendwelche Zwischenstufen.« Er lächelte sie an: »Willkommen in der Mongolei!«

Wieder schloss sie die Augen und ließ sich von der holprigen Piste wiegen. Als sie die Augen wieder aufschlug, hatten sie die Stadt erreicht. Ulan Bator war vom stalinistischen Baustil geprägt, durchzogen von breiten Verkehrsadern, die manchmal geteert, häufiger aus gestampfter Erde waren; entlang den Straßen reihten sich Monumentalbauten mit Fenstern so schmal wie Rasierklingen. Im Schatten der Riesen teilten sich eintönige und traurige kleine Wohnsiedlungen den restlichen Platz. Das alles sah nicht organisch gewachsen aus, sondern so, als wäre es in einem einzigen Arbeitsgang geplant, entworfen und gebaut worden, von Architekten, die es eilig hatten, die großen Prinzipien des sozialistischen Städtebaus in die Tat umzusetzen: Größe und Macht für Regierung und Verwaltung, Symmetrie und Wiederholung für das Volk.

Doch die Leute auf den Straßen strafte dieses alles umfassende Projekt Lügen. Viele Bewohner trugen die traditionelle *deel*, wie Giovanni ihr erklärte: einen bodenlangen, gepolsterten Mantel mit asymmetrischer Knopfleiste und einem Stoffgürtel um die Mitte. Andere bewegten sich zu Pferd zwischen den japanischen Autos und den wenigen schwarzen Tschaikas, die sich in der Epoche geirrt zu haben schienen. Dieser Kontrast kündete von dem Zweikampf, den das Land unausgespro-

chen mit sich ausfocht: Stalin gegen Dschingis Khan. Und wenn man die Risse in den Mauern neben die schillernden Gewänder stellte, bestand kein Zweifel, wer der Sieger war.

Diane entdeckte ein großes Hotel, auf dessen Parkplatz mehrere Busse standen. »Halten wir nicht hier?«, fragte sie.

»Nein, ich bringe Sie nicht ins Hotel. Das ist ausgebucht. Ein Kongress, was weiß ich. Aber keine Sorge: Ich weiß eine gute Alternative. Ich werde Sie im buddhistischen Kloster von Gandan unterbringen, außerhalb der Stadt. Die Mönche haben eigene Gästezimmer für Durchreisende.«

Wenige Minuten später kamen sie zu einem riesigen Betonblock mit einer alten roten Umfassungsmauer. Abgesehen von dem geschwungenen Dach im reinsten chinesischen Pagodenstil hatte das Gebäude nichts Besonderes an sich. Der Innenhof hingegen war ein einziger Zauber: die steinernen Mauern mit ihrer ockerfarbenen Patina, der Boden, der eigentlich nur eine banale Betonfläche war, doch übersät von welkem Laub, das unter den Füßen raschelte wie prasselndes Feuer im Kamin; die Fensterstöcke, braun und abgeblättert, wie geheimnisvolle Bilderrahmen, die den Betrachter einluden, sich in die Geheimnisse des Klosters zu versenken. Hatte man erst das imposante Tor aus Holzbalken durchschritten, verwandelte sich der Ort binnen Sekunden in eine goldene Laube, die das Auge bezauberte und im Herzen einen funkelnden, kostbaren Sternenstaub zurückließ.

Diane ging ein paar Schritte und entdeckte unter einem Vordach die Gebetsmühlen: riesige, senkrecht gestellte Fässer, die sich unermüdlich um ihre eigene Achse drehten. In China, an der Grenze zu Tibet, hatte sie schon einmal Gebetsmühlen gesehen – allein der Gedanke an die kleinen Zettel, die von den Gläubigen beschrieben und eingeworfen und dann in diesen Fässern gerührt, herumgewirbelt, vermischt wurden wie materialisierte Stückchen andächtiger Inbrunst, entzückte sie.

Mönche tauchten auf, die mit den geschorenen, sanftmütigen

Bonzen aus dem thailändischen Ranong nicht das Geringste gemein hatten. Sie trugen rote Kutten und Lederstiefel mit geschwungener Spitze, und obwohl sie Giovanni mit einem Lächeln begrüßten, schien es ihnen sichtlich schwer zu fallen, ihre von Natur aus finstere Miene abzulegen – die Härte von Reitern, die zu lange weitabgewandt in der Steppe gelebt haben. Endlich bedeutete ihr der Italiener mit einem Augenzwinkern, dass alles erledigt sei.

Sie wurde in einem holzgetäfelten kleinen Zimmer untergebracht, wo sie sich gerne ihrer wiedergefundenen Einsamkeit hingab. Giovanni hatte versprochen, sich um die Genehmigungen zu kümmern, die sie brauchte, um in den Norden des Landes zu fahren. So hatte sie ihm wohl oder übel ein paar Auskünfte über den Zweck ihrer Reise erteilen müssen. Diesmal hatte sie erklärt, sie plane ein Buch über die ehemaligen sowjetischen Forschungsstätten in Sibirien und der Mongolei. Dem Intellektuellen hatte die Idee gefallen: »Verstehe«, hatte er bemerkt, »zeitgenössische Archäologie.« Und er hatte ihr sofort den Vorschlag gemacht, sie zu begleiten. Sie hatte sich zuerst geweigert, doch seine Argumente waren nicht von der Hand zu weisen: In dieser Jahreszeit war sie allein in der Wildnis verloren und hatte keine Chance, den Tokamak zu erreichen.

Gegen vier Uhr nachmittags ging sie hinunter in den Klosterhof, um die Ruhe des Ortes zu genießen. Keine Gerüche, abgesehen vom Duft nach verbranntem Gras, der von der Steppe herbeiwehte. Keine Geräusche, bis auf ein Hufgetrappel in der Ferne hinter den ockerfarbenen Mauern. Keine Gesichter, nur hin und wieder ein Mönch, der in seinem ziegelroten Umhang im Schatten der Veranda vorüberging.

Es herrschte eine verwirrende Klarheit und Reinheit. Sonne. Kälte. Holz. Stein. Nichts sonst. Die großen, senkrechten Fässer ächzten manchmal bei ihrer Drehung; sie bargen die Quintessenz aller Empfindungen. Diane lächelte. Alles hier

war ihr fremd, und doch spürte sie eine erstaunliche Vertrautheit mit diesem Garten unter rotem Laub, dieser tief hängenden Sonne, die lange Schatten warf. Sie dachte an ihre Grundschulzeit zurück, an das Vordach ihrer Schule und das Glitzern der mineralischen Einsprengsel im Stein, auf die sie ihre gesamte Konzentration gerichtet hatte, während sie versuchte, mit der inneren Struktur der Welt in Verbindung zu treten. Hier fand sie dieselbe Mischung aus Härte und Vertrautheit, Kälte und Sanftheit wieder, die sie während der Schulpausen ihrer Kindheit vollkommen in Bann geschlagen hatte.

Auf einmal flogen Tauben auf. In Diane hallte das Geflatter nach, als wäre ein mit Papier bespanntes Lukenfenster jäh aufgerissen worden. Der Augenblick schien ihr so klar, so innig, dass er ihrer eigenen Erwartung, ihrem tiefsten Wunsch zu entspringen schien.

Hinter ihr ertönten Schritte.

Giovanni erschien auf der Treppe, in seinen Parka gemummt, der recht stramm saß; mit dem Handrücken fuhr er sich über den Bart. Er war ein wirklich entzückender Anblick – Diane dachte an einen kleinen Jungen, dem man zu viele Süßigkeiten gegeben hat. Und an diese schummrigen italienischen Trattorien, wo hinter Glasscheiben zu bunte Kuchen hervorleuchten. Sein ganzes Wesen erinnerte an diesen kleinen Hang zur Naschhaftigkeit ...

Sie hoffte, der junge Mann werde ein paar großartige Worte sagen – die absolut richtigen Worte, die sich in die Unvergänglichkeit des Augenblicks eingraben würden; doch stattdessen legte sich der Italiener eine Hand auf den Bauch und fragte: »Hätten Sie vielleicht ein bisschen Hunger?«

KAPITEL 50

Giovanni führte sie direkt ins Refektorium des Klosters: Die Mönche, behauptete er, bereiteten die allerbesten *booz* der Stadt zu – eine mongolische Spezialität: mit Hammelfleisch gefüllte Teigtaschen. Den Nachmittag hatte er damit zugebracht, alle erforderlichen Genehmigungen einzuholen und die Abreise für den nächsten Morgen vorzubereiten. Um Zeit zu gewinnen, hatte er beschlossen, in einer Klosterzelle im ersten Stock zu nächtigen. Er beendete seine Erläuterungen mit einem strahlenden Lächeln: Anscheinend war er fest entschlossen, Diane nicht mehr von der Seite zu weichen.

Sie hatte nicht das Herz zu widersprechen. Die plötzliche Intimität zwischen ihnen war ihr unangenehm, irritierte sie sogar. Sie war noch immer erfüllt von Patrick Langlois – von seiner tiefen Stimme, seinem Wäschegeuch, seinen kleinen Gesten voller Humor. Die unerwartete und unabweisliche Anwesenheit des Italieners an ihrer Seite brachte ihre Erinnerungen durcheinander, was sie in gewisser Weise fast als Entweihung betrachtete.

Im Speisesaal saß sie Giovanni an der Stirnseite eines langen Tisches gegenüber. Man konnte nicht gemeinsam essen und zugleich weiter voneinander entfernt sein. Der Diplomat gab dazu keinen Kommentar ab – er schien sich mit Dianas sonderbarem Verhalten abgefunden zu haben. Stattdessen langte er mit der Hand in die Schüssel mit *booz* und machte sich mit fröhlichem Appetit über die Teigtaschen her. Diane hingegen weigerte sich, diese dicken, fetttriefenden Ravioli anzurühren, die ihr Hauptgang waren, und begnügte sich mit trockenem Brot.

Der Italiener plauderte ununterbrochen. Eigentlich sei er Ethnologe, erzählte er, und habe Anfang der neunziger Jahre mit einer Dissertation über die kommunistische Verfolgung der sibirischen Völker, insbesondere der Tungusen und der Jaku-

ten, promoviert. Danach hatte er sich um die Finanzierung einer Expedition in die polare Tundra bemüht, doch der offizielle Auftrag ließ auf sich warten. Er hatte sich schließlich der Diplomatie zugewandt und nach einer Weile diesen Posten in Ulan Bator ergattert, den kein Mensch haben wollte. Voller Begeisterung hatte er sich daran gemacht, die Völker auf diesem neuen Territorium zu studieren.

Diane hörte seinen Ausführungen nur mit halbem Ohr zu. Etwas anderes fesselte ihre Aufmerksamkeit: In dem ansonsten menschenleeren Saal speiste im Zwielflicht flackernder Lampen eine weitere Person. Er schien westlicher Herkunft und trug trotz der Dunkelheit eine Sonnenbrille. Seinem Gesicht nach war er um die sechzig, doch seine zurückgekämmten Haare leuchteten in einem Nikotingelb, das zu keinem Alter passte.

Giovanni schien die sonderbare Gestalt nicht bemerkt zu haben. Er schob seinen Teller zur Seite und holte ein Notebook aus seinem Rucksack. »Ich habe unsere Reiseroute hier im Computer. Interessiert?«

Diane ging zur anderen Seite des Tisches hinüber und beugte sich über den Bildschirm. Giovanni hatte unterdessen eine Landkarte der Mongolischen Republik geladen, die Ortsnamen in kyrillischen Buchstaben.

Mit dem Cursor zeichnete Giovanni einen Kreis in die Mitte des Monitors. »Hier sind wir«, sagte er. Dann zog er eine lange Linie schräg nach oben zu einem winzigen blauen Fleck nahe der russischen Grenze, der vermutlich einen See darstellte. »Dorthin wollen wir«, setzte er hinzu. »Tsagaan-Nuur. Der Weiße See.«

Die Linie zog sich fast über den gesamten Bildschirm.

»So ... weit ist das?«, fragte Diane.

»Ja, tausend Kilometer nordwestlich. Zuerst nehmen wir ein Flugzeug nach Mörön. Hier. Dann fliegen wir weiter zu dem Dorf Tsagaan-Nuur. Danach werden wir uns Rentiere kaufen, um zum eigentlichen See zu gelangen.«

»Rentiere?«

»Es gibt keine Straße. Ein Fahrzeug kommt nicht dorthin.«

»Aber ... wieso dann nicht eher Pferde?«

»Wir müssen über einen Pass, der mehr als dreitausend Meter hoch ist. Dort oben ist Tundra – da wächst nichts mehr, nur noch Moose und Flechten. Ein Pferd hält das nicht durch.«

Diane gewann allmählich eine Vorstellung von der bevorstehenden Reise. Wie zur Besänftigung suchte sie nach irgendeinem banalen Objekt, einem vertrauten Detail, und ihr Blick fiel auf die Teekanne, die auf dem Tisch stand: ein rot lackierter Zylinder mit aufgedruckten chinesischen Blumen. Sie schenkte ihre Tasse noch einmal voll und betrachtete gedankenverloren die langen braunen Blätter, die in der rötlichen Flüssigkeit schwammen. »Wie lange brauchen wir von Ulan-Bator nach Tsagaan-Nuur?«, fragte sie.

»Einen Tag. Wenn wir's schaffen, die beiden Flüge aneinander zu hängen.«

»Und dann, wie lange dauert es bis zum See?«

»Auch einen Tag, würde ich sagen.«

»Und vom See bis zum Tokamak?«

»Ein paar Stunden. Das Labor ist dort ganz in der Nähe, hinter dem ersten Berg der Hor'dil-Sar'dag-Kette.«

Sie dachte an das schicksalhafte Datum, den 20. Oktober, und rechnete nach. Wenn sie sich am nächsten Morgen, dem 17. Oktober, auf den Weg machte, käme sie rechtzeitig an und hätte sogar noch einen Tag zur Sicherheit.

Sie trank einen Schluck Tee und fragte: »Waren Sie je dort?«

»Niemand ist je dort gewesen! Bis Mitte der achtziger Jahre war das militärisches Sperrgebiet ...«

»Was wissen Sie über den Tokamak?«, fragte sie weiter.

Giovanni sah sie unschlüssig an. »Nicht besonders viel«, gab er zu. »Dass er ein Forschungsreaktor war, wo mit Kernfusion experimentiert wurde. Aber das war's dann schon. Physik ist wirklich nicht mein Fach.«

»Wussten Sie, dass an den TK 17 auch ein Labor für Parapsychologie angeschlossen war?«

»Nein. Das ist ja das Allerneueste. Interessieren Sie sich dafür auch?«

»Mich interessiert alles an dieser Anlage.«

Giovanni wurde nachdenklich. Nach einer Weile murmelte er: »Das ist wirklich merkwürdig, dass Sie das jetzt sagen.«

»Wieso?«

»Weil ich im Zusammenhang mit meiner Doktorarbeit mit solchen Labors zu tun hatte; allerdings nicht mit diesem.«

»Ich dachte, Sie hätten sich mit der Verfolgung der sibirischen Völker befasst?«, wunderte sich Diane.

»Eben.«

»Eben was?«

Der Italiener setzte eine verschwörerische Miene auf. Er warf einen kurzen Blick auf den Brillenträger, dann sagte er grinsend: »Vorsicht vor slawischen Spionen.«

Er rückte näher, beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt. »Also hören Sie zu«, sagte er. »Ein Kapitel meiner Dissertation dreht sich um die religiöse Verfolgung in den fünfziger und sechziger Jahren. Es heißt immer, die Ära Chruschtschow sei vergleichsweise liberal gewesen, aber in religiöser Hinsicht stimmt das überhaupt nicht. Tatsächlich richtete sich die Unterdrückung gerade gegen die religiösen Minderheiten: unter den Christen beispielsweise gegen die Baptisten; bei den Bewohnern der Taiga und der Tundra ging es gegen die Buddhisten und die Animisten. Chruschtschow ließ damals sämtliche Lamas und Schamanen einsperren und ihre Tempel und Heiligtümer niederbrennen.«

»Und wo ist der Zusammenhang mit den parapsychologischen Labors?«

»1992, eben im Rahmen meiner Doktorarbeit, hatte ich Gelegenheit, in den Archiven des berühmten Archipel Gulag zu forschen: Norilsk, Kolyma, Sachalin, Tschukotka ... Kurzum –

ich habe gezählt, wie viele Schamanen in den Arbeitslagern interniert waren. Es war eine öde Angelegenheit, aber ziemlich einfach, denn jeder Häftling war mit seinem Heimatort und dem Grund seiner Internierung registriert. So stieß ich bald auf eine ganz unglaubliche Sache.«

»Nämlich?«

»Von den späten sechziger Jahren an wurden sehr viele Schamanen – Jakuten, Neneten, Samojeden – verlegt.«

»Wohin?«

Wieder warf der Italiener einen Blick auf den Mann mit den gelben Haaren, der völlig reglos dasaß. »Ja, jetzt wird es brisant«, antwortete er. »Ich bin ihrer Spur gefolgt und fand heraus, dass sie keineswegs in andere Lager geschickt worden waren, sondern in Labors.«

»In Labors!«

»Ja, beispielsweise in die Abteilung 8 der Sibirischen Akademie der Wissenschaften in Nowosibirsk. Das ist ein Labor für Parapsychologie.«

Der Italiener war von seiner Spürnase sichtlich fasziniert. In seinen Brillengläsern spiegelte sich das Licht und ließ seine Augen funkeln. Beinahe flüsternd fuhr er fort: »Sie verstehen, nicht wahr? Die Parapsychologen brauchten für ihre Experimente Personen mit medialen Fähigkeiten, mit telepathischer Begabung oder paranormaler Wahrnehmung. In dieser Hinsicht war der Gulag eine regelrechte Fundgrube, denn es waren dort auch ziemlich viele Medizinmänner aus Asien inhaftiert.«

In Diane sträubte sich alles gegen diese neue Geschichte. »Wo steht geschrieben, dass diese Schamanen übersinnliche Kräfte hatten?«

»Nirgends natürlich. Und ohnehin kann man sich schwer vorstellen, dass sie den russischen Wissenschaftlern ihre Geheimnisse verraten hätten. Aber sie waren mit Trance, Hypnose und Meditation vertraut ... mit allem, was man unter veränderten Bewusstseinszuständen versteht, und daher waren

sie ideale Versuchspersonen für parapsychologische Experimente.«

Diane spürte das Blut aus ihrem Gesicht weichen. Sie dachte an den TK 17 und fragte sich wieder: War es denkbar, dass die Forscher an diesem Labor eine Methode gefunden hatten, um die Kräfte der Schamanen, die sie untersucht hatten, zu ergründen und sich nutzbar zu machen? »Haben Sie über diese Experimente etwas in Erfahrung gebracht?«

»Das ist einer der geheimsten Bereiche der sowjetischen Wissenschaft. Keiner der Berichte, die ich lesen konnte, erwähnt ein auch nur halbwegs vernünftiges Ergebnis. Aber wer weiß, was in diesen Labors vor sich gegangen ist? Ich hätte jedenfalls nicht in der Haut dieser Schamanen stecken wollen. Für die Russen waren sie Versuchskaninchen im wahrsten Sinn des Wortes.«

Diane stellte sich die Männer vor, die aus ihrer Heimat verschleppt, in eisigen Lagern inhaftiert und schließlich im Namen irgendwelcher obskuren Experimente missbraucht worden waren, und eine Welle von Übelkeit stieg in ihr auf.

»Im TK 17 wurden vermutlich tsewenische Schamanen benutzt, oder?«, fragte sie.

Giovanni war sichtlich überrascht: »Woher wissen Sie von den Tsewenen?«

»Ich habe mich über die Gegend erkundigt. Meinen Sie, es waren Tsewenen?«

»Äußerst unwahrscheinlich.«

»Wieso?«

»Weil vom Volk der Tsewenen seit den sechziger Jahren niemand mehr übrig ist.«

»Was erzählen Sie da?«

»Die Wahrheit. Das ist eine erwiesene Tatsache, die kürzlich von mehreren mongolischen Ethnologen bestätigt wurde. Die Tsewenen haben die Kollektivierung nicht überlebt.«

»Wie kam das?«

»In der Äußeren Mongolei wurde die Kollektivierung erst Ende der fünfziger Jahre durchgeführt. 1960 verkündete der Oberste Sowjet der tuwinischen Republik, wie sie damals hieß, es gebe keinen einzigen Privateigentümer mehr im Land. Das gesamte Gebiet war in Planquadrate unterteilt, flurbereinigt, in Kolchosen zusammengefasst, alle privaten Produktionsmittel waren in Gemeinwirtschaft überführt worden. Die Nomaden wurden zur Sesshaftigkeit gezwungen. Ihre Zelte wurden zerstört, es wurden Häuser gebaut. Ihr Vieh wurde enteignet und auf die Kolchosen verteilt. Die Tsewenen wehrten sich mit Händen und Füßen – lieber brachten sie ihre Tiere eigenhändig um, als sie an die Partei abzutreten. Es war Winter, und die meisten sind verhungert. Ich kann es nur wiederholen: Dieses Volk existiert nicht mehr. Vermutlich hat das eine oder andere Individuum überlebt, ist aber inzwischen zweifellos akkulturiert und mit Mongolen verheiratet.«

Vor ihrem geistigen Auge sah Diane die Steppe übersät von blutigen Rentierkadavern. Ein Massaker gegen das eigene Überleben, ein kollektiver Selbstmord. Sie stellte sich die tsewenischen Frauen und Kinder vor, die verhungerten und erfroren. Jeder Schritt, den sie weiterging, brachte sie dem Epizentrum des Grauens näher.

Aber was Giovanni ihr da erzählte, stand in diametralem Gegensatz zu ihren eigenen Erkenntnissen: Sie hatte doch den Beweis, dass es die Tsewenen – und ihre Traditionen – nach wie vor gab; das zeigte allein schon die Existenz der »Lüü-Si-An«. Sie stammten aus dem Volk der Tsewenen. Sie sprachen die tsewenische Sprache. Sie waren Wächter, von Schamanen initiiert. Giovannis Informationen mussten falsch sein. Aber sie verzichtete darauf, ihm den Widerspruch darzulegen – das war nur ein weiteres Rätsel in der Reihe der Geheimnisse und Absurditäten auf ihrem Weg.

Der Italiener suchte jetzt nach einer Telefonsteckdose, um seine elektronische Post abzuholen, und seine Absicht rief in

Diane eine ferne, beinahe schon verschüttete Erinnerung wach – die auf einmal an Klarheit gewann wie ein Diamant. Am Tag nach dem Massaker von Saint-Germain-en-Laye hatte Patrick Langlois vor ihrem Haus zum Abschied gesagt: »An dem Tag, an dem ich Ihnen ein Geständnis machen muss, Diane, schicke ich ein Mail.«

Vielleicht hatte er ihr tags darauf eine Nachricht geschickt, als er überzeugt war, sie habe endgültig die Flucht ergriffen? Mit einer Kopfbewegung deutete sie auf Giovannis Notebook und fragte: »Kann ich mit Ihrem Computer meine Mailbox abfragen, geht das?«

KAPITEL 51

Sie setzten sich in ein Studierzimmer des Klosters. Die Wände waren mit Tannenholz getäfelt, der Boden hatte ein Parkett aus mächtigen Dielen; auch die Pulte waren aus Holz. Eine kraftlose Glühbirne warf ein dämmriges gelbes Licht über die braunen Oberflächen, und selbst in Abwesenheit der Mönche war die geduldige Konzentration zu spüren, mit der sie hier, auf diesen wenigen Quadratmetern, Tag für Tag über ihren Büchern saßen.

Sie schlossen den Computer an der einzigen Telefonsteckdose an. Höflichkeitshalber ließ ihr Giovanni den Vortritt. Wie sich zeigte, benutzten sie beide dieselben Programme und waren beim selben Server angemeldet, so dass es nicht lange dauerte, bis Diane sich eingeloggt hatte und ihre Mailbox öffnen konnte.

Eine lange Liste bekannter Namen und Abkürzungen verkündete umfangreiche Post.

Sie musste nicht lange suchen. Unter den E-Mails vom 14. Oktober trug eines den Absender Langlois. Die Nachricht war

um 13.34 Uhr eingegangen, also eine Stunde, bevor sie ihn vom Krankenhaus in Nizza aus angerufen hatte. Sie hatte richtig vermutet: Langlois glaubte sie auf der Flucht und hatte ihr ein Mail geschickt, um sie über seine Entdeckungen zu informieren – in der Hoffnung, dass die Nachricht sie erreichte.

Mit klopfendem Herzen öffnete sie das Mail.

Von: Patrick Langlois

An: Diane Thiberge

14. Oktober 1999

Diane, wo stecken Sie? Seit Stunden sind Ihnen alle meine Leute auf den Fersen. Was haben Sie sich jetzt schon wieder einfallen lassen? Also: egal, wo Sie sind und was Sie sich wieder ausgedacht haben, müssen Sie wissen, was ich jetzt weiß. Sie müssen mich anrufen, wenn Sie diese Nachricht gelesen haben. Es bleibt Ihnen jetzt nichts anderes übrig, als sich mir anzuvertrauen.

Mit einem Mausklick ließ Diane den Text weiterlaufen.

Die deutschen Ermittler haben mich heute Morgen angerufen: Van Kaen hat mehrmals eine erhebliche Summe an ein Potsdamer Ehepaar überwiesen. Die Frau, Ruth Finster, unterzog sich 1997 einer Operation an den Eileitern, die sie im Krankenhaus Charité hat vornehmen lassen, und dort hat sie van Kaen kennen gelernt. Anscheinend wurde sie danach seine Geliebte.

Aber das spielt keine Rolle. Wichtig ist vielmehr, dass die Frau nach dem Eingriff unfruchtbar war und deswegen ein Kind adoptiert hat, dieses Jahr im September, und zwar einen kleinen Vietnamesen: Sie hat ihn aus einem Waisenhaus in Hanoi, das zum großen Teil von van Kaen höchstpersönlich finanziert wird.

Diane musste sämtliche Muskeln ihres Gesichts anspannen, um nicht zu schreien. Ein weiterer Mausklick. Der Text rollte weiter:

Ich habe daraufhin sofort entsprechende Erkundigungen über Philippe Thomas alias François Bruner angestellt, und innerhalb einer Stunde hatte ich, was ich wissen wollte: Ebenfalls im Jahr 1997 hat der Ex-Spion eine seiner Mitarbeiterinnen unter die Fittiche genommen, eine gewisse Martine Vendhoven, 35 Jahre alt, verheiratet und Expertin für die Malerei der Fauves. Besonderes Kennzeichen: Sie leidet unter einer Eierstock-Insuffizienz und kann keine Kinder bekommen. Ende August dieses Jahres hat sie aus einem Waisenhaus in Siem Reap in der Nähe von Angkor einen kleinen Kambodschaner adoptiert. Vermittelt wurde die Adoption durch eine kambodschanische Stiftung. Philippe Thomas ist einer ihrer wichtigsten Geldgeber.

Atemlos las Diane weiter. Sie hatte das Gefühl, als würde ihr jedes einzelne Wort wie ein Nagel ins Fleisch getrieben.

Natürlich können diese Übereinstimmungen nicht bloße Zufälle sein. Diese Männer, ehemalige Kommunisten, die beide in ihrer Vergangenheit mit der Mongolei und mit dem Tokamak zu tun hatten, haben dafür gesorgt, dass mehr oder weniger zum selben Zeitpunkt Kinder aus Asien zu europäischen Adoptiveltern kamen. Und diese Kinder sind vermutlich »Wächter« und stammen aus der Gegend um den Fusionsreaktor. Diane, es ist klar, dass Sie ohne Ihr Wissen auf Vermittlung eines Bekannten oder Verwandten ein Kind adoptiert haben. Möglicherweise eines älteren Mannes, der eine sowjetische Vergangenheit haben könnte. Wer kann das sein? Sie müssen es herausfinden. Sie müssen es mir sagen. Und Sie müssen sich so schnell wie möglich mit mir in Ver-

bindung setzen!

C. G. Jung meinte, es seien nicht die Autoren, die sich ihre Personen suchen, sondern die Personen suchen sich ihren Autor. Ich glaube, für das Schicksal gilt dasselbe. Ich schließe die Augen und versuche Sie als glückliche Ehefrau und Mutter mehrerer unkomplizierter Kinder zu sehen: Es gelingt mir nicht. Nehmen Sie's mir nicht krumm – das ist ein Kompliment. Rufen Sie mich an.

Einen Kuss, Patrick.

Diane schloss die Nachricht und löschte sie. Giovanni, der sich diskret im Hintergrund gehalten hatte, kam näher und fragte: »Sind es gute Nachrichten?«

Sie konnte nicht einmal den Blick heben. Sie antwortete lediglich: »Ich muss jetzt schlafen.«

KAPITEL 52

Die Entscheidung war in seiner Villa im Luberon gefallen, in der Stunde, in der die Insekten endlich verstummen. Diane erinnerte sich vor allem an die Farben, die mit der hereinbrechenden Nacht immer intensiver wurden – das Ocker der Steinbrüche über den Pinien und Ulmen; das Rotviolett des Himmels, der in der Dämmerung nach und nach zu schillern begann; und das zu harte, zu künstliche Blau des Swimmingpools im Garten.

Mit seiner tragenden Stimme, umwabert vom Zigarrenrauch, hatte der Mann geredet, während sie den davonfliegenden Rauchschleiern nachsah und ihren Träumen nachhing.

In diesem August 1997 hatte er ihr geraten, ein Kind zu adoptieren. Diane hatte selbst schon daran gedacht, aber die Entscheidung traf sie erst an diesem Abend.

Ein knappes Jahr später, im März 1998, hatte er ihr angeboten, sich persönlich einzusetzen, um das Verfahren zu beschleunigen. Er könne sich mit dem Leiter des Jugendamts in Verbindung setzen, sagte er. Er könne sich an die Adoptionsvermittlung wenden. Er könne den Sozialminister anrufen. Er könne alles Mögliche unternehmen. Diane hatte sich zunächst geweigert; erst als ihr klar wurde, dass ihr Antrag offensichtlich bei den Akten gelandet war, hatte sie sein Angebot angenommen – unter der Bedingung, dass ihre Mutter nichts davon erfuhr.

Einige Monate später lag die Genehmigung vor, und sie konnte nun ein internationales Adoptionsverfahren einleiten. Der Mann hatte sie an ein Waisenhaus verwiesen, das von einer Organisation unterstützt wurde, die er selbst mitfinanzierte: die Stiftung Boria-Mundi.

Anfang September war Diane nach Ranong geflogen und hatte Lucien abgeholt. Überdeutlich kam ihr ein Bild in Erinnerung: Am Abend vor dem Unfall, als sie den kleinen Jungen zu ihrer Mutter mitgenommen hatte, war ihr Stiefvater ihr bis vor die Wohnungstür gefolgt und hatte das schlafende Kind betrachtet; mit aufgewühlter Miene, fand sie; und dann war er plötzlich auf sie zugetreten und hatte sie geküsst, ohne irgendeine Vorwarnung. Sie hatte zunächst völlig verständnislos reagiert. Irgendeinen simplen Annäherungsversuch schloss sie aus – völlig zu Recht. Dieser Kuss hatte einen anderen Grund. Es war die zweite Wirklichkeit eines Mannes, der soeben seinen Wächter empfangen hatte. Eines Mannes mit einer Vergangenheit voller Schrecken, der sich hinter seinem unergründlichen Lächeln verschanzte, während er insgeheim den Marschbefehl abwartete, um in die Gefilde seiner obskuren Jugend zurückzukehren.

Charles Helikian, achtundfünfzig Jahre alt, Eigentümer mehrerer Firmen für psychologische Unternehmensberatung. Persönlicher Berater französischer Wirtschaftsmagnaten,

strategischer Berater etlicher Minister und anderer Spitzenpolitiker. Ein Mann von großem Ansehen und Einfluss, der sich in den höchsten Kreisen der Macht bewegte, aber nie seinen Altruismus und seine Menschlichkeit verloren hatte.

Diane wusste nichts von seiner Vergangenheit – mit einer Ausnahme, die möglicherweise eine Verbindung zu diesem Fall darstellen konnte: Wenn Charles mit glänzenden Augen von seiner wilden Jugend erzählte, hatte er sich stets als Altlinken mit trotzkistischer Tendenz bezeichnet. Aber vielleicht war er in Wahrheit ein gesinnungstreuer Kommunist gewesen und fanatisch genug, um 1969 hinter den Eisernen Vorhang auszuwandern, wie Philippe Thomas? Helikian war schlau genug, eine Halbwahrheit zuzugeben und damit allen, die sich etwa für seine Vergangenheit interessierten, den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Sie konnte ihn sich gut vorstellen, wie er jung und schlacksig im Mai 68 auf den Barrikaden stand und seinen Zorn hinausbrüllte. Sie konnte sich auch vorstellen, dass er in der Zeit Philippe Thomas kennen gelernt hatte – auf politischen Versammlungen oder am Institut für Psychologie der Universität von Nanterre. Vielleicht hatten die beiden nach dem Scheitern des Pariser Aufstands ihrer Frustration mit einem tollkühnen Projekt Luft gemacht: sich im Herzen des roten Kontinents niederzulassen. Vielleicht teilten sie auch dieselbe Leidenschaft für paranormale Phänomene und hatten die Hoffnung, ihre Studien in der UdSSR vertiefen zu können.

Nach und nach fügte sich ein Bild zusammen. In der Sowjetunion angelangt, waren die beiden Überläufer Mitarbeiter am parapsychologischen Institut des TK 17 geworden. Sie hatten an den Experimenten teilgenommen, hatten diesem Kreis von Männern angehört, die auf der Suche nach dem Unmöglichen waren.

Diane hatte in ihrer winzigen Zelle kein Licht gemacht. Vollständig angekleidet war sie unter das Daunenbett gekrochen

und hatte sich eingerollt, die Knie an die Brust gedrückt. Seit mehr als drei Stunden lag sie so da und dachte nach. Und ihre Überzeugung festigte sich. Sie war getäuscht worden, manipuliert und missbraucht von ihrem Stiefvater, der in ihr das ideale Opfer gefunden hatte. Die perfekte Mutter für seinen Wächter.

Sie versuchte die übrigen Ereignisse seit Luciens Ankunft in Paris in das Bild einzuordnen. Aus einem ihr unbekannten Grund waren Philippe Thomas und Charles Helikian heute Feinde: Deshalb hatte Thomas versucht, Helikians Boten aus dem Weg zu schaffen – damit er das Datum der Verabredung nicht erfuhr und das Treffen am Tokamak also verpasste. Aber warum? Stellte Charles eine Gefahr für Thomas dar? Und falls er ebenfalls eine paranormale Fähigkeit besaß, worin bestand sie? Diane war sich jetzt sicher, dass es ihr Stiefvater gewesen war, der sich mit dem Dritten im Bunde, mit Rolf van Kaen, in Verbindung gesetzt hatte, damit er eine Akupunkturbehandlung vornahm. Sie sah Bündnisse und Rivalitäten zwischen den übrigen Labormitarbeitern entstehen – aber der Grund blieb ihr verborgen.

War Charles Helikian noch am Leben?

Wenn ja, war auch er auf dem Weg zu dem steinernen Ring?

Das war am leichtesten zu überprüfen. Diane setzte sich im Bett auf und warf einen Blick auf die Uhr. Die phosphoreszierenden Zeiger standen auf drei Uhr morgens. In Paris war es also acht Uhr abends.

Sie stieg aus dem Bett und tastete sich zur Wand. Sie fand ihr Satellitentelefon. Immer noch im Dunkeln richtete sie den Apparat auf das kleine nachtblaue Quadrat des Fensters. Auf dem Display sah sie, dass von hier aus keine Verbindung herstellbar war.

Auf Strümpfen trat Diane in den Flur hinaus.

KAPITEL 53

Alles war still. Sie spürte die ungleichmäßigen Bohlen unter ihren Füßen nachgeben. Ihre Augen hatten sich längst an die Dunkelheit gewöhnt. Am Ende des Flurs erkannte sie das blau schimmernde Viereck eines Glasfensters in einer Tür. Genau das, was sie brauchte.

Dort angelangt, öffnete sie die Tür und trat auf die Terrasse hinaus. Heftig fuhr sie der eisige Wind an, doch sie hatte das Gefühl, wieder in Kontakt mit der fernen Welt der Satelliten zu stehen. Sie hielt ihr Telefon vor sich hin und sah auf dem Display, dass sie von hier aus das Signal empfangen konnte. Zügig gab sie die Nummer der Wohnung am Boulevard Suchet ein. Niemand meldete sich. Sie wählte die Nummer des Mobiltelefons ihrer Mutter. Nach einigen schrillen Pfeiftönen läutete es dreimal in der Ferne, dann ertönte das vertraute »Hallo?«

Diane gab keine Antwort. Sofort fragte Sybille: »Diane, bist du das?«

»Ja, ich bin's.«

Ihre Mutter legte sofort los: »Jesusmaria, was treibst du? Wo bist du?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Wie geht es Lucien?«

»Du verschwindest spurlos, die Polizei sucht dich, und du rufst einfach an, ohne irgendwas zu erklären?«

»Wie geht es Lucien?«

»Sag mir erst, wo du bist.«

Das Wunder der Technik machte es möglich: Zehntausend Kilometer lagen zwischen ihnen, aber die beiden Frauen brachten es fertig, sich wie eh und je zu streiten. Über die Brüstung gebeugt, sagte Diane, lauter als zuvor: »Mit diesen dämlichen Spielchen kommen wir nicht weiter. Noch einmal: Ich kann dir nichts sagen. Ich hatte dich aber gewarnt, was passieren würde.«

Sybille schien außer Atem. »Der Polizist, der mit dem Fall

betraut war«, fuhr sie fort, »er ist ...«

»Ich weiß.«

»Sie behaupten, du hättest was damit zu tun, außerdem mit dem Tod einer Frau, und ich ...«

»Ich hab dir gesagt, du musst mir vertrauen.«

»Ist dir eigentlich klar, was hier los ist?«, klagte ihre Mutter nun mit gebrochener Stimme. Anscheinend ging nicht mehr alles spurlos an ihr vorüber.

»Wie geht es Lucien?«, wiederholte Diane.

Die Stimme wurde noch schwächer – und immer noch keuchte sie leicht, als sie antwortete: »Sehr gut. Von Tag zu Tag besser. Manchmal lächelt er sogar. Daguerre meint, es ist nur noch eine Frage von Tagen, bis er aufwacht.«

Eine Woge heißer Freude stieg in ihr auf. Sie sah die kleinen Mundwinkel, die sich in jäher Fröhlichkeit hoben, und dachte, dass sie eines Tages vielleicht doch wieder in Frieden und Seligkeit miteinander leben könnten. »Und das Fieber?«, fragte sie.

»Er hat keines mehr. Seine Temperatur ist stabil.«

»Und ... im Krankenhaus? Ist nichts Ungewöhnliches passiert?«

»Was soll denn passiert sein? Reicht's dir etwa noch nicht?«

Diane fand alle ihre Vermutungen bestätigt. Keine Rede mehr von Trance oder Krise: Die Lüü-Si-An hatten ihre Aufgabe erfüllt und waren außer Gefahr. Der Schauplatz des weiteren Geschehens war der Tokamak.

Unterdessen hob ihre Mutter wieder erbittert die Stimme: »Wie kannst du mir das nur antun? Ich bin verrückt vor Sorge!«

Diane sah hinüber zur Stadt, die als stille, undeutliche Masse in der Dunkelheit lag. Sie sah die breite Straße, die am Kloster vorbeiführte, hier und da die Scheinwerfer eines japanischen Wagens, der weiß vom Staub durch die eisige Nacht fuhr. Am anderen Ende der Verbindung, hinter der Stimme ihrer Mutter,

hörte sie Verkehrslärm und stellte sich die blitzenden Karosserien, die modernen Lichter der Pariser Straßen vor.

»Ist Charles bei dir?«, fragte sie.

»Ich bin auf dem Weg zu ihm.«

Zwanzig Uhr. Der Beginn aller abendlichen Unternehmungen. Diane begriff jetzt, weshalb ihre Mutter außer Atem war: Zweifellos war sie zu einem Treffpunkt unterwegs, einem Abendessen oder irgendeiner Veranstaltung, verspätet und hastig. »Wie geht es Charles?«, fragte sie weiter.

»Er ist besorgt, wie ich.«

»Steht bei ihm irgendwas an in der nächsten Zeit?«

»Was meinst du?«

»Ich weiß nicht – hat er vielleicht vor zu verreisen?«

»Aber nein ... ganz und gar nicht. Was faselst du denn jetzt schon wieder?«

Ihre schöne Hypothese sank in sich zusammen. Ihre Vermutungen entbehrten jeder Grundlage, und Diane erfasste mit einem Mal, wie hohl ihre Konstruktion war. Wie war sie nur auf die Idee gekommen, ihren Stiefvater mit dem Chaos des Abenteuers, in das sie geraten war, in Verbindung zu bringen, dieses ruhige, heitere Pariser Leben ins Räderwerk ihres eigenen Alptraums hereinzuzerren?

Hinter ihr ertönte ein Geräusch. Sie drehte sich zum Haus um und spähte den Flur entlang. Keine Menschenseele. Doch das Geräusch wiederholte sich, deutlicher diesmal. »Ich ruf dich wieder an«, murmelte sie und beendete die Verbindung.

Im selben Moment tauchte etwa zwanzig Meter entfernt eine schemenhafte Gestalt auf, ein kleiner Mann mit langem Mantel und schiefer Tschapka, und obwohl er ihr den Rücken zukehrte, fiel Diane das Foto des tsewenischen Physikers wieder ein, auf dem er denselben Hut trug. »Talich ...«, flüsterte sie vor sich hin.

Sie folgte ihm. Die Gestalt schwankte leicht und stützte sich von Zeit zu Zeit an der Wand ab, und Diane fiel auf, dass der

rechte Ärmel bis zum Ellenbogen aufgekrempt war. Der Mann erreichte jetzt das andere Ende des Flurs. Er beugte sich zur Wasserpumpe, die es auf jedem Stockwerk gab und die eine Art Gemeinschaftsbad darstellte. Diane trat näher. Die Gestalt pumpte mit der Linken und hielt den rechten Arm unter den Wasserhahn. Noch kam kein Wasser.

Sie erstarrte. Instinktiv drehte sie den Kopf nach rechts zur Wand und erblickte den Abdruck einer kleinen Hand: einen blutigen Abdruck. Unmittelbar darauf sah sie wieder zu der gebeugten Gestalt und erkannte sehr deutlich die schwärzlichen Schlieren an dem ausgestreckten nackten Arm. Diane war wie vom Donner erstarrt, als sie erfasste, was das bedeutete: Der Mörder war hier, wenige Meter von ihr entfernt. Er hatte wieder zugeschlagen, mitten in einem Kloster.

Der Mann drehte sich zu ihr um: Unter der Tschapka war sein Gesicht verumumt. Durch die Schlitz in der schwarzen Wolle starrte Diane ihm in die Augen, die wie zwei Lackkleckse funkelten, und hatte auf einmal das Gefühl, dass er ihre Gedanken gelesen hatte – dass er, wie in einem Spiegel, im Blick der Frau sich selbst als Mörder gesehen hatte. In der nächsten Sekunde war er verschwunden. Ohne zu überlegen, was sie tat, sprintete Diane los. Sie bog um die erste Ecke – und hielt abrupt: Vor ihr war gähnende Leere. Gut fünfzig Meter zog sich der Flur hin; der Mörder konnte diese Strecke nicht in wenigen Sekunden zurückgelegt haben. Die Zimmer. Er hatte sich in einer der Zellen auf dem Stockwerk versteckt

...

Langsam ging sie weiter und musterte jede Tür zu beiden Seiten des Flures. Auf einmal spürte sie einen kalten Windhauch und blickte auf. Ein Oberlicht stand offen. An der Wand links davon zog sich eine Art unregelmäßiges Spalier in die Höhe – eine perfekte Leiter. Mit beiden Händen auf das hölzerne Fensterbrett gestützt, schwang sie sich hinauf.

Die Schönheit der Nacht überwältigte sie. Der indigoblaue

Himmel, übersät von Sternen. Das sanfte Gefälle des Ziegeldachs. Der geschwungene Überhang, der wie der Bug eines antiken Schiffs ins Leere ragte. Es kam ihr vor, als hätte sie eine Wand aus Reispapier durchschritten, wäre in ein asiatisches Gemälde eingedrungen und bewegte sich wie ein tuschetränkter Pinsel in einer Zeichnung – im Sinnbild der Anmut schlechthin.

Es war niemand zu sehen. Eine Zuflucht bot allenfalls der Kamin. Diane kletterte aufs Dach und kroch auf den First zu. Trotz Angst und Kälte ließ der Zauber sie nicht los: Sie bewegte sie sich über einem Meer aus Terrakotta mit kleinen roten Wellen. Schließlich war sie auf dem Dachfirst angelangt und näherte sich dem Kamin. Zögernd sah sie sich um. Kein Mensch. Kein Laut, nicht das leiseste Atmen.

Doch im selben Moment erkannte sie unmittelbar über sich den Schatten eines Menschen, der gekrümmt auf dem Kamin kauerte. Wieder hatte sie den Eindruck, dass der Mörder ihre Gedanken lesen konnte, sodass auch sie intuitiv seinen Entschluss erfasste: Er musste sie umbringen, damit sie nicht reden konnte. In dem Sekundenbruchteil, den sie für diese Erkenntnis brauchte, schwoll der dunkle Knoten an und streckte sich zu einem schwarzen Strich. Gleich darauf zermalmte sie ein schreckliches Gewicht. Diane fiel, doch eine Hand hielt sie fest, und sie schaute auf: Da war er, hielt sie am Pullover gepackt und kauerte wie ein Tier auf dem First über ihr. Der Schirm seiner Mütze ragte ins Blau der Nacht.

Diane hatte nicht die Kraft, sich zu wehren, noch mehr als das Entsetzen drückten Erschöpfung und Verzweiflung sie nieder. Und noch etwas Dumpferes, Undeutlicheres, das immer mächtiger wurde: das Gefühl, dieselbe Szene schon einmal erlebt zu haben. Sie öffnete den Mund, vielleicht um zu stöhnen, vielleicht um zu flehen, doch der Mann riss sie hoch und zerrte sie hinter sich her zum Dachfirst hinauf. Sie lag auf dem Rücken und rührte sich nicht.

Das Ungeheuer beugte sich über sie und riss den Mund auf. Langsam, wie bei einer Beschwörung, näherte es die blutigen Finger seinen Lippen, und Diane erkannte auf einmal, was die Hand suchte: Unter der Zunge blitzte eine Klinge. Jäh fuhr sie auf: So konnte sie nicht sterben. Unter ihren Füßen lösten sich Dachziegel, und eine wilde Hoffnung ergriff sie: sich das Dach hinabrollen lassen, ins Leere springen. Sie zog die Beine an und stieß sie dem Mörder gegen die Brust. Dann wälzte sie sich zur Seite und ließ sich halb rollend, halb rutschend über die Lehmziegel abwärts fallen. Die Sekunden verwandelten sich in Stöße. Immer schneller ging es bergab, sie spürte nur noch die Grate der Ziegel, die Kälte der Nacht, die Weite des Abgrunds, der sie erwartete und anzog. Tod. Dunkelheit. Frieden.

Sie stürzte über den Rand des Dachs und fühlte, wie sie fiel.

Aber etwas hielt sie auf. Irgendetwas in ihr hatte sich an der Traufe festgeklammert. Splitter unter den Fingern, der eisige Wind, der sie hin und her baumeln ließ – und ihre Hände, die sich weigerten, loszulassen ... Es war nicht ihr Geist, es war ihr Körper, der für sie entschieden hatte. Ein Pakt ihrer Muskeln und Nerven – Verbündete, um zu überleben.

Auf einmal griffen zwei Hände nach ihren Handgelenken. Sie rang nach Luft vor neuerlichem Entsetzen und schaute auf– und erblickte über sich am Himmel Giovannis Gesicht und diesen Ausdruck totaler Verblüffung, den nur er beherrschte. Dann verschwand er wieder. Sie hörte ein angestregtes Keuchen und fühlte sich in einem Schwung emporgezogen. Wie ein Sack fiel sie auf das Dach, zerbrochen, niedergeschmettert.

»Alles in Ordnung?«, fragte Giovanni.

»Mir ist kalt«, war das Einzige, was sie hervorbrachte.

Er zog seinen Pullover aus und legte ihn ihr um die Schultern. Dann fragte er: »Was ist passiert?«

Diane saß zusammengekrümmt da und gab keine Antwort. Giovanni kauerte sich neben ihr nieder, und seine Stimme

klang heiser. »Die Mönche«, sagte er, »sie haben ... einen Toten in einer Zelle entdeckt ...«

Diane schlang die Arme um ihre Knie und wiegte sich langsam vor und zurück. »Mir ist kalt«, wiederholte sie.

Der Italiener zögerte, dann sagte er leise: »Wir müssen hinunter. Die Polizei wird bald kommen.«

Sie sah ihn an, beinahe erstaunt über seine Anwesenheit. Sie starrte sein Gesicht an, diese weichen Züge eines verwöhnten Kindes, die Verwunderung eines ganz normalen Mannes, der in einer normalen Welt lebt. Schließlich flüsterte sie: »Giovanni ... Sie werden lernen müssen ...«

»Was lernen?«

Sie spürte Tränen über ihre Wangen rinnen. »Mich kennen lernen.«

KAPITEL 54

Schlaftrunken saßen die Mönche Seite an Seite aufgereiht auf den Bänken entlang dem spärlich beleuchteten Flur. Die Polizisten – die nach Dianas Einschätzung ebenso gut Soldaten sein konnten – hatten sich für eine Razzia entschieden und sämtliche Klosterinsassen zusammengetrommelt und mitgenommen; jetzt drängten sie sich in einem Verwaltungsgebäude irgendwo in Ulan Bator. Es war ein riesiger Würfel aus Beton, durchzogen von langen Gängen, die zu winzigen, kahlen Räumen führten. Die kaputten Fenster waren mit Pappe vernagelt, die Fußböden regelrechte Schlammputzen und die Zwischenwände von derart vielen Rissen und Sprüngen überzogen, dass die Mauern im Dämmerlicht wie Schieferplatten mit pflanzlichen Einschlüssen aussahen.

Diane und Giovanni kamen in den Genuss einer Vorzugsbehandlung: Sie durften im Büro eines Offiziers warten, neben

einem schwarzen Kanonenofen, der erbarmungslos kalt war. Trotz dicker Vermummung schlotterten sie vor Kälte. Aus irgendeinem geheimnisvollen Grund – oder infolge eines organisatorischen Missgriffs – waren sie mit dem Koffer und den Kleidern des Opfers, die man aus seiner Zelle im Kloster mitgenommen hatte, allein im Raum. Nach einem kurzen Blick durch den Türspalt wandte sich Diane den Sachen zu.

»Was tun Sie denn da?!«

In der eisigen Düsternis hatte Giovannis Stimme einen unwirklichen, beinahe magischen Beiklang.

Ohne ihn anzusehen, antwortete sie: »Das sehen Sie doch. Ich schnüffle.«

Diane fuhr mit der Hand in die Brusttasche des schwarzen Wollmantels. Sie fand einen olivgrünen Reisepass, der, wie sie der Goldprägung auf der Vorderseite entnahm, von der Tschechischen Republik ausgestellt worden war. Sie blätterte darin, las den Namen »Jochum Hugo« und erkannte ohne Mühe das Gesicht auf dem Foto: Es war der gelbhaarige Mann mit der Sonnenbrille, der ein paar Stunden zuvor im Speisesaal des Klosters zusammen mit ihnen zu Abend gegessen hatte. Ein faltiges, wettergegerbtes Gesicht mit braunen Flecken auf der Stirn.

Wahrscheinlich war auch er einst Mitarbeiter am Tokamak gewesen und hatte sich jetzt auf den Weg zu dem steinernen Ring gemacht.

Sie durchsuchte die übrigen Taschen, fand aber nichts von Bedeutung. Unterdessen war Giovanni zu ihr getreten und zischelte: »Sie sind doch verrückt, das können Sie nicht machen ...«

Diane reagierte nicht, sondern nahm sich den Koffer vor. Die Schlösser waren nicht versperrt. Mit ein paar raschen Handgriffen durchsuchte sie den Inhalt: hochwertige Unterwäsche, Kaschmirpullover, Markenhemden. Der Mann war offensichtlich erheblich begüterter als die Mehrzahl seiner Landsleute.

Sie wühlte weiter. Zwei Stangen Zigaretten. Ein Briefumschlag mit zweitausend Dollar. Und zwischen den Kleidungsstücken ein Buch in deutscher Sprache, herausgegeben von einem Universitätsverlag; als Verfasser firmierte Hugo Jochum.

»Sind Sie wahnsinnig, gleich werden wir ...«, stammelte Giovanni.

»Können Sie Deutsch?«

»Wie? Ah ... ja, ich ...«

Sie hielt ihm das Buch hin. »Übersetzen Sie mir das. Den Rückseitentext. Und die Angaben zum Autor.«

Der Italiener warf einen Blick zur Tür. Draußen herrschte vollkommene Stille: Nie hätte man vermutet, dass dort an die dreißig Personen saßen und auf eine Vernehmung warteten. Nervös konzentrierte sich Giovanni auf seine Lektüre.

Diane stöberte unterdessen weiter, aber sie fand nichts – keine Waffe, nicht einmal ein Messer. Der Mann war nicht misstrauisch gewesen. Und er kannte sich aus im Land: In seinem Koffer fand sich keine Karte, geschweige denn ein Reiseführer.

»Unglaublich«, sagte Giovanni auf einmal.

Sie drehte sich zu ihm. Das Gegenteil hätte sie erstaunt. Mit einer Kopfbewegung forderte sie ihn zum Reden auf.

»Er war Professor für Geologie am polytechnischen Institut der Karls-Universität in Prag.«

»Was ist daran unglaublich?«

»Dass er außerdem über übernatürliche Fähigkeiten verfügte. Hier steht, er sei beispielsweise in der Lage, magnetische Kräfte zu erzeugen und Quellen tief unter der Oberfläche zu entdecken.« Giovanni schüttelte den Kopf.

Im Geist vervollständigte Diane die Liste der Parapsychologen vom TK 17: Jewgenij Talich und die Bioastronomie, Rolf van Kaen und die Akupunktur, Philippe Thomas und die Psychokinese. Und jetzt Hugo Jochum und der Biomagnetismus.

Auf der Türschwelle erschien eine Gestalt.

Blitzartig ließ Giovanni das Buch im Koffer verschwinden, und Diane schlug den Deckel zu; dann standen sie mit harmloser Miene nebeneinander, die Hände auf dem Rücken.

Die Gestalt auf der Schwelle war der Mann, der die Razzia geleitet hatte: ein Koloss in Ledermantel und schwarzer Mütze. Der Polizeichef oder ein vergleichbarer Amtsträger. In der Hand hielt er die Pässe der beiden Europäer, wie um ihnen in Erinnerung zu rufen, wer die Katze und wer die Mäuse waren.

Er wandte sich an Giovanni, dem er einen Befehl erteilte, auf Mongolisch: abgehackte Silben auf einem Teppich gutturaler Laute. Der Botschaftsattaché nickte beflissen, und während er mit seiner Brille auf der Nase hantierte, als wäre sie ein chirurgisches Instrument, dolmetschte er für Diane: »Wir sollen mitgehen und die Leiche ansehen.«

KAPITEL 55

Es war keine Leichenhalle, auch kein Krankenhaus. Diane nahm an, dass es sich womöglich um die medizinische Fakultät oder die Akademie der Wissenschaften von Ulan Bator handelte. Sie betraten ein taghell erleuchtetes Amphitheater, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm bestand. In mehreren Blöcken, die zusammen einen Dreiviertelkreis bildeten, stiegen die Reihen der Sitze, jeder mit eigenem Pult, bis knapp unter die Decke empor. An der offenen Seite, über der schwarzen Tafel, hingen noch als riesige Gemälde die Porträts von Karl Marx, Friedrich Engels und Wladimir Iljitsch Lenin.

In der Mitte des Saals stand, in den Boden eingelassen, ein länglicher Eisentisch. Und darauf lag die Leiche.

Zu beiden Seiten des Tisches hielten zwei Sanitäter, die über ihrer traditionellen Tracht bodenlange Plastikschrürzen trugen,

reglos Wache. Rund um dieses Stilleben marschierten Polizisten mit gepolsterten Mänteln chinesischer Art, auf dem Kopf die rot und gold bestickte Mütze, auf dem gefrorenen Boden auf und ab und hauchten sich in die Hände, um sie zu wärmen.

Mit Diane und Giovanni im Gefolge trat der Polizeichef auf den Tisch zu. Diane begriff nicht, warum sie hierher gebracht worden waren: Sie konnten in diesem Fall kaum als Verdächtige gelten, auch nicht als Zeugen – ihre Begegnung mit dem Mörder hatte sie verschwiegen. Vielleicht vermutete der lederne Polizist irgendeine Verbindung zwischen ihnen und dem Opfer – schließlich waren sie die einzigen Europäer im Kloster gewesen.

Mit einer schroffen Handbewegung enthüllte der Mann Gesicht und Oberkörper des Toten.

Diane musterte das hagere, scharfkantige Gesicht, die gelben Haare. Gelb war auch die über die Knochen gespannte Haut, allerdings mit einem Stich ins Bernsteinfarbene. Aber es war etwas anderes, das ihre Aufmerksamkeit erregte: Der Tote war übersät von braunen Flecken, nicht nur im Gesicht – noch viel zahlreicher waren diese Altersflecken am Oberkörper. Schwarz, leicht gekörnt, mit unregelmäßigen Umrissen, überzogen sie die gesamte Haut mit einer rastlosen Geographie. Einen Moment lang musste sie an die Fellzeichnung eines Leoparden denken.

Dann bemerkte sie den feinen Einschnitt unterhalb des Brustbeins – das Markenzeichen des Mörders. Sie ballte die Fäuste in den Manteltaschen. Dann beugte sie sich vor und musterte den Schnitt. Jochums Brust war leicht nach außen gewölbt, als stemmte sich von innen etwas dagegen: Dieser Rumpf trug noch den Abdruck des Arms, der sich zwischen warmen, lebendigen Organen unter den Rippen hindurch zum Herzen vorgeschoben hatte.

Sie schaute auf: Alle Blicke waren auf sie gerichtet, und an den konsternierten Mienen ringsum erkannte sie, was die

Feststellung der Todesursache für diese Männer bedeutete. In Paris war die Mordmethode lediglich ein Hinweis auf den pathologischen Geisteszustand des Mörders und hatte darüber hinaus keine Bedeutung. In Ulan Bator war das ganz anders: Hier wusste jeder, was diese Wunde war, jeder war mit der Technik vertraut. Der Mörder brachte sein Opfer absichtlich mit derselben Methode um, wie er ein Tier getötet hätte – und würdigte es damit zu Schlachtvieh herab. Sie dachte an Jewgenij Talich und dachte an die Überzeugung, zu der sie im Flur des Klosters gelangt war: Wenn tatsächlich er diese Leichen auf dem Gewissen hatte, musste man sich die Frage stellen, was passiert war, dass ein harmloser Physiker sich in einen grausamen Mörder verwandelte. Übte er Rache? Was für eine Schuld hatten die Männer auf sich geladen, dass sie wie Vieh getötet wurden?

Der Polizist trat einen Schritt auf Diane zu und baute sich vor ihr auf. Noch immer hielt er die beiden Pässe in der Hand. Unverwandt starrte er Giovanni an und sagte etwas zu ihm.

Der Italiener dolmetschte wieder: »Er will wissen, ob Sie den Mann gekannt haben.«

Diane schüttelte den Kopf. Sie fürchtete, der Polizist könnte sie womöglich im Rahmen einer Ermittlung oder sonst irgendeiner bürokratischen Maßnahme hier behalten – aber sie hatte nur noch drei Tage, um den Tokamak zu erreichen. Leise teilte sie Giovanni ihre Befürchtungen mit. Der Diplomat führte einen kurzen Wortwechsel mit dem Riesen, woraufhin dieser wider Erwarten in Gelächter ausbrach und mit einer knappen Bemerkung antwortete.

»Was sagt er?«, fragte sie beklommen.

»Wir haben eine offizielle Genehmigung. Es gibt keinen Grund, uns zurückzuhalten.«

»Und was findet er daran so lustig?«

»Er meint, wir hätten sowieso keine Möglichkeit zu fliehen.«

»Wieso?«

Der Italiener lächelte dem Polizisten höflich zu, dann warf er Diane einen Blick aus dem Augenwinkel zu. »Wörtlich hat er gesagt: Aus einem Gefängnis kann man fliehen. Aber aus der Freiheit?«

KAPITEL 56

Die Tupolew, mit der sie diesmal flog, hatte nicht einmal mehr Sitze, und das Cockpit war nicht von der Kabine abgetrennt. Es war ein Transporter mit grauen Wänden, hundert Meter lang, und hatte als einzige Innenausstattung Netze, die als Gepäckaufbewahrung oder Haltegriffe für die Passagiere dienten. Mehrere Hundert Mongolen drängten sich Seite an Seite zusammen, saßen auf dem Boden, drückten ihre Taschen, Kisten, Bündel an sich und versuchten, Kinder und Schafe zu besänftigen.

Diane kauerte zwischen der Menge. Sie war in einem Zustand der Erregung, der an Hysterie grenzte. Sie hatte keine Minute geschlafen und empfand doch keine Müdigkeit. Sie spürte nicht einmal Schmerzen nach dem Kampf auf dem Dach – es war, als wäre die Gewalt der vergangenen Nacht durch sie hindurchgegangen, ohne irgendeine sichtbare Spur zu hinterlassen, abgesehen von dieser unbezwingbaren Nervosität, die wie ein inneres Beben war.

Trotz des Mordes, trotz der Geheimnisse des Klosters, trotz des Umstands, dass ihm Diane offensichtlich weniger als zehn Prozent der Wahrheit mitgeteilt hatte, war Giovanni fest entschlossen, sie nicht allein zu lassen – er wollte die Reise bis an die sibirische Grenze zu Ende bringen. Von der Polizei entlassen, hatten die beiden Komplizen ihre Sachen gepackt, heißen Tee getrunken und waren zum Flughafen aufgebrochen, um die Maschine zu erreichen, die einmal wöchentlich nach

Mörön ging, einer kleinen Siedlung fünfhundert Kilometer nordwestlich der Hauptstadt.

Mehr als eine Stunde war das Flugzeug schon unterwegs. Die Triebwerke röhren markerschütternd und ließen sämtliche Gliedmaßen ertauben. Sogar die Schafe standen starr wie Statuen und rührten sich nicht mehr. Nur Diane konnte sich nicht still halten, stand häufig auf, ließ sich wieder zwischen Säcken und Passagieren nieder und versuchte, Ruhe zu finden, indem sie die Männer und Frauen um sich herum beobachtete.

Die Physiognomien waren hier schon wieder anders als in Ulan Bator. Die Männer hatten dunkel gegerbte, tief gefurchte Gesichter, die Frauen und Kinder hingegen eine makellose, beinahe durchscheinende Haut. Diane bewunderte die strahlenden Farben der *deels*, die in allen Abstufungen von Blau, Grün, Gelb, in ungetrübtem Weiß und Knallrot, in Orange, Rosa und Violett leuchteten ...

Sie beugte sich zu Giovanni, deutete auf einen kleinen Jungen in der Nähe, der schlafend auf einem eingebrochenen Karton lag, und fragte: »Können Sie herausfinden, wie er heißt?«

Der Italiener wandte sich an die Mutter, lauschte ihrer Antwort, dann übersetzte er: »Choserdene: zweifaches Juwel. In der Mongolei hat jeder Vorname eine Bedeutung.«

»Und er?«, fragte sie weiter und deutete auf einen kleineren Jungen, der sich in die Arme einer Frau mit indigoblauem Turban schmiegte.

»Märzsonne«, übersetzte Giovanni.

»Und er?«

»Eisenpanzer.«

Diane stellte das Fragespiel ein und wandte sich nun den Tüchern der Frauen zu, in die sie ihre schwarzen Haare eingebunden hatten. Sie waren mit bunten Motiven bedruckt, darunter auch Tiere – Rentiere zwischen Bäumen, Adler, deren Flügel in goldenen Litzen endeten, Bären, deren Tatzen sich zu

braunen Fransen verzweigten. Als sie genauer hinsah, erkannte sie noch etwas: Unter der schimmernden Seide wurden die Bäume, Flügel, Tatzen zu menschlichen Armen, Gestalten, Gesichtern ... Tatsächlich ließ sich jedes Muster auf zweierlei Art betrachten: ein janusköpfiges Geheimnis, Komplize des Lichteinfalls. Diane ahnte, dass dieser optische Effekt gewollt war – und seine Bedeutung hatte.

»In der Taiga«, erklärte Giovanni, »identifiziert sich der Mensch mit dem Tier. Um im Wald zu überleben, lässt sich der Jäger von der Fauna leiten und legt sich am Vorbild der Tiere seine eigenen Methoden der Anpassung zurecht. Das Tier ist Beute und Modell zugleich. Ein Feind und ein Komplize.«

Der Italiener musste fast schreien, um den Flugzeuglärm zu übertönen.

»Bei den Schamanen reicht diese Verbundenheit noch weiter. Nach der traditionellen Überzeugung sind Schamanen in der Lage, sich tatsächlich in Tiere zu verwandeln. Wenn sie sich mit den Geistern in Verbindung setzen müssen, gehen sie in den Wald, lassen die Gewohnheiten der Menschen hinter sich – zum Beispiel essen sie kein gegartes Fleisch mehr – und nehmen schließlich die letzte Verwandlung vor, um ins Reich der Geister einzutreten.«

Er schwieg kurz, um wieder zu Atem zu kommen, dann näherte er sich Dianas Ohr, als wollte er ihr ein Geheimnis anvertrauen. »Sehr bekannt ist ein Brauch der Tsewenen: Als es dieses Volk noch gab, mussten sich die Schamanen jeder Sippe an die geheimen Orte begeben und in der Gestalt ihrer Fetischtiere miteinander kämpfen. Diese Wettkämpfe versetzten das Volk der Tsewenen in Angst und Schrecken, weil dabei sehr viel auf dem Spiel stand.«

»Was denn?«

»Der siegreiche Schamane eignete sich die Kräfte des Besiegten an und nahm sie in seine Sippe mit.«

Diane schloss die Augen. Seit zehn Jahren beschäftigte sie

sich mit den Raubtieren, analysierte ihre Verhaltensweisen, beobachtete ihre Reaktion, und hinter all ihren Forschungen stand immer nur ein Ziel: die Gewalt der Tiere zu begreifen und vielleicht ihre geheime Grundlage aufzudecken.

Diese schamanistischen Traditionen waren nicht weit entfernt von ihren eigenen Anliegen. Und der Gedanke eines gnadenlosen Zweikampfs zwischen Tiernmenschen faszinierte sie. Nach dem »Unfall« ihrer Jugend hatte sie selbst sich häufig genug in den Geist der Angreifer geflüchtet, um weiterleben zu können.

Sie öffnete die Augen wieder und betrachtete im dämmrigen Licht der Maschine die Passagiere mit den hellbunten *deels*, die schillernden Tücher der Frauen, und hatte das merkwürdige Gefühl, als sei auch sie auf dem Weg zu einer Verabredung in der tiefsten Taiga.

Zu einer Verabredung mit sich selbst.

KAPITEL 57

Am Spätnachmittag, als sie an Bord des zweiten Flugzeugs saßen – eines winzigen Doppeldeckers, der durch Wind und Wolken taumelte –, überzog sich die Steppe mit gewaltigen, endlosen Wäldern. Es erhoben sich Hügel mit rotgoldenen Hängen, Lichtungen rissen dunkle Abgründe auf, und die Erde blitzte und funkelte von hundertfachen Gewässern. Sie näherten sich der nördlichen Landesgrenze. Den Toren Sibiriens.

Doch statt beim Anblick von so viel Schönheit einen neuen Energieschub zu verspüren, wurde Diane von Müdigkeit überwältigt. Giovanni hingegen geriet angesichts der Landschaft in helle Begeisterung. »Die Seenregion, die mongolische Schweiz!«, rief er und konnte den Blick nicht vom Fenster wenden. Nach einer Weile holte er eine Landkarte hervor, zog sich in den hinteren Bereich der Kabine zurück und gab laut-

stark seine Kommentare ab, brüllend, um den Lärm der Propeller zu übertönen: »Das wird eine unglaubliche Reise! Wir sind Pioniere, Diane!«

Achtzehn Uhr. Landung in der Ebene. Tsagaan-Nuur war eine Siedlung von etwa dreißig Blockhütten, Isbas aus Holz, in allen Pastelltönen gestrichen. Während die Passagiere auf dem Flug nach Mörön nicht das geringste Interesse an den europäischen Reisenden bekundet hatten, erregte jetzt vor allem Diane mit ihren langen blonden Haaren unter der Tschapka bei den Bewohnern von Tsagaan-Nuur schlagartig Aufmerksamkeit.

Während Giovanni mit einem alten Viehzüchter sprach, ging Diane auf den Pferch zu, in dem die Rentiere untergebracht waren. Lang, aber nicht sehr hoch, das Fell schwarz oder weiß überstäubt, ähnelten sie einer reduzierten Ausgabe von Hirschen und sahen aus wie eine kuriose Mischung aus Plüschtier und Steinfigur. Ihre Schönheit lag in dem Geweih, das alle Tiere trugen: aufwärts gebogen und an den Enden schaufelförmig ausgebreitet, umhüllt von grauem Samt, der zu dieser Zeit des Jahres zu zerfasern begann.

Giovanni kam zurück und erläuterte Diane das Ergebnis seiner Unterredung: Der Viehzüchter sei bereit, ihnen sechs oder sieben Tiere zu »vermieten«, allerdings unter der Bedingung, dass sie ihm zuvor ihre Fähigkeiten als Reiter vorführten. In seiner Ehre getroffen, bestand Giovanni darauf, sofort aufzusitzen. Beim dritten Sturz schien er das Gelächter der Mongolen, die in Scharen herbeigeströmt waren, um der Gratisvorstellung beizuwohnen, allmählich leid zu werden. Beim fünften überprüfte er seine Ausrüstung: Wieso war der Sattel nicht befestigt? Beim siebten bedachte er laut die Möglichkeit eines Fußmarsches. Endlich geruhte der Besitzer der Herde einige Hinweise zu geben. Das Fell der Rentiere, erklärte er, sei extrem glatt, damit sich kein Material darin verfange – deshalb sei es auch unmöglich, Riemen an dem Tier zu befestigen. Vielmehr müsse man dem Geschirr freien Lauf lassen und

sich an die Bewegung des Tieres anpassen – auf seinem Rücken locker mitschwingen und das Tier am Hals lenken. Er ließ den Worten die Tat folgen, saß auf und ritt einmal rund um das Gehege.

Diane und Giovanni begannen also mit der Ausbildung. Es gab weitere Stürze, weiteres Gelächter. Nass und schlammverkrustet, ließen sich die beiden Reisenden von der fröhlichen Atmosphäre in der Dorfgemeinschaft mitreißen. Diane brauchte keine Steigbügel, sie war so groß, dass sie ihr Reitpferd einfach zwischen die Beine nehmen und die Füße auf den Boden stellen konnte. Beim Publikum erregte diese Maßlosigkeit größte Heiterkeit. In der überbordenden Ausgelassenheit ringsum waren sich die beiden Reisegefährten in ihrer Stimmung endlich einig.

Vor allem bemächtigte sich ihrer nach jedem Sturz, nach jedem Lachen eine geheime Melancholie. Wenn sie den Kopf hoben, blickten sie auf die hohen Felswände der Hor'dil-Sar'dag-Kette, die in steinernem Schweigen den Horizont abriegelte. Unversehens erhob sich der Abendwind, um seine Rechte wieder einzufordern, und kühlte ihre erhitzten Gesichter. Ihre Blicke kreuzten sich, und auf einmal erkannten sie, was ihnen jede Windbö zuflüsterte, während das Gras in langen, sehnsüchtigen Wellen auf und nieder wogte: die traurigen Lieder verwundeter Herzen, eines Abschieds ohne Wiederkehr. Als die Nacht hereingebrochen war und sie endlich gelernt hatten, auf den kleinen grauen Tieren zu reiten, hatten sie noch ein weiteres Geheimnis entdeckt: das rastlose Heimweh der Taiga.

KAPITEL 58

Im frühen Morgengrauen machten sie sich auf den Weg.

Der Viehhirte und sein Sohn hatten sich bereit erklärt, Diane und Giovanni zu begleiten. Aus sieben Rentieren bestand der Konvoi, drei waren als Lasttiere eingesetzt und trugen Gewehre, Kochgeschirr, die Planen und Stangen sowjetischer Militärzelte, in Tuch gewickelte Hammelstücke und eine Vielzahl weiterer Proviant- und Ausrüstungsgegenstände, die Diane nicht näher identifiziert hatte. Sie kamen langsam voran. Die Rentiere pflügten durch das Unterholz der Ebene, schoben sich unter rot-gelb belaubte Äste, arbeiteten sich die ersten felsigen Hänge empor, während sich unter ihren Füßen Schottersteine lösten. Alles war ruhig, gefahrlos, und es wäre eintönig gewesen, hätte sich nicht zunehmend die eisige Kälte bemerkbar gemacht.

Sie drang in jede Ritze zwischen den Kleidern und ließ die Gliedmaßen erstarren und die Finger und Zehen abfrieren. Jede Stunde mussten sie anhalten, um auf und ab zu laufen, sich zu bewegen, Tee zu trinken – alles, um zu überleben. Während sich die Mongolen mit dem Messer die Lider auskratzten, stampften Diane und Giovanni mit tauben Füßen auf dem Boden, schauernd, unfähig ein Wort zu sagen, die Arme um den Körper geschlungen. Die Handschuhe auszuziehen kam nicht in Frage – jede Berührung mit einer eisigen Steinfläche hätte ihnen die Haut abgerissen. Man durfte auch nichts kochend Heißes trinken, damit bei dem großen Temperaturunterschied der Zahnschmelz nicht splitterte.

Doch dann brannte wieder die Sonne mit heißen Strahlen auf die Reiter herab, und jetzt mussten sie die Kapuzen aufsetzen, um sich vor der Gluthitze zu schützen, als wären sie mitten in der Wüste. Der scharfe Wind wurde so hart, so gefräßig, dass es schien, als kehrte er seine Bewegung um und risse die Haut in winzigen versengten Fetzen von den Gesichtern. Dann war

die glühende Scheibe am Himmel auf einmal wieder verschwunden, das Gebirge hatte seine unheilvolle Düsternis wieder, die Kälte kehrte zurück und umklammerte die Knochen wie ein eisiger Schraubstock.

Am frühen Nachmittag nahmen sie den Pass in Angriff, der auf dreitausend Meter Höhe hinaufführte. Die Landschaft verwandelte sich. Unter den tief hängenden Wolken wurde die Gegend schwärzlich und kahl wie auf dem Mond. Die Bäume wurden spärlicher, duckten sich und verschwanden endlich ganz, und an ihrer Stelle blieben nur noch graugrüner Stein, Schluchten, kahle Felsnadeln, das Gras wich Flechten und Moosen. Manchmal führte der Pass durch eintönige Sumpfbgebiete, aus denen hier und dort eine einsame Krüppelkiefer ragte, dann wieder schien die Landschaft buchstäblich zu bluten, weil sich ein Meer von Heidekraut ausbreitete, dessen violette Blüten den roten Farbstoff lieferten. Die Tundra, unzugänglich und vergessen, hüllte sie ein wie ein Fluch.

Diane beobachtete die Vögel am Himmel, die in die entgegengesetzte Richtung flogen – nach Süden, zur Wärme; und sie sah ihnen mit heroischem Stolz nach, bis sie verschwunden waren. Die Lippen weiß von der Schutzcreme, die Brille an den Schläfen abgedichtet, war sie mehr denn je entschlossen, dieses Gebirge zu bezwingen, und sie nahm jede Empfindung, jeden Schmerz befriedigt hin, ja – sie zog daraus noch eine merkwürdige Lust. Für sie war es eine angemessene Prüfung: Es war notwendig, dass sie sich diesem Land stellte. Sie musste über diese Felsflanken aufwärts, musste die Kälte ertragen, die Hitze, diese Wüste aus Granit und Rauheit.

Weil es Luciens Heimat war.

Es war, als kehrte sie zum Ursprung ihres Kindes zurück. Die Felswände ringsum, die Hindernisse auf ihrem Weg, die Schrunden in ihrer Haut waren wie die Phasen einer Geburt. Über diesen Pfad aus Granit führte der Weg zu ihrem Adoptivsohn. Diese gnadenlose, erbarmungslose Quälerei war ihre Art

der Entbindung, bei der sie Feuer und Eis durchqueren musste, um zu ihrem Kind zu kommen – falls sie überlebte.

Auf einmal merkte sie, dass die Landschaft sich neuerlich wandelte, die steinerne Härte der Umgebung jetzt von einer überraschenden Sanftheit gemildert wurde. Zarte Flocken schwebten herab und ließen sich nach und nach auf der Tundra nieder. Eine makellose Weiße überstäubte Nadeln und Geäst, umhüllte jede Form, jeden Umriss mit einem samtigen Überzug. Diane lächelte. Sie hatten jetzt den höchsten Punkt des Passes erreicht und drangen in den heiligen Bereich des Schnees ein. Der Zug der Menschen und Tiere bewegte sich durch eine immer feinere, immer durchsichtigere Helligkeit an der Grenze zwischen Erde, Wasser und Luft.

Unter den lautlosen Schritten der Rentiere wurde der Konvoi unmerklich langsamer, und der mongolische Viehzüchter begann zu brüllen. Die erschöpften Tiere protestierten ihrerseits röhrend, doch sie schlugen eine andere Gangart an, überwand den weißen Pass und gelangten endlich auf die andere Seite des Berges. Das Gelände wurde flacher, schien zu zögern, senkte sich, zuerst sanft, dann abrupt, und ging in einen Steilhang über, der zwischen Schneeeverwehungen und Moosteppichen abwärts führte. Bald wuchsen wieder Gras, Gestrüpp, endlich auch Bäume, die immer zahlreicher wurden, und schließlich standen die Reiter vor einem Abhang, der ins letzte Tal hinabführte.

Leuchtender Dunst umhüllte die Wipfel der Lärchen, das Laub der Birken strahlte gelb oder rollte sich in silbergrauen Kringeln rund um den Stamm. In dunklem Grün standen Fichten wie eine Mauer, und darunter zogen sich die Wiesen in einem so erstaunlichen, so frischen Grün, dass ihr Anblick ein völlig neues Gefühl hervorrief – ein kindliches Staunen, ein Aufatmen, das einer Erneuerung gleichkam. Und die größte Überraschung lag am Grund dieses weiten Tales: der See.

Tsagaan-Nuur. Der Weiße See.

Über der glasklaren Fläche ragten weiß und blau die Gipfel der Hor'dil-Sar'dag-Kette auf, während sich darunter im vollkommen reglosen Wasser dieselben Gipfel spiegelten, als verneigten sie sich vor ihren Vorbildern, und übertrafen sie doch an Reinheit und Erhabenheit. Es war ein Bild völligen Friedens.

Der Zug hielt an, geblendet von so viel Schönheit. Nur das Klirren von Steigbügeln und der raue Atem der Rentiere war zu hören. Diane musste sich anstrengen, um nicht von ihrem Reittier zu rutschen. Sie schob den Daumen unter ein Brillenglas, um das Kondenswasser abzuwischen, das ihr die Sicht nahm.

Aber es gelang ihr nicht. Denn die Tropfen kamen von den Tränen, die unter ihren gefrorenen Wimpern hervorquollen.

KAPITEL 59

An dem Abend schlugen sie am Seeufer ihr Lager auf. Unter den Fichtenzweigen errichteten sie die Zelte, und trotz der Kälte aßen sie im Freien. Nach einem Gebet an die Geister bereiteten die beiden Mongolen ihr traditionelles Mahl zu: gekochter Hammel und Tee mit Tierfett. Diane hätte nie gedacht, dass sie sich je zu solchen Gerichten überreden ließe, aber an diesem Abend kauerte sie sich wie schon tags zuvor neben das Feuer und verschlang wortlos ihre Portion.

Der Himmel über ihnen war vollkommen klar. Schon oft hatte Diane den nächtlichen Himmel bestaunt, vor allem in der afrikanischen Wüste, doch sie erinnerte sich nicht, ihn je so rein und so nah gesehen zu haben. Die Milchstraße entfaltete ihre Myriaden von Sternen in einer Sarabande ohne Anfang und Ende. Manche Sternenhaufen waren so intensiv, dass sie zu gleißenden Feuern anschwollen, andere hingegen zerfielen

zu perlmuttfarbenen Nebeln, und bei wieder anderen lösten sich die äußeren Ränder der Ansammlung in ein zartes Flimmern auf, als könnten sie jederzeit in die Grenzenlosigkeit des Alls entweichen.

Als Diane den Blick wieder senkte, merkte sie, dass ihre beiden Führer, die einige Meter entfernt saßen, mit einem Neuankömmling diskutierten, der in der Dunkelheit nur als schemenhafte Gestalt zu erkennen war. Vermutlich ein einsamer Viehhirte, der das Feuer gesehen und zu ihnen gestoßen war, um an der Mahlzeit teilzunehmen. Sie spitzte die Ohren. Zum ersten Mal lauschte sie der mongolischen Sprache bewusst, dieser Aufeinanderfolge rauer Silben, die aus sonderbar spanisch klingenden Kehllauten und auf- und absteigenden Vokalen bestanden. Der Neuankömmling reckte den Arm zum Himmel.

»Giovanni?«

Der Italiener, der sich in seinen Anorak gekuschelt am Feuer wärmte, klappte den Schirm seiner Mütze hoch.

»Wissen Sie, wer das ist?«, fragte sie.

Er steckte die Hände wieder in die Taschen. »Jemand aus der Gegend, nehme ich an. Er hat einen absurden Akzent.«

»Verstehen Sie, was er sagt?«

»Er erzählt alte Legenden. Tsewenische Geschichten.«

Diane fuhr auf. »Glauben Sie, er ist selber einer?«

»Sie sind aber stur! Ich sag's Ihnen noch einmal: Das Volk existiert nicht mehr!«

»Aber wenn er doch tsewenische Geschichten ...«

»Das gehört zur Folklore der Gegend. Auf dieser Seite des Passes sind wir auf dem Gebiet der Turkvölker. Hier hat jeder ein bisschen Tsewenenblut in den Adern. Zumindest kennt jeder die alten Geschichten. Das bedeutet nichts.«

»Sie könnten ihn aber fragen, oder?«

Der Italiener seufzte und rappelte sich auf. Zuerst stellte man sich einander vor. Der Fremde hieß Gambochüü. Sein Gesicht

glich einer alten Maske aus zerknitterter Haut und Einkerbungen, die im Sternenlicht beunruhigende Schatten bargen.

Der Ethnologe übersetzte seine Antworten: »Er sagt, er ist Mongole. Er ist Fischer am Weißen See.«

»Hat er schon hier gelebt, als der Tokamak noch in Betrieb war?«

Giovanni gab die Frage weiter und wartete die Antwort ab, dann sagte er: »Er ist hier geboren. Er erinnert sich genau an den Ring.«

Diane spürte ein neues Prickeln unter der Haut: Zum ersten Mal stand sie einem Menschen gegenüber, der den steinernen Ring noch in Betrieb erlebt hatte. Sie fragte weiter: »Was weiß er über die Aktivitäten des Tokamak?«

»Also wirklich, Diane, er ist ein Fischer, er kann doch nicht ...«

»Fragen Sie ihn!«

Giovanni gehorchte. Der eisige Wind fuhr in die Fichtenzweige und setzte einen intensiven, schweren Harzgeruch frei, der sich in der Kehle festsetzte wie der Rauch eines Feuers. Diane fühlte sich eingekreist, durchdrungen von der Textur der Taiga. Der alte Mongole schüttelte den Kopf und murmelte etwas.

»Er will nicht darüber reden«, erklärte der Italiener. »Der Ort war verflucht, sagt er.«

»Warum war er verflucht?« Diane hob die Stimme. »Bestehen Sie drauf: Es ist sehr wichtig für mich!«

Der Ethnologe musterte sie misstrauisch. In ruhigerem Ton setzte Diane hinzu: »Giovanni, bitte.«

Der Italiener setzte sein Zwiegespräch mit dem Fischer fort. Der zog unterdessen eine Pfeife hervor, die aussah wie ein gebogener Metallschlüssel, und stopfte sie geduldig; und als er schließlich den Tabak in dem winzigen Pfeifenkopf in Brand gesetzt hatte, war er bereit zu sprechen.

Giovanni lauschte eine ganze Weile; dann gab er Diane seine

Rede wieder: »Er meint vor allem das Labor für Parapsychologie.

Er erinnert sich an Konvois, die auf Schienen hier ankamen, von der sibirischen Grenze her. Schamanen waren es, und sie wurden in einem der zugehörigen Gebäude untergebracht. Alle redeten davon. In den Augen der Arbeiter konnte es keine größere Schändung geben. Medizinmänner einsperren heißt, die Geister herausfordern.«

»Fragen Sie ihn, ob er weiß, was in diesem Labor vor sich gegangen ist.«

Giovanni stellte die Frage, doch der Besucher rührte sich nicht mehr. Sein glühender Pfeifenkopf strahlte bald hell, bald dunkler, wie ein ferner Leuchtturm.

»Er will nicht mehr antworten«, sagte Giovanni. »Er sagt immer nur, dass der Ort verflucht ist.«

»Wegen der Experimente?«

Diane hatte beinahe geschrien. Eine Stille trat ein, in der nur das Feuer knisterte und knackte. Dann begann die alte, heisere Stimme wieder zu sprechen.

»Er sagt, dass Blut geflossen ist«, erklärte Giovanni. »Dass die Wissenschaftler wahnsinnig waren, dass sie schreckliche Experimente durchgeführt haben. Mehr weiß er nicht. Es ist Blut geflossen: Deswegen haben die Geister sich gerächt.«

»Wie haben sie sich gerächt?«

Gambochüü schien jetzt unerwartet doch gewillt, sein Wissen preiszugeben, und redete drauflos, als wollte er sich etwas von der Seele reden – ohne auf Giovanni zu warten, der kaum noch mitkam und nur noch zusammenfassen konnte: »Sie haben den Unfall heraufbeschworen«, sagte er. »Im Frühjahr 1972 ist der steinerne Ring explodiert. Ein Blitz ist hindurchgefahren.«

Diane fühlte sich selbst wie vom Blitz getroffen. Die ganze Zeit hatte sie nur an das parapsychologische Versuchslabor gedacht und geglaubt, das Drama, das zur Schließung des Tokarnak geführt hatte, sei eine Folge der Experimente über

die Grenzzustände des menschlichen Bewusstseins gewesen. Nun erwies sich, dass die Tragödie in Wahrheit mit dem Reaktor zu tun hatte. »Gab es Opfer?«, fragte sie atemlos.

Giovanni gab ihre Frage weiter und lauschte der Antwort.

»Er spricht von hundertfünfzig Toten, mindestens. Er sagt, als die Maschine explodiert ist, waren sämtliche Arbeiter im Ring anwesend. Sie führten wohl irgendwelche Wartungsarbeiten durch, ich hab das nicht so genau verstanden. Anscheinend ist das Plasma aus der Kammer ausgetreten und hat sie bei lebendigem Leib verbrannt.«

Gambochüü wiederholte jetzt immer wieder ein Wort – ein Wort, das Diane erkannte. »Was redet er da von den Tsewenen?«, fragte sie.

»Sämtliche Arbeiter waren Tsewenen. Die letzten aus der Gegend.«

Sie hatten also beide Recht, Diane ebenso wie Giovanni. Die sowjetische Unterdrückung hatte das Nomadenvolk weitgehend vernichtet und die wenigen Überlebenden in die Seßhaftigkeit getrieben und in Kolchosen untergebracht: Sie waren Zwangsarbeiter geworden, verurteilt zum Tod im Reaktor.

»Er sagt, es gab wohl ein paar Überlebende«, fuhr der Ethnologe unterdessen fort. »Ihnen hingen die Eingeweide heraus, und die Frauen erkannten ihre Männer nicht wieder und weigerten sich, sie zu versorgen. Er sagt, die Sterbenden brüllten trotz ihrer grausamen Verletzungen, weil sie umkamen vor Durst. Er sagt, als sie tot waren, zerbrachen ihre Kiefer wie Glas. Und es saßen so viele Fliegen auf den Leichen, dass man nicht wusste, ob die Körper schwarz verbrannt oder schwarz von Insekten waren ...«

Diane dachte an die anderen Überlebenden – jene, die geglaubt hatten, sie seien dem Verbrennen entronnen. Die Konsequenzen von radioaktivem Tritium kannte sie nicht; aber sie wusste, welche Schäden Uranium anrichtet. In den Wochen nach dem Abwurf der Atombombe hatten die Überlebenden

von Hiroshima erfahren, dass der Begriff des Überlebens gegenstandslos geworden war. Zuerst fielen ihnen die Haare aus, dann folgten Durchfall und Erbrechen, innere Blutungen traten auf, und schließlich manifestierten sich die unheilbaren Krankheiten: Leukämie, Tumore, Krebs an allen Organen ... Die tsewenischen Arbeiter hatten zweifellos dieselben Qualen erlitten. Ganz zu schweigen von ihren Angehörigen, ihren Frauen – jenen, die Monate nach der Explosion Missgeburten zur Welt gebracht hatten, und anderen, die nie mehr schwanger geworden waren, weil die massive Strahlendosis ihre Keimzellen zerstört hatte.

Diane starrte zum Himmel hinauf. Sie weigerte sich, Mitgefühl aufkommen zu lassen. Sie durfte sich keine Sentimentalität erlauben, sondern musste bei klarem Verstand bleiben und versuchen, die richtigen Schlüsse aus diesen Erkenntnissen zu ziehen. Jewgenij Talich kam ihr in den Sinn: Indirekt hatte der Physiker mit seiner Kernforschung Unglück und Tod über sein eigenes Volk gebracht. Der geniale Wissenschaftler, der große Held der Tsewenen hatte die Auslöschung seines eigenen Volkes heraufbeschworen ...

Dann kam ihr eine andere Idee. Angenommen, Jewgenij Talich war nicht direkt an der fatalen Explosion beteiligt, angenommen, der Unfall war nicht seine Schuld: Lag hier nicht ein unabweisliches Motiv zur Rache vor? Was, wenn aus irgendeinem noch unbekannten Grund die Forscher des Labors für Parapsychologie die Verursacher des Unglücks waren? War es nicht denkbar, dass sich Talich, der friedliebende Dissident, in einen grausamen Killer verwandelt hatte, als er erfuhr, dass die Forscher sich anschickten, an den Ort ihres Verbrechens zurückzukehren?

KAPITEL 60

Diane erwachte beim ersten Tageslicht. Sie kleidete sich an, schlüpfte in eine wasserdichte Überhose und ihren Parka, darüber zog sie einen Regenumhang. Sie packte ihren Rucksack: Halogentaschenlampe, Seile, Karabinerhaken, Ersatzbatterien. Sie besaß keine Waffe, nicht einmal ein Messer. Einen kurzen Moment dachte sie daran, den Mongolen, die im Zelt nebenan schliefen, ein Gewehr zu entwenden, doch sie verwarf den Gedanken wieder: zu riskant. Sie schloss den Rucksack und kroch in die Morgenröte hinaus.

Alles war mit Reif überzogen. Das Gras strahlte weiß, hier und dort leuchtete eine bläuliche Pfütze. Tautropfen funkelten in erstarrter Pracht, an den Fichtennadeln und Zweigen hingen winzige, durchsichtige Stalaktiten, und all das Glitzern und Gleißern schien noch in Bewegung durch die Dunstschwaden, die es umwaberten, umschmeichelten, ihm eine geradezu materielle Dichte verliehen.

In der Ferne erriet sie die Gegenwart der Rentiere, hörte ihre Hufe, die knisternd durch dünne Eisdecken brachen, ihren schweren Atem, der warme Löcher in die starre Eisswelt ringsum schmolz, und stellte sich die Tiere vor, grau und nahezu unsichtbar im morgendlichen Dunst, wie sie zwischen den Steinen nach Salz leckten und nach Flechten, Moosen, Baumrinde suchten. Noch weiter entfernt vernahm sie das regelmäßige Plätschern des Sees. Sie atmete die kalte Luft ein und ließ den Blick über das Lager schweifen. Nirgends eine Bewegung, nirgends ein Laut: Alles schlief. Sie machte sich auf den Weg durchs Unterholz, bemüht, die kristallinen Zweige der Büsche nicht abzubrechen. Hundert Meter weiter musste sie stehen bleiben, um sich zu erleichtern, und verfluchte sich innerlich, dass sie nicht früher auf die Idee gekommen war, ehe sie sich derart eingemummelt hatte.

Hinter einem Baum schälte sie sich mühsam aus ihrer Über-

hose und kauerte sich nieder. Die Rentiere witterten das Salz im Urin, setzten sich augenblicklich in Marsch und brachen mit großem Getöse durchs Geäst. Diane hatte gerade noch Zeit, sich wieder anzuziehen und schleunigst aus dem Staub zu machen. Ininigem Abstand wurde sie langsamer und brach in ein Gelächter aus, das nervös, verkrampft, lautlos war, aber sehr erleichternd. Sie hakte die Daumen in die Schulterriemen des Rucksacks und ging weiter. Am Seeufer angelangt, blieb sie stehen und musterte die Kuppe zu ihrer Rechten, hinter der sich, wie sie von den Mongolen wusste, der Tokamak befand, nicht mehr als zwei Kilometer entfernt. Sie betrat den Lärchenhain und begann mit dem Aufstieg.

Bald war sie schweißüberströmt, und das Atmen wurde schmerzhaft. Von ihrem Regenumhang perlte der Nebel in Tröpfchen wie kleine Edelsteine. Sie bemerkte dunkle Stellen im Gras, wo der Boden frei von Reif war, und trat näher. Es waren die Schlafstellen von Hirschen oder Rentieren, noch warm von ihren Leibern. Diane zog einen Handschuh aus und fuhr mit bloßen Fingern darüber hin. Dann fiel ihr Blick auf die braunen Wurzeln unter ihren Füßen, und sie berührte auch sie und genoss es, die unebene, glitschig feuchte Struktur zu spüren.

Sie stieg weiter. Erst jetzt rief sie sich die Worte von Gambochüü wieder in Erinnerung, die Beschreibung der nuklearen Katastrophe und die Qualen der Opfer, und sie fühlte sich in ihrer Annahme bestätigt. Aus irgendeinem Grund, den sie nicht kannte, waren die Parapsychologen für das Reaktorunglück verantwortlich. Oder mitverantwortlich – jedenfalls auf irgendeine Weise an dem Unfall beteiligt. In ihrer Erinnerung stiegen auf einmal verschiedene Bilder auf – die von schwarzbraunen Flecken übersäte Haut von Hugo Jochum, die schuppige, rosarote Epidermis von Philippe Thomas, dessen Ekzem regelrechte Häutungen hervorrief. Und aus einem abgelegenen Winkel ihres Gedächtnisses tauchte auch das merkwürdige

Leiden von Rolf van Kaen auf, diese Magenatrophie, deretwegen er sich von zermalmtten roten Früchten ernährte ...

Wieso hatte sie nicht schon am Abend zuvor daran gedacht?

Natürlich waren auch die Parapsychologen verstrahlt worden.

Sie alle waren in der einen oder anderen Weise gezeichnet von der freigesetzten Radioaktivität – die sie offensichtlich aus größerem Abstand mitbekommen hatten, sodass die Strahlen für sie nicht tödlich gewesen waren. Strahlenschäden konnten sich auch nach Jahrzehnten manifestieren und in Gestalt von Verwachsungen oder Krankheiten auftreten. Dass diese Spätfolgen so sonderbar waren, ließ sich vielleicht mit der Neuheit des Ereignisses erklären: Bislang war niemand einer Tritiumbestrahlung ausgesetzt gewesen.

Diane spann ihre Hypothese weiter: War es nicht denkbar, dass die Explosion nicht nur in den körperlichen Stoffwechsel eingegriffen, sondern auch in ihrem Denken etwas verändert – oder durch Änderung des Stoffwechsels die Funktionsweise des Gehirns beeinflusst hatte? Konnte die atomare Strahlung vielleicht die gegebene Leistungsfähigkeit eines Bewusstseins so sehr erweitern ... dass paranormale Fähigkeiten entstanden?

In einem Fall wie diesem fiel es schwer, an Zufall zu glauben. War die Vorstellung also abwegig, dass sich die Forscher absichtlich einer Strahlung ausgesetzt hatten? Dass sie parallel zu ihren eigenen Erfahrungen Anzeichen bei den tsewenischen Arbeitern entdeckt hatten, die geistige Veränderungen aufgrund der Tritium-Exposition vermuten ließen? Dann hätten die Parapsychologen die Explosion im Rahmen eines extremen Experiments absichtlich ausgelöst. Irgendetwas war schiefgegangen, Menschen waren umgekommen – ein ganzes Volk! –, aber die Zauberlehrlinge hatten ihr gewünschtes Ziel erreicht. Ihre Kräfte waren unter der nuklearen Bestrahlung gewachsen. Die Männer waren Magier geworden. Die Magier des Atomzeitalters.

Während sie entschlossen den Wald durchquerte und ihr Blut sich im Rhythmus ihrer Schritte aufheizte, richtete sich Diane nach und nach in dieser Interpretation ein. So passte alles zusammen. Der Unfall war die Folge einer Sabotage, die eine Hand voll Wissenschaftler inszeniert hatte. Das war der Grund, weshalb Talich sie jetzt jagte und an der Schwelle des Todes behandelte wie Schlachtvieh.

Und es war wohl auch der Grund, weshalb die Männer zu dem steinernen Ring zurückkehrten: um das Experiment zu wiederholen, sich neuerlich der Bestrahlung auszusetzen und ihre Kräfte zu erneuern ...

Diane blieb stehen. Auf dem höchsten Punkt der Kuppe angelangt, erkannte sie durch die Nebelschleier hindurch ein weiteres Tal.

Und in der Mitte der Senke den gewaltigen Ring des Tokamak.

KAPITEL 61

Diane musste unwillkürlich an eine Stadt denken. Rund um den steinernen Ring ballte sich ein Labyrinth von Gebäuden und rostigen Strukturen, die sich über mehrere Hektar hinzogen und in der Ferne im Nebel verloren. Rechts, am Fuß der Anhöhe, standen die Turbinen des Elektrizitätswerks, das die Anlage gespeist hatte. Sie begann mit dem Abstieg. Nach einer Weile erkannte sie hinter den Gebäuden die aus dem Fels herausgesprengte, inzwischen halb verschüttete Trasse für die Eisenbahn und eine Zufahrtsstraße. Mit Hilfe dieser Infrastruktur hatten die Sowjets Arbeiter und das nötige Material für den Bau des Reaktors herangeschafft. Diane schwindelte bei dem Gedanken daran, wie viele Ingenieure, Arbeiter und Rubel das Projekt verschlungen hatte, das in einem mörderischen Brand

geendet war.

Auf der Talsohle angelangt, umrundete sie den Ring von der Westseite her. Nach und nach ersetzten Betonplatten den Grasboden. Über Geröll und Schrottteile hinweg betrat sie das erste Gebäude: Der Raum war durch Zwischenwände unterteilt, die einst verglaste Fenster gehabt hatten.

Durch einen Korridor gelangte Diane in einen betonierten Innenhof, dessen Wände vom Frost gesprungen waren; der Boden war mit Bauschutt und Kiefernadeln bedeckt. Rotschnäbelige Möwen flogen auf, als sie näher kam, das Geflatter und ihr Geschrei hallten von den Betonmauern wider, und ihre Schnäbel hinterließen eine rote Farbspur vor den grünlichen Wänden. Diane empfand keinerlei Furcht. Die Anlage war derart riesig, derart menschenleer, dass sie ihr unwirklich vorkam. Sie bog nach links ab und gelangte in einen Block, durch dessen Fenster das Morgenlicht hereinfiel. Sie ging weiter, vorbei an rissigen Mauern, aus denen Heidekraut und Beeren herauswuchsen, durchquerte weitere Säle mit gesprungenen Labortischen, gigantischen Apparaten, obskuren Maschinen. Ein Stück weiter entdeckte sie eine Treppe, die in ein tieferes Stockwerk hinabführte. Sie schaltete ihre Lampe ein. Am Fuß der Treppe versperrten ihr senkrechte Gitterstäbe den Weg. Sie drückte gegen das Tor, das offen war. Sie bezwang ihre Nervosität und betrat die finstere Röhre, und es schien ihr, als füllte ihr Atem den gesamten Raum.

Anscheinend befand sie sich in einem Kerker. Der Lichtstrahl ihrer Taschenlampe glitt über Reihen von Zellen auf beiden Seiten des Saals – einfache Abteile, durch niedrige Mauern voneinander getrennt, die am Boden verschweißten Ketten noch sichtbar. Diane dachte an die aus Gefängnissen und sibirischen Straflagern »importierten« Schamanen, sie dachte an die psychiatrischen Anstalten in Russland, wo Tausende von Dissidenten »behandelt« worden waren. Was hatte sich hier abgespielt, in dieser hochgeheimen Anlage? Sie

meinte noch den Widerhall des Wimmerns und Ächzens der Gefangenen zu hören, die fassungslos und zitternd vor Kälte ihr ungewisses Schicksal erwarteten.

Im Licht der Taschenlampe entdeckte sie eine in die Wand geritzte Inschrift und trat näher. Es waren kyrillische Buchstaben, die sie jedoch sofort wiedererkannte – im Kurschatow-Institut hatte sie den Namen geschrieben gesehen: TALICH. Daneben stand noch ein Wort, das sie nicht lesen konnte, doch dahinter folgte eine Jahreszahl: 1972. Ihr Kopf begann zu dröhnen wie vom Echo eines gewaltigen Entsetzens. Jewgenij Talich, der berühmte Leiter des Tokamak, war hier ebenfalls inhaftiert gewesen. Er hatte die Leiden der Schamanen geteilt!

Sie versuchte eine Erklärung dafür zu finden und stellte fest, dass diese neue Erkenntnis mehr Probleme löste als aufwarf: Wenn der TK 17 tatsächlich Schauplatz menschenverachtender Experimente mit Schamanen gewesen war, hatte sich Jewgenij Talich solchen Praktiken sicherlich in den Weg gestellt; sicher hatte er sich aufgelehnt und den Folterknechten gedroht, sie den Instanzen der Partei zu melden. Woraufhin sich das Blatt gewendet und die Parapsychologen, die zweifellos mit den Befehlshabern der hier stationierten Armee-Einheit verbündet waren, den Physiker unter irgendeinem Vorwand, wahrscheinlich staatsfeindlicher Umtriebe, inhaftiert hatten. Ein Tsewene blieb schließlich ein Tsewene. Und die russischen Soldaten hatten sicher mit Genuss den Stolz des kleinen Asiaten gebrochen. Diane fuhr mit den Fingern über die Inschrift und meinte in den Einkerbungen noch den Zorn des Forschers zu spüren. Obwohl sie nicht in der Lage war, das Gekrakel zu entziffern, war sie sicher, dass das Datum vom Zeitpunkt der Explosion nicht weit entfernt war: Frühjahr 1972.

So hatte sie also richtig vermutet: Als sich der »Unfall« ereignet hatte, war Talich nicht länger Leiter des Tokamak, sondern saß im Gefängnis wie ein einfacher politischer Gefangener.

Diane stieg die Stufen wieder hinauf und ging aufs Geratewohl weiter. Sie war noch wie vor den Kopf geschlagen von ihrer Entdeckung und brauchte eine Weile, bis sie bemerkte, dass die Räume größer und höher wurden: Die Türstöcke hoben sich, die Zimmerdecken schwebten nach oben, die Säle wurden weiter. Sie näherte sich dem Tokamak.

Endlich gelangte sie zu einer verbleiten Tür mit Stahleinfassung, die mittels eines Rads zu öffnen war wie die Schleusenkammer eines U-Bootes. Darüber war ein inzwischen verblasstes rotes Zeichen gemalt: die Propellerschraube aus drei Dreiecken, die in allen Ländern der Welt vor radioaktivem Material warnt.

Diane klemmte sich die Taschenlampe zwischen die Zähne, packte mit beiden Händen das Rad und stemmte sich mit aller Kraft dagegen, bis es ein wenig nachgab. Sie kurbelte weiter, bis die Tür entriegelt war, dann zog sie das Rad zu sich, am ganzen Körper angespannt, und zerriss dabei die Flechten und Moose, die sich in den Ritzen festgesetzt hatten. Abrupt gab die Wand nach und glitt dann über eine halbkreisförmige Schiene zur Seite. Diane bemerkte staunend, dass die Dicke der Wand, die zur Hälfte aus Beton und zur anderen aus Blei bestand, mindestens einen Meter betrug.

Sie trat über die Schwelle und erschrak: Der Flur war beleuchtet. Neonröhren verbreiteten ein grelles weißes Licht. Wieso gab es hier Strom? Sie dachte an die übrigen Mitarbeiter des Tokamak: Waren sie schon da, waren sie bereits in die Kammer vorgedrungen? Aber sie konnte jetzt nicht aufgeben – nicht so nahe am Ziel.

Vorsichtig betrat sie den steinernen Ring.

KAPITEL 62

Diane befand sich in einem ringförmigen Korridor, der etwa fünfzehn Meter breit war. In der Mitte stand – als Ring im Ring – eine zylindrische Röhre, die Wände verdeckt von einem Konglomerat aus Kabeln, Leitungen, magnetischen Spulen. Darunter verliefen magnetische Bogen, wie ein stählerner Schutzschild für diese sonderbare Pipeline. Hier stand offenbar alles im Zeichen des Kreises, des Bogens, der Krümmung ...

Sie trat näher. Das Kabelgewirr hing herab wie Lianen. Die rundum laufenden kupfernen Spulen griffen in regelmäßigen Abständen ineinander und leuchteten in einem Altrosa, das Diane einen metallenen Nachgeschmack im Mund verursachte. Verstrebungen aus schwarzem Metall stützten das gesamte Gefüge. Diane stand nur ein paar Schritte von der Röhre entfernt. Hinter den komplizierten Apparaturen und Schaltungen erkannte sie den glatten schwarzen Stahlmantel, die Vakuumkammer, in der einst das Plasma auf die Fusionstemperatur der Sterne aufgeheizt worden war.

Vorsichtig ging sie weiter, sorgfältig darauf bedacht, nicht auf den Schutt auf dem Fußboden zu treten und überhaupt kein Geräusch zu verursachen. Nie in ihrem Leben hatte sie sich so winzig, so kläglich gefühlt. Diese Maschine gehörte einer anderen Dimension, einer anderen Logik an, und Diane empfand eine dumpfe Beklommenheit beim Anblick dieses Bauwerks, das ein Erzeugnis des menschlichen Größenwahns war – hervorgegangen aus dem Willen, sich über die irdischen Gesetze hinwegzusetzen und die Materie in ihrer innersten Struktur zu verwandeln. Kamil hatte von Prometheus, dem Feuerdieb, gesprochen, Gambochüü von den Geistern, die sich an den Menschen gerächt und sie für ihre Verwegenheit bestraft hatten. Was immer sich hier abgespielt hatte – Diane begriff, dass der Tokamak der Schauplatz einer Entweihung, einer Auflehnung gegen höhere Mächte gewesen war.

Minutenlang folgte sie der Krümmung des Korridors, dann machte sie kehrt. Es gab hier nichts zu entdecken – dieser technologische Wahn lieferte nicht den geringsten Hinweis ... In diesem Augenblick brach ein grauenhaftes Gellen los, ein Lärm wie ein metallisches Kreischen.

Sie hielt sich die Ohren zu, aber es half nichts, das Kreischen wiederholte sich nur umso lauter. Es war ein schrilles Pfeifen, markerschütternd und unerträglich. In ihrem Schockzustand begriff Diane erst nach einer Weile, dass der Lärm nicht von einer menschlichen Stimme verursacht wurde, sondern ein Alarmsignal war: Der Tokamak war im Begriff, den Betrieb wiederaufzunehmen.

Zur unheilvollen Bestätigung ihrer Vermutung schlug an der Wand zu ihrer Rechten mit einem lauten Schlag eine Bleitür zu und wurde verriegelt. Diane sah, wie das Rad sich drehte und über der Tür eine rote Lampe aufleuchtete, und dann hatte sie den Eindruck, dass der gesamte Ring wieder zum Leben erwachte. Es war hier nicht anders als in allen Hochrisikoanlagen: Im Alarmfall besteht die erste Maßnahme darin, die Gefahrenzone abzuriegeln und sämtliche Ausgänge zu versperren – auch um den Preis von Menschenleben. So waren die Tsewenen bei lebendigem Leib verbrannt. So würde nun auch sie sterben.

Diane dachte an die Schleuse, die sie offen gelassen hatte. Sie rannte, so schnell sie konnte, die Augen geblendet von den Blinklichtern, das Trommelfell betäubt vom Alarm. Alle Türen, die sie erreichte, schlugen im selben Moment zu. Konnte sie wirklich nicht schneller laufen, als dieser Sicherheitsmechanismus funktionierte?

Auf einmal ertönte ein dumpfes Brummen, und der Fußboden begann zu vibrieren: Der Stromkreis schloß sich. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken: Kündigt das eine elektromagnetische Welle an? Ist noch Tritiumgas in der Vakuumkammer? Wie lange dauert es, bis aus den Gasatomen

ein Plasma mit einer Temperatur von mehreren Millionen Grad wird? Noch immer rannte sie den Korridor entlang, das Herz schlug ihr bis zum Hals. Das Grollen verstärkte sich, das Vibrieren ließ die Wände, den Boden, die Kabel erzittern und schickte Wogen des Entsetzens durch Dianas Körper. Endlich erspähte sie die Tür, durch die sie hereingekommen war: Noch stand sie offen. Doch in diesem Moment setzte sich die Tür auf ihrer Gleitschiene in Bewegung. Diane sah, wie sich die schwarzen Rollen drehten, die Angeln sich seitwärts schoben und die Tür aus Bleibeton sich langsam parallel zum Türstock ausrichtete.

Mit einem übermenschlichen Sprung quetschte sich Diane im allerletzten Augenblick durch den Spalt, der Beton streifte ihre Rippen, und sie stolperte über die stählerne Türschwelle und fiel. Aber sie war in Sicherheit. Sie lehnte sich gegen die Wand, die sich geschlossen hatte. Außer Atem, mit blutleerem Kopf, schrie sie ihr Entsetzen hinaus, hämmerte mit Füßen und Fäusten auf den Boden und ließ ihrer Panik freien Lauf – einer Panik, die von weit her kam, ein Überrest all der Gefahren, denen sie hatte trotzen müssen.

Die Erschütterung erreichte ihren Höhepunkt und brachte sie zum Verstummen. Die Tür erzitterte in ihrer Verankerung wie das Fell über einer Trommel. Mit verkrampften Muskeln und zusammengebißenen Zähnen krümmte sich Diane und drückte sich an die Wand, während sie spürte, wie der Boden sich ihr entgegenhob wie eine mächtige Welle. Es dauerte jedoch nur einen Augenblick, den Bruchteil einer Sekunde; dann trat wieder Ruhe ein – der ohrenbetäubende Sirenton wurde leiser und verstummte endlich, der Boden war wieder stabil. Diane verharrte reglos, mit stierem Blick, zu Stein erstarrt.

Langsam kehrten die Gedanken in ihren Kopf zurück. Aus der Tiefe ihres Bewusstseins sickerte eine Erkenntnis an die Oberfläche, wie ein fernes, sehr fernes Murmeln: Es war alles vorbei. Der Aktivitätsschub des Tokamak hatte nur ein paar

Sekunden gedauert, dann hatten die Sicherheitsmechanismen, die aus einer anderen Zeit stammten, die zerstörerische Anwendung gestoppt. Diane begriff, dass sie den Reaktor wie ein autonomes Wesen sah – wie ein Untier oder einen Vulkan. Doch die Wahrheit war eine andere: Es war eine menschliche Hand, die den Reaktor hochgefahren hatte. Wer? Und warum? Um sie, Diane, aus dem Weg zu schaffen? Sie war zu müde, um sich weitere Fragen zu stellen, zu erschöpft für weiteres Grübeln.

Mühsam rappelte sie sich auf. In dem Moment bemerkte sie, dass ihr Umhang auf der linken Seite geschmolzen war. Sie riß ihn herunter. Auch der Parka war schwarz versengt und aufgeschlitzt. Diane fuhr mit der Hand in die Spalte und tastete Wolle und Polyesterfasern. Ebenfalls versengt. Mit einer raschen Geste entblößte sie ihre Seite. Von der Leiste bis zur Achsel war die Haut verbrannt und warf Blasen. Es war eine ausgedehnte dunkelrote Wunde, die sich über ihren Körper hinzog und an die anatomischen Darstellungen der Körpermuskulatur erinnerte. Diane war fassungslos. Und das größte Entsetzen verursachte ihr das völlige Fehlen von Schmerz.

Sie bückte sich und musterte die Bleiwand an der Stelle, wo sie gesessen hatte, und sah, dass winzige Risse durch das Material liefen. Der winterliche Frost, die sommerliche Hitze hatten das Blei porös werden lassen, und durch diese Haarrisse war die radioaktive Strahlung ausgetreten und hatte sie bis ins innerste Mark getroffen. Entsetzt wich sie zurück. Sie hatte geglaubt, sie sei dem Tod entronnen. Ein Irrtum. Ein fataler Irrtum. Denn sie war nicht nur verbrannt: Sie war verstrahlt.

Und damit so gut wie tot.

KAPITEL 63

Über dem Tal ging die Sonne auf. Die grünen Ebenen, auf der einen Seite vom Bergwald, auf der anderen von den noch nebelverhangenen Gebirgsausläufern begrenzt, rüsteten zum Ansturm auf den Horizont. Etwa hundert Meter entfernt bemerkte Diane einen Punkt, der sich bewegte, und als sie die Augen zusammenkniff, erkannte sie die Gestalt Giovannis, der mit einem Gewehr über der Schulter auf sie zukam. Er watete durch die Gräser, die ihm bis über Knie reichten und ihn in langen, lasziven Wellen umschmeichelten.

»Was ist los?«, schrie er. »Ich habe ein Beben gespürt, und dann ...«

Eine Bö trug den restlichen Satz davon. Diane wankte ihm entgegen. Die Verbrennung spürte sie noch immer nicht, doch die Windstöße, die ihr Gesicht peitschten, die Gräser, die ihr um die Beine strichen, die frischen Gerüche der Landschaft, die bis in ihre Seele vordrangen, die nahm sie sehr deutlich wahr.

»Sie hätten auf mich warten können«, knurrte der Italiener, als sie einander gegenüberstanden. »Was ist passiert?«

»Der Tokamak hat sich plötzlich in Betrieb gesetzt. Ich weiß nicht, was ...«

»Und Sie?«, fragte er weiter. »Mit Ihnen scheint alles in Ordnung zu sein.«

Diane lächelte, um nicht schreien zu müssen. »Sie sind aber ein guter Beobachter«, sagte sie.

Sie fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und stellte fest, dass ganze Büschel darin hängen blieben. Die Strahlung machte sich bereits bemerkbar. Die Milliarden von Atomen, aus denen ihr Körper bestand, fielen bereits auseinander und lösten damit eine Kettenreaktion aus, die erst mit ihrer völligen Auflösung beendet wäre. Wie viel Zeit hatte sie noch? Ein paar Wochen? Ein paar Tage?

»Ich war in der Maschine, Giovanni«, murmelte sie. »Ich bin verstrahlt. Verstrahlt bis auf die Knochen.«

Der Ethnologe bemerkte endlich den schwarz versengten Schlitz in ihrem Parka. Mit zwei Fingern hob er den Stoff an und sah die rötliche Wunde – die Haut begann sich bereits in langen Fetzen zu lösen.

»Sie brauchen einen Arzt«, stammelte er. »Ich bringe Sie ins Krankenhaus, Diane. Bloß keine Panik jetzt.«

Sie hörte ihm gar nicht zu. Sie wollte sich weder in trügerischer Hoffnung wiegen noch in Verzweiflung versinken. Allein die Galgenfrist, die ihr noch blieb, interessierte sie. Sie musste lange genug leben, um die Dämonen zu entlarven und die Wahrheit ans Licht zu bringen – und um dafür zu sorgen, dass ihrem Adoptivsohn nichts mehr geschehen konnte.

»Ich bringe Sie ins Krankenhaus«, wiederholte der Italiener.

»Seien Sie still.«

»Ich Sorge dafür, dass Sie ganz schnell nach Frankreich zurückgebracht und ...«

»Jetzt seien Sie doch still.«

Giovanni verstummte.

»Hören Sie denn nichts?«, fragte Diane.

»Was?«

»Die Erde bebt.«

Ging der Tokamak schon wieder los? Sie stellte sich vor, wie das Tal unter der atomaren Explosion in Flammen aufging. Dann begriff sie, dass das Beben nicht vom Reaktor herkam, sondern von der entgegengesetzten Seite des Tals. Sie richtete den Blick geradeaus auf den Raum zwischen der bewaldeten Kuppe und der Felswand, wo eine riesige Staubwolke den Horizont verhüllte.

Dann sah sie, was es war. Wer es war.

Sie erkannte sie auf der Stelle.

Die Tsewenen.

Nicht zehn.

Nicht hundert.

Sondern Tausende.

Eine Myriade von Reitern vor und neben und hinter einer gewaltigen Herde von Rentieren, deren unzählige Rücken ein schimmerndes Gewoge unter dem Spiegel der Wolken war – ein unaufhörliches Schillern von felligen Rücken und Lichtreflexen.

Ein endloser Strom quoll den Hang herab in die Ebene, breitete sich aus, strotzend vor Kraft, Energie und Schönheit. Von Farbe war keine Rede mehr: Die Reiter trugen ausschließlich schwarze *deels*, und die Tiere, die sich zwischen ihnen drängten, waren grau und weiß. Sie rannten dahin, rieben ihre gesprenkelten Flanken, ihre samtigen Mäuler aneinander – wie lebende Büsche, phantastische Korallengebilde, materialisierte Auswüchse von Wind und Leben.

Diane wusste vor Verwunderung und Staunen nicht, wohin sie blicken sollte, so sehr entzückte und überwältigte sie der Anblick. Sie suchte einen Anhaltspunkt, an dem sie sich festhalten, auf den sie ihre Aufmerksamkeit heften konnte, und auf einmal war ihr klar, welchen Anblick sie mitnehmen wollte, wenn sie in diesem Augenblick sterben musste: die Frauen.

Sie waren es, sie allein, die zu beiden Seiten der Herde ritten und die Tiere im Zaum hielten. Auf dem Rücken ihrer Pferde saßen sie, beide Füße fest in den Steigbügeln, und schrien mit erhitzten Wangen. Diane erkannte die Muster auf ihren Kopftüchern, die Symbole der magischen Verwandlungen darstellten, wie sie seit dem Flug mit dem Transporter wusste. Jetzt war es, als hätten diese gemalten Fabelwesen Gestalt angenommen, um die Erde aufzuwühlen und Schollen aus dem Boden zu reißen, sodass Krümel und Gras durch die Luft flogen. Sie sprengten vor und zurück, hin und her, Leib und Schenkel mit dem Pferd verwachsen, wie um von der Erde emporzuschnellen mit einem rasenden Satz, einem eleganten

Sprung – einer explosiven Lebendigkeit, die bis zum Himmel hinaufstieg.

Über den Lärm der zahllosen Hufe hinweg brüllte Giovanni: »Was ist denn das nun wieder? Die werden uns zertrampeln!«

Diane, die ihre wirbelnden Haare festhielt, rief zurück: »Nein. Ich glaube ... Ich glaube, sie kommen, um uns zu holen.«

Und sie ging weiter durch die hohen Gräser auf die stürmende Horde zu, während die Linie der Rentiere, schneeweiß und aschgrau, im Galopp durch das Gewoge aus Gras und Gestrüpp näher rückte. Diane hielt nicht inne. Hinter den Reitern erkannte sie jetzt die Kinder, die auf hölzernen Sätteln kleinere Tiere ritten.

Von Zeit zu Zeit erschienen ihre geröteten Gesichter im Dikicht der Zweige. Eingemummt thronten sie auf ihren gewitterfarbenen Reittieren, ungerührt wie kleine Prinzen.

Als die Truppe nur noch hundert Meter entfernt war, erkannte Diane einen Mann an der Spitze. Er trug einen breiten schwarzen Hut, und seine Aufmachung war von einer Pracht, seine Haltung von einer Erhabenheit, die vermuten ließ, dass er den Zug anführte. Dabei war er noch sehr jung, beinahe noch ein Kind, und Diane war sich auf einmal sicher, dass dieser kindliche König ein Wächter war – ein zum Mann herangewachsener Wächter, von seinem Volk als Anführer verehrt. Sie dachte an Lucien. Vor ihrem geistigen Auge sah sie undeutlich chaotische Ereignisse vorüberziehen, sah gestohlene Kinder, Brandzeichen auf der Haut, Grenzüberschreitungen zwischen Leben und Tod, sah Mord und Folter ... Letztlich war alles eins. Und es war ihr egal. Denn auf dem Grund dieses Strudels, jenseits dieses Volkes, das von den Toten auferstanden war, sah sie ein Licht aufleuchten.

Wenn dieses Volk noch am Leben war, dann gab es vielleicht auch für sie eine Hoffnung ...

Wie eine Woge, die sich am Ufersand bricht, hielten sämtli-

che Tiere in ihrer Bewegung inne. Zwanzig Meter von Diane entfernt. Sie ging auf sie zu. Die ersten Rentiere reckten bereits den Hals und witterten das Salz auf ihren tränennassen Wangen. Wankend vor Erschöpfung fragte sich Diane, was sie sagen, in welcher Sprache sie reden sollte, um den Kontakt herzustellen.

Das war jedoch überflüssig.

Der jugendliche König wies ihr bereits ein gesatteltes Pferd zu, das sie aus großen, sanften Augen musterte.

KAPITEL 64

Auf der Stelle machte der ganze gewaltige Zug kehrt und strebte auf die Ausläufer des Gebirges zu. Die Herde bewegte sich jetzt gehorsam im Schrittempo vorwärts. Bald ließen sie die letzten Bäume hinter sich, drangen zwischen

Geröll und niedrigem Gestrüpp hangaufwärts und hatten bald die farblose Landschaft der Tundra erreicht. Hier öffnete sich ein weites Hochplateau, bewachsen von dichtem, kräftigem Gras und gesäumt von Granitblöcken, die wie eine alpine Balustrade wirkten. Dutzende von Männern und Frauen waren damit beschäftigt, Zelte zu errichten, indem sie Militärplanen über hohe Pyramiden aus Asten hängten.

Giovanni, der hinter Diane herging, murmelte: »Das sind urts, die Zelte der Tsewenen. Nie hätte ich gedacht, dass ich sie eines Tages zu sehen bekomme.«

Andere Gruppen bauten mit Birkenhölzern Pferche auf, in die bereits folgsam die Rentiere strömten. Auf Holzgestellen hingen Bauchfellnetze von Tieren, die Membranen, in denen die Eingeweide ruhen, wie zum Trocknen aufgehängte Laken. Diane ließ sich von ihrem Pferd führen. Elektrische Schauer liefen über ihre Haut, die sich stellenweise zu blutleeren

Flecken verhärtete, während die Brandwunde sich allmählich bemerkbar machte, beißend wie ein Kälteschmerz.

Sie konnte sich der Faszination nicht entziehen. Sie betrachtete dieses Volk, das aus dem Nirgendwo aufgetaucht war und vielleicht nur dank der Nebelschwaden, die die Berge hier stets einhüllten, der Entdeckung aus der Luft entgangen war. Breit, hart, tief gefurcht waren die Gesichter, gegerbt von Wind und Kälte. Alle – Männer, Frauen, Kinder – trugen dunkle *deels*, nachtblau oder violett. Doch es war vor allem die Mannigfaltigkeit der Kopfbedeckungen, die die Einzigartigkeit eines jeden unterstrich: Gauchohüte, pelzbesetzte Tschapkas, Jakobinermützen, Filzhüte, Kapuzen ... Es war ein bunter Reigen, der da auf dem Rücken der Pferde auf und nieder tanzte.

In der Mitte des Lagers angelangt, forderten mehrere Frauen Diane auf, abzusitzen. Sie sträubte sich nicht. Sie hatte gerade noch Zeit, Giovanni zuzumurmeln: »Mach dir keine Sorgen«, dann führten die Frauen sie zu einem allein stehenden Zelt, das mehr als hundert Meter entfernt nahe der Einfassung aus Felsblöcken aufgestellt war, und ließen sie eintreten. Es bot mehrere Quadratmeter Raum, der Fußboden bestand aus Gras und ein paar moosbewachsenen Steinen. Als sie den Blick hob, sah sie gefrorene Fleischstücke von den Zeltstangen herabhängen. Auf Rindenbrettchen lagen rituelle Gegenstände: Rosshaargirlanden, Vogelnester, ein Kranz aus kleinen Kieferknoschen, die von jungen Rentieren stammen mochten. Es waren auch starre, schwärzliche Gebilde darunter, die an gedörrte Pfoten und Penisse von Tieren erinnerten.

Zwei ihrer Begleiterinnen entkleideten sie jetzt; die dritte warf unterdessen Rosshaare in die Glut der Feuerstelle und goss einige Tropfen Wodka dazu. Binnen Sekunden war Diane nackt und lag kälteschlotternd auf einer ledernen Unterlage, die härter war als Eisen. Sie starrte auf ihren Körper, der ihr riesig erschien, dürr wie ein Skelett und leichenblass auf dem schwarzen Lager. Drei Männer betraten das Zelt, und Diane

rollte sich zusammen, doch sie warfen keinen Blick auf sie, sondern legten ihre Kopfbedeckungen ab – eine Skimütze, eine Kapuze, einen Filzhut – und griffen nach den Trommeln, die neben dem Heiligtum aufgestellt waren. Sofort begannen sie zu trommeln: harte, dumpfe Töne ohne Nachhall. Diane erinnerte sich an eine Bemerkung von Giovanni: dass in der Taiga die rituellen Trommeln stets aus dem Holz von Bäumen hergestellt würden, die vom Blitz gefällt worden waren.

In den Rhythmus mischte sich nun ein kehliges Röcheln, leicht synkopiert, das ein gedämpftes Echo hinter den vorherrschenden Trommelschlägen bildete. Die Männer, die in zerschlissene schwarze deels gekleidet waren, wiegten sich nun hin und her und hoben ihre Trommeln hoch empor, ohne eine Miene zu verziehen. Sie sahen aus wie grimmige Bären, struppig vom Wald.

Die Frauen zwangen Diane, sich der Länge nach auszustrecken. Sie versuchte erst, ihre Nacktheit zu bedecken, doch der Rauch aus dem Feuer war inzwischen so dicht geworden, dass ihr Körper kaum noch zu sehen war. Eine Frau warf ihr Hände voll Talkpuder über den Oberkörper, während eine andere ihr ein kochendheißes Getränk einflößte. Die unterschiedlichsten Empfindungen brandeten über sie hinweg, ohne dass eine sich durchsetzen konnte: Kälte, Panik, Atemnot ... Diane legte den Kopf auf das Leder zurück und fügte sich: Es gab kein Zurück mehr. Mit geschlossenen Augen lag sie da, während Hände ihre Schultern betasteten, und merkte zu ihrer Überraschung, dass sie betete. Dass sie innigst herbeisehnte, es möge wirklich geschehen. Dass die Magie der Tsewenen sich über ihre Skepsis hinwegsetzte und sie rettete ...

Das Trommeln wurde lauter, und im Gegenzug hoben sich auch die brummenden Stimmen, die aus geschlossenen Mündern drangen und einen eindringlichen Rhythmus erzeugten. Wider Willen öffnete Diane die Augen. Ihr Körper war mit kaltem Schweiß bedeckt. Die Männer, undeutliche Schattenge-

stalten im dichten Rauch, gingen bei jedem Trommelschlag in die Knie und bewegten sich jetzt seitwärts im Kreis. Auf den Fersen und mit gesenktem Blick saßen die Frauen rund um Diane. Sie beugten sich vor und richteten sich auf, beugten sich erneut vor, die Hände lagen geöffnet auf den Knien. Diane bemerkte die besonderen Ohrgehänge der Frauen: Sie zeichneten die Silhouetten von Zugvögeln.

Von einem Augenblick zum anderen veränderte sich die Zeremonie: Die Frauen zogen Flöten aus dem Ärmel hervor und fingen einstimmig zu blasen an, und die Töne, die sie hervorbrachten, waren so spitz und schrill und eindringlich, dass sie mehr Lärm erzeugten als die Trommeln. Im Sitzen begannen sich die Flötenspielerinnen zu krümmen und im Kreis zu drehen – drei Kreisel aus Tönen, Seide und Feuer. Ihre Lippen schienen mit dem unseligen Rohr verschraubt, und ihre geblähten Wangen ähnelten Weihrauchfässchen, die heiligen Rauch verströmten.

Und dann trat aus dem Lärm und den Rauchschwaden eine Frau heraus – die Schamanin.

Eine mit Adlerfedern und Fransen bestückte Haube überwölbte ihr Gesicht, und ihre winzige Gestalt verschwand beinahe unter einem Mantel, an dem schwere Metallteile hingen.

Einwärts gekrümmt kam sie mit kleinen, rhythmischen Schritten näher. In der Hand hielt sie einen sonderbaren Gegenstand, eine Art Beutel oder Feldflasche aus Fell. Wie erstarrt sah Diane sie auf sich zukommen. Über Trommelwirbel und Flötentriller erhob sich nun ein markerschütterndes Schreien, und erst nach Sekunden begriff Diane, dass es eine Stimme war, die schrie. Sie dachte erst, dass es die Hexe sei, die unter ihren Fransen hervorkreischte, doch dann erkannte sie: Nicht die Schamanin erzeugte diesen schrecklichen Ton, sondern der Fellbeutel in ihren Händen.

Das Ding war lebendig.

Es war ein langhaariges Nagetier, das sich unter dem harten Griff der Alten vor Todesangst wand. Diane drückte sich in die Ecke des Zelts, während die Ereignisse ringsum wie einzelne Bilder auf sie einstürmten – die sich wie rasend vor und zurück wiegenden Männer, die um ihre Flöten gekrümmten Frauen, stehend mit erhobenen Armen die Zauberin, von deren Kopf die Federn und Fransen abstanden wie bei einem Vogel, während sie das kreischende Nagetier schwenkte.

Diane wollte nur fliehen aus diesem Alptraum, vergessen, was ... Ungestüm wurden ihre Schultern auf die Matte gepresst. Die Flötenspielerinnen hatten ihre Instrumente beiseite gelegt, um sie festzuhalten. Diane wollte schreien, doch ein Rauchschwall wurde ihr in den Mund geblasen.

Die Schamanin stand jetzt dicht vor ihr. Das Tier in ihren Händen kreischte weiter und schlug mit spitzen, gewalttätigen Krallen um sich. Dieses Ungetüm hielt die Alte nun an die Brandwunde. Diane blickte hinunter auf ihren talkbestreuten Bauch und sah, dass die Haut unter dem weißen Pulver geschwollen und gebläht war und hier und dort unter dem gnadenlosen Druck der inneren Verwesung bereits aufklaffte. In einem letzten Aufbäumen wollte sie fliehen, doch sie lag da wie gelähmt.

Die Schamanin hielt jetzt das Tier an die Wunde und drückte den pelzigen Körper auf das eitrige Fleisch. Im selben Moment zog ein scharlachroter Schleier über die Augen des kleinen Nagers – ein blutiger Film. Erbittert, hartnäckig, mit zwanghaftem Eifer fuhr die Schamanin mit der Pelzkugel immer wieder über die Wunde, hin und her.

Offenbar bestand der Sinn dieses obskuren Vorgehens darin, die Spuren der Verstrahlung mithilfe des Nagers zu tilgen: Die Schamanin benutzte das Tier wie einen lebendigen Schwamm, einen heilenden Magneten, der die Brandmale auslöschen und den Tod aufsaugen sollte.

Auf einmal fing das Tier zu knistern an, Funken sprühten aus

seinem Pelz, und Diane traute ihren Augen nicht: Von der Berührung mit der Brandwunde fing das Pelztier selbst Feuer. Zwischen den krummen Fingern der Schamanin kräuselte sich der Rauch aus dem kleinen Körper.

Das Weitere geschah sehr schnell.

Die Schamanin schwenkte den brennenden Flederwisch zum Zeltdach hinauf. Dann drehte sie sich um die eigene Achse in einem Wirbel aus Fransen und klirrendem Metall und zerschmetterte das Tier auf einem Stein. Unmittelbar darauf zog sie einen Hirschfänger aus dem Ärmel und schlitzte den Tierkörper vom Bauch bis zur Kehle auf. Diane sah die schwelenden Eingeweide hervorquellen. Sie sah die gichtigen Finger der Schamanin im Gedärm wühlen, und dann sah sie zwischen den dunkel glänzenden Organen ein schwarzes Gebilde hervorbrechen, eine Generation entarteter Zellen, die Fasern und Gewebe ausschwitzten. Knoten der Angst. Sichtbare Spuren des Leidens. Ein Gekröse des Todes.

Ehe sie das Bewusstsein verlor, erkannte Diane die Wahrheit. Der Krebs.

Der Strahlenkrebs war auf den Tierkörper übergegangen.

KAPITEL 65

Als Diane wieder erwachte, neigte sich der Tag dem Ende zu. Sie reckte sich, spürte ihre Muskeln sich bis in die Extremitäten hinein anspannen und genoss die Wärme des Feuers, das in der Mitte des Raums knisterte. In der Ferne hörte sie die Geräusche des Zeltlagers. Alles war so angenehm, so vertraut

...

Sie befand sich in einer *urt*, einem mongolischen Zelt, in dem es außer der Feuerstelle nur ein paar Holzsättel, einen Webrahmen und die unvermeidlichen grauen Felsblöcke gab, die

als Mobiliar dienten. Von Schamanismus war keine Spur mehr zu sehen – ausgenommen ein paar kleine Figuren, die von der Decke herabhingen, in getrocknete Rentierohren gekleidet, um den Hals die Schnauzen kleiner Nagetiere. Wenn sie den Blick hob, sah sie durch die Öffnung im Dach den Himmel und erinnerte sich, dass Giovanni gesagt hatte, die Mongolenzelte seien nach oben hin immer offen, damit Heim und Herd mit dem Kosmos in Verbindung blieben.

Sie setzte sich auf, schob die Filzdecke beiseite und stellte fest, dass sie in frische Unterwäsche gekleidet war. Jeans und Rollkragenpullover lagen sorgfältig gefaltet neben ihr, und sogar ihre Brille, ein spiegelndes Funkeln im Gras, befand sich in Reichweite. Mechanisch setzte sie die Gläser auf, dann hob sie das T-Shirt an, um die Brandwunde zu betrachten. Was sie sah, überraschte sie nicht. Eine Welle der Dankbarkeit stieg in ihr auf, und eine Flut der Liebe durchströmte ihren Körper wie ein sonnenbeschienener Fluss. Sie zog sich vollständig an und verließ das Zelt.

Draußen war das Lager unterdessen komplett eingerichtet, an die vierzig Zelte verteilten sich über die Lichtung. Im Licht des Abends wirkte die Tundra mehr denn je wie eine Mondlandschaft. Die Nomaden gingen ihren Tätigkeiten nach – die Frauen waren in den Zelten mit der Zubereitung des Essens beschäftigt, die Männer führten die letzten Rentiere zum Pferch, die Kinder rannten wild durcheinander durch die Dunstschwaden, und ihr Gelächter zerriss die rauchgraue Luft.

Diane lächelte unwillkürlich, als sie Giovanni erblickte, der allein an einem Feuer saß. Sie ging zu ihm und setzte sich neben ihn zwischen Sattel und Gepäck. Der Italiener reichte ihr einen Becher Tee. »Wie geht's?«, erkundigte er sich.

Sie nahm den Becher entgegen, schnupperte den aufsteigenden Dampf und gab keine Antwort. Er hakte nicht nach. In seinen Parka gehüllt, stocherte er mit einem dünnen Ast in der Glut. Endlich murmelte Diane: »Giovanni, wir werden nie

mehr dieselben Menschen sein wie zuvor.«

Der Italiener schaute auf. »Wie geht's Ihnen?«, fragte er noch einmal.

Diane starrte in die Flammen und sagte: »Wir aufgeklärten Westler halten schamanistische Praktiken für Aberglauben und naives magisches Denken und verachten sie als Einbildung und Schwäche. Was für ein Irrtum: Dieser Glaube ist eine enorme Kraft!«

Giovanni gab keine Antwort, sondern beugte sich vor und blies ins Feuer, bis die brennenden Gräser sich zu orangeroten Fäden rollten und einen winzigen, glühenden Reigen aufführten.

»Es ist eine Kraft, Giovanni«, wiederholte Diane. »Das ist mir heute klar geworden. Denn wenn der Geist glaubt, steht ihm nichts mehr im Weg. Vielleicht ist er sogar allmächtig. Die menschliche Ausprägung einer Kraft, die allen Elementen des Universums gemeinsam ist.«

Der Italiener richtete sich abrupt auf, mürrisch, als verschanzte er sich hinter seinem Bart. »Diane«, sagte er, »ich verstehe Ihre Aufregung, aber ich persönlich glaube nicht ...«

»Es geht nicht um glauben oder nicht glauben.«

Sie hob Pullover und T-Shirt und entblößte ihren Bauch: Die Haut war weiß, glatt, nahezu unberührt. Wo das Fleisch ein paar Stunden zuvor schwärend und verbrannt gewesen war, zeichnete sich nur noch eine leichte Röte ab.

Giovanni war sprachlos.

»Die Schamanin hat meine Verbrennung geheilt«, fuhr Diane fort. »Es ist ihr gelungen, die Strahlenschäden rückgängig zu machen. Sie hat diesen Krebs aus mir herausgezogen und einem kleinen Nagetier angehängt, das in Flammen aufgegangen ist. Nenn es, wie du willst: Hexerei, Psi, Geistheilung ... Tatsache ist, dass die spirituelle Kraft, die ich meine, von einer Reinheit ist, die wir Wissenschaftler niemals vermutet hätten. Und diese Kraft ist es, die mich gerettet hat.«

Wie selbstverständlich hatte sie ihn geduzt: Sie bewegten sich nicht mehr auf einer Ebene, auf der das »Sie« eine Rolle spielte. Mit ungläubiger Miene setzte Giovanni zu einer Antwort an, doch dann ließ er es bleiben. »Na gut«, sagte er. »Wie auch immer. Ich bin jedenfalls sehr froh, Diane.«

Er griff nach ein paar Rindenstücken und warf sie in die Flammen. Der Reigen glühender Fäden begann von neuem.

»Allerdings«, fuhr er fort, »möchte ich jetzt alles wissen. Und wenn ich alles sage, dann meine ich *alles*.«

Diane trank einen Schluck Tee und ließ sich lange Zeit, um ihre Gedanken zu sammeln, dann begann sie. Sie erzählte von Luciens Adoption, von dem Unfall auf dem Boulevard Périphérique, von Luciens Koma und vom Eingreifen Rolf van Kaens. Von der wahren Herkunft des Jungen und von den Männern, die sich für ihn interessierten. Sie erzählte vom Tokamak, von seinen Mitarbeitern, vom Labor für Parapsychologie. Sie erzählte, wie die Wächter beauftragt worden waren, auf ihren Fingerkuppen den Zeitpunkt eines rätselhaften Treffens mitzuteilen. Sie legte ihre Hypothese dar, wonach die Forscher des TK 17 ein Geheimnis entdeckt hatten, das ihnen half, sich paranormale Fähigkeiten anzueignen und zu entwickeln. Und sie schloss mit der Überzeugung, dass die Männer nun um eben dieses Geheimnisses willen zurückgekehrt seien. Sie waren im Tokamak verabredet, am 20. Oktober 1999, also in ein paar Stunden, um ihre mentalen Kräfte zu regenerieren.

Giovanni unterbrach sie kein einziges Mal. Er gab kein Zeichen der Verwunderung von sich, äußerte keine Skepsis. Erst als sie ihren Bericht beendet hatte, fragte er: »Und wie soll das funktioniert haben, die Entwicklung dieser übersinnlichen Kräfte? Wie hätten sie sich diese ... unglaublichen Fähigkeiten zugelegt?«

Dianes Gesicht brannte von der Hitze des Feuers, während an ihrem Rücken die abendliche Kälte nagte. Sie stellte sich vor, wie ihr Blut kochte. Sie konnte es förmlich sehen, orangegelb

wie brennendes Harz.

»Ich weiß nicht genau«, murmelte sie. »Ich weiß nur, dass ich mich total geirrt hatte.«

»Das heißt?«

Sie holte tief Luft. Der beißende Rauch füllte ihren Mund wie ein Schwall Weihrauch. Sie dachte an die Zeremonie, die sie geheilt hatte, und sagte: »Meine erste Vermutung war, dass diese Parapsychologen durch Experimente mit den Schamanen aus Sibirien irgendeine bahnbrechende Entdeckung gemacht hätten.«

»Es deutet doch alles darauf hin, dass genau das passiert ist, nicht?«

»Nicht so, wie man es sich vorstellen könnte. Ihre metaphysischen Kräfte sind nicht das Ergebnis ihrer Forschungen.«

»Wieso nicht?«

»Aus mehreren Gründen. Erstens: Stell dir diese Schamanen vor, die schon Jahre in Gefängnissen und Straflagern verbracht haben und völlig am Ende sind. Wie hätten die Wissenschaftler an ihnen irgendwelche Kräfte erforschen können? Wie hätten sie es geschafft, sie in Zustände wie Hypnose oder Trance zu versetzen?«

»Vielleicht wurden sie nur verhört.«

»Die Schamanen hätten sicher nichts gesagt.«

»Die Sowjets hatten ziemlich überzeugende Methoden.«

»Das stimmt. Trotzdem glaube ich, dass aus ihnen nichts herauszuholen war. Die Schamanen waren leer, ausgebrannt, fern von ihrer Heimat, fern von ihrer Kultur, und hatten den Parapsychologen nichts beizubringen. Selbst wenn sie es gewollt hätten.«

»Was war es dann?«

Diane trank noch einen Schluck Tee. »Heute Morgen ist mir eine andere Erklärung eingefallen. Vielleicht sind ihnen die übersinnlichen Kräfte durch einen äußeren Vorfall zugewachsen. Durch ein Ereignis, das mit ihren Psi-Forschungen nichts

zu tun hatte.«

»Und was für ein Ereignis?«

»Die Explosion des Tokamak. Wenn die Radioaktivität die Strukturen des Körpers verändern kann, warum nicht auch das Bewusstsein, die Geisteskraft?«

»Dann wären die Forscher ebenfalls verstrahlt worden?«

»Das weiß ich natürlich nicht. Aber diejenigen, die ermordet wurden, wiesen alle sehr merkwürdige körperliche Phänomene auf. Hautkrankheiten, Atrophien, Anomalien, die durchaus Strahlenschäden sein könnten, soweit ich weiß. Ich dachte zuerst, dass sie den GAU vielleicht sogar herbeigeführt und sich absichtlich der Strahlung ausgesetzt haben.«

»Und das denkst du jetzt nicht mehr?«

»Nein. Die Explosion hat eine ganz andere Rolle gespielt. Eine enthüllende.«

»Versteh ich nicht.«

Diane beugte sich zum Feuer und starrte Giovanni an. »Der Unfall im Jahr 1972 hat die erstaunlichen Kräfte, die in diesem Tal existieren, indirekt offenbart.«

Sie betrachtete das Lager, die geschäftigen Tsewenen zwischen den Rauchschleiern, die sich nach und nach zusammen mit der Dunkelheit über die Landschaft legten und sie verschlangen.

»Sieh dir diese Männer und Frauen an, Giovanni«, sagte sie. »Woher kommen sie? Wie hat es ein ganzes Volk geschafft, von allen unbemerkt Verfolgung, Kollektivierung und Hungersnot zu überleben? Eines ist sicher: In den siebziger Jahren gab es zweierlei Tsewenen – die einen, die es geschafft haben, sich in den Bergen zu verstecken, und die anderen, die im Tal geblieben sind und unterworfen, sesshaft gemacht, akkulturiert wurden. Diese waren es, die beim Bau des Tokamak mitgearbeitet und die gefährlichsten Jobs übernommen haben. Und sie waren es, die im Frühjahr 1972 den Reaktorunfall miterlebt haben. Aber ich kann mir vorstellen, was dann passiert ist ...«

Giovanni verzog das Gesicht. »Ich nicht.«

»Streng dich an. Stell dir die verbrannten, verstrahlten, todgeweihten Arbeiter vor. Stell dir ihre verzweifelten Frauen vor, die genau wussten, dass von sowjetischer Seite keine Hilfe zu erwarten war. Was, glaubst du, haben sie getan? Sie haben ihre Rentiere gesattelt und sind in die Berge geritten, um die tsewenischen Schamanen zu suchen, die noch immer wunderbare Heilkräfte besaßen.«

»Das meinst du nicht ernst.«

»Doch, das meine ich. Die Tsewenen aus dem Tal wussten immer, dass ein Teil ihres Volkes in den Bergen lebte, streng nach der Tradition, und nach wie vor eine enge Beziehung mit den Geistern pflegte.«

»Ich glaube, *dir* ist diese ganze Sache zu Kopf gestiegen! Was ja auch kein Wunder ist ...«

»Nein, hör zu! Die Frauen waren also in den Bergen. Sie haben den Schamanen erklärt, was passiert ist. Sie haben sie angefleht, mit ihnen ins Tal zu kommen, um eine Zeremonie zu veranstalten und die Menschen zu retten, die noch zu retten waren. Die Schamanen erklärten sich dazu bereit. Sie gingen das Risiko ein, entdeckt und verhaftet zu werden; trotzdem veranstalteten sie eine schamanistische Sitzung, um ihre Brüder zu heilen. Und ihre Methode hat sehr gut funktioniert, denn die meisten Opfer des GAUs wurden geheilt.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«

Diane warf ihm ein breites, fiebriges Lächeln zu. »Wenn ich heute die Verstrahlung überlebt habe, wieso soll es 1972 anders gewesen sein?«

Giovanni blickte nachdenklich, seine Skepsis schien zu schwinden.

»Und was ist deiner Meinung nach danach passiert?«, fragte er.

»Der wahre Alptraum begann für die Tsewenen erst danach. Irgendwie bekamen die Parapsychologen Wind von den Wun-

derheilungen und erkannten, dass die Fähigkeiten, nach denen sie drei Jahre mit ihren Experimenten an den Schamanen aus den Gulags vergeblich gesucht hatten, ein paar Kilometer von ihrem Labor entfernt tatsächlich existierten. Praktisch vor ihrer Haustür. Und in einem unvorstellbaren Ausmaß! Und ihnen wurde klar, dass sie sozusagen an der Wiege der paranormalen Kräfte saßen, denen sie so lange nachgelaufen waren.«

»Und daraufhin hätten sie die Schamanen verhaftet?«

»Sie hatten die Virtuosen in der Hand! Seltene Perlen! Mit ihnen nahmen sie ihre Experimente wieder auf, und diesmal hatten sie Erfolg. Sie schafften es, ihnen das schamanistische Wissen zu entreißen.«

»Wie denn?«

»Das ist ein Element, das mir noch fehlt. Aber dass es den Forschern gelungen ist, sich diese Kräfte anzueignen, das steht fest. Deshalb besitzen – oder besaßen – sie diese außergewöhnlichen Fähigkeiten, wie ich selber sie erlebt habe. Deshalb bin ich bei meinen Ermittlungen immer wieder auf völlig unerklärliche Phänomene gestoßen. Und deshalb kehren sie heute zurück: um das Experiment zu wiederholen, das ihnen damals geholfen hat, sich diese Kräfte anzueignen.«

Der Italiener schüttelte langsam den Kopf. »Das ist doch komplett verrückt.«

»Allerdings. Außerdem bin ich inzwischen noch zu einer weiteren Überzeugung gelangt: Das wahre Mordmotiv ist der Diebstahl der Geheimnisse. Jewgenij Talich rächt sein Volk, aber nicht in dem Sinn, wie ich dachte. Er rächt nicht speziell die Arbeiter, die in dem Reaktor verheizt wurden, sondern ganz allgemein die Ausbeutung ihrer und seiner Kultur. Er rächt sich für die Entweihung. Diese Schweine haben die besondere Gabe der Tsewenen gestohlen. Und dafür bezahlen sie jetzt einen hohen Preis.«

»Wieso dreißig Jahre später? Wieso wartet er ab, bis sie zum Tokamak zurückkehren?«

»Die Antwort darauf gibt wahrscheinlich der Teil der Geschichte, den wir nicht kennen – vielleicht hat es mit der Technik zu tun, die sie benutzten, um sich die Kräfte anzueignen. Mit dem Treffen, zu dem die Kinder mit den gebrandmarkten Fingerkuppen gerufen haben.«

Sie stand auf. Der Ethnologe beobachtete sie. »Und jetzt?«, fragte er. »Was passiert jetzt? Was tun wir?«

Diane zog ihren Parka an. Sie war wie berauscht vom Leben, berauscht von der Wahrheit, die sie zu ergründen trachtete.

»Ich gehe noch einmal zu der Anlage zurück. Ich muss das Labor finden. Dort hat sich alles abgespielt.«

KAPITEL 66

Die Nacht brach herein. Giovanni hatte zwei Acetylen-Sturmlampen mit Reflektoren mitgenommen, die sie vor sich hertrugen – damit sahen sie aus wie zwei Bergleute aus einem anderen Jahrhundert, die sich im Labyrinth aufgellassener Stollen verirrt hatten. Erst als sie die Brennstoffpatrone auswechselten, wurde ihnen bewusst, dass sie schon seit mehr als drei Stunden unterwegs waren. Ohne ein Wort gingen sie weiter, entdeckten weitere Generatoren, weitere Leitungsinstallationen, weitere Flure. Aber noch immer fanden sie nicht den geringsten Hinweis auf einen Ort, der dem entsprechen konnte, was sie suchten.

Gegen Mitternacht standen sie vor einem vollkommen leeren Raum, mit kahlen Wänden. Die Kälte drang ihnen in die Knochen, und vor Müdigkeit und Hunger war ihnen schwindelig. Erschöpft ließ sich Diane auf einen Schutthaufen sinken.

»Es gibt nur noch einen Bereich, in dem wir nicht gesucht haben«, sagte Giovanni leise.

Sie nickte. Ohne ein weiteres Wort machten sie sich wieder

auf den Weg und steuerten auf den steinernen Ring zu. Nachdem sie weitere Flure, weitere Höfe durchquert hatten, gelangten sie in einen Raum, den Diane sofort wiedererkannte: Hier war der Zugang zum Tokamak. Linker Hand erspähte sie eine Kammer, die wie ein Umkleideraum aussah, und als sie näher trat, entdeckte sie Schutzkleidung von der Art, wie sie Bruner auf dem Pariser Périphérique getragen hatte. Sie fand außerdem Gesichtsmasken, Schutzhandschuhe und Geigerzähler: Dies alles kam ihnen sehr gelegen.

Entsprechend ausgerüstet, betraten sie die Reaktorkammer. Diesmal brannten keine Neonlampen. Giovanni trat auf einen

Lichtschalter an der Wand zu, doch Diane griff ihm in den Arm und murmelte durch die Maske: »Nicht. Unsere Lampen reichen.«

Sie gingen weiter, in der Hand die Lampe, die im Rhythmus ihrer Schritte auf und nieder tanzte, und bewegten sich durch Wolken von schwebendem Staub. Sie folgten der gekrümmten, rissigen Wand auf der Suche nach einer Öffnung, einem Zugang zu einem geheimen Raum.

»Da.«

Mit seiner behandschuhten Hand deutete Giovanni auf eine Tür in der inneren Wand des Rings. Sie mussten zu zweit anpacken, um sie zu entriegeln. Vor dem klaffenden dunklen Loch blieb Diane zögernd stehen, während Giovanni mit seiner Lampe vorausging. Endlich raffte auch sie sich auf und folgte ihm und schloss hinter sich die Tür. Sie gelangten in eine weitere Schleuse, wo Diane einen Blick auf ihren Geigerzähler warf: Die Nadel rührte sich nicht mehr – hier gab es keine Radioaktivität. Sie nahm ihre Maske ab und erblickte eine Wendeltreppe; Giovanni war bereits auf dem Weg nach unten. Die Stufen schraubten sich rund um einen gewaltigen Stützpfeiler abwärts, hinunter ins Fundament der Maschine, unterhalb des Tokamak.

Sie kamen zu einer zweiflügeligen Tür, die nicht mehr aus

Eisen oder Blei bestand, sondern aus Kupfer. Mit der Schulter schob Giovanni die Flügel auf und trat ein. Diane folgte. In den gekreuzten Lichtstrahlen ihrer Sturmlampen zeigte sich ihnen ein kreisförmiger Raum voller Instrumente, die endlich menschliches Maß hatten: gefährlich aussehende und komplexe Maschinen, die experimentalpsychologischen Forschungen gedient haben mochten. Diane wusste instinktiv, dass sie am richtigen Ort waren. Die Experimentierkammer befand sich unterhalb des Reaktorrings, dort, wo nie jemand auf die Idee gekommen wäre, die Anlage zu durchsuchen: unter der Höhlenmaschine.

Sie legten ihre Schutzkleidung ab und machten sich an die Erkundung des Raums. Die Wand war von phosphoreszierenden Flechten überwuchert; darauf fiel der Schatten von Ketten, die von der Decke herabhingen und in einem gespenstischen Rhythmus klirrten.

Giovanni sah sich nach einem Lichtschalter um, und diesmal hinderte ihn Diane nicht daran: Einen Ort wie diesen in der Dunkelheit zu besichtigen kam nicht in Frage. Nach unschlüssigem Knistern und Flackern flammten die Neonlichter auf. In der runden Wand befand sich keine andere Öffnung als die Tür, durch die sie hereingekommen waren. An der Decke, zwischen halb herunterhängenden Kabeln, waren die Leuchtröhren kreisförmig angeordnet.

Es schien alles unangetastet, als hätte kein Mensch je gewagt, hier einzudringen. Das Erste, was Diane auffiel, waren die Faradayschen Käfige – Würfel aus Kupferdraht mit einer Seitenlänge von einem Meter, die eine totale elektrostatische Isolation erlaubten. Vor einem Käfig bückte sie sich und warf einen Blick hinein: Auf dem Boden lagen Elektroden – hier waren offensichtlich Experimente mit Hirnstrommessungen durchgeführt worden. Sie richtete sich wieder auf, und als sie sich weiter umsah, entdeckte sie Stühle mit hohen Rückenlehnen, ähnlich wie das Chorgestühl in Kirchen; daran waren

eiserne Armringe und Lederschlaufen befestigt, und dahinter standen schwarze Messinstrumente, aus denen Kabel mit Saugnäpfen hingen: Vermutlich war hier elektrischer Strom durch Körper gejagt worden. Auf dem Boden, zwischen wuchernden Pilzen, lagen sogar noch Haarbüschel, um die sich Staubböden geballt hatten – offensichtlich waren die Köpfe geschoren worden, damit die Elektroden besser hielten und die Haare nicht Feuer fingen.

Sie ging ein paar Schritte weiter und stieß auf einen Isolationsstank – einen Sarkophag, etwa zwei Meter lang, normalerweise mit Salzwasser gefüllt und hermetisch verschlossen, sodass der darin befindlichen Person sämtliche Sinnesreize ausgeblendet wurden. Diane beugte sich über den Rand und leuchtete hinein: Es lagen menschliche Gebeine darin – winzige Knochen, die Überreste von sehr kleinen Erwachsenen oder Kindern. Sie dachte an Lucien und spürte, wie ihr schlecht wurde.

Hinter ihr erklärte Giovanni abrupt: »Also, mir reicht es. Ich gehe.«

»Nein, bleib«, sagte sie bestimmt. »Wir müssen weitersuchen. Verstehen, was hier passiert ist.«

»Hier gibt es nichts zu verstehen! Hier waren Wahnsinnige am Werk, die Menschen gefoltert haben – willst du noch mehr wissen?«

Diane fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Die Luft hier unten schmeckte salzig, gesättigt von Bitternis. Am anderen Ende des Raumes erblickte sie Wandschirme aus Metall, die eine abgetrennte Nische bildeten: Sie beherbergte einen Tisch aus rostfreiem Stahl und eiserne Möbel; darauf standen die Überreste von Glasgefäßen, die unter der Frosteinwirkung geborsten waren. Diane ging weiter. Glasscherben knirschten unter ihren Sohlen, der Atem wölkte sich vor ihrem Mund. Auf dem Grund der Glasbehälter hatte sich eine erstarrte schwärzliche Masse erhalten, aus der hier und dort ein fester

Brocken ragte – mumifizierte Organe, einbalsamiert von Kälte und Einsamkeit.

Allmählich begriff sie das Unvorstellbare. Jedes Werkzeug, jede Maschine war ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet und zu Folterungen benutzt worden. Die perversierten Wissenschaftler, die mit den traditionellen Forschungsmethoden zu keinem Ergebnis gelangt waren, hatten sich in Henker verwandelt und versucht, ihren Opfern durch Quälerei, durch Schmerz und Grausamkeit jene Wahrheiten zu entreißen, die sie anders nicht zu fassen bekamen. Hatten sie auf diese Weise den tsewenischen Schamanen ihre Geheimnisse entlockt? Unwahrscheinlich, fand Diane: Dass die Parapsychologen ihre übersinnlichen Fähigkeiten über derart gewalttätige, derart absurde Umwege erlangt hatten, war undenkbar. Das letzte Glied in der Kette fehlte immer noch.

Neben dem Operationstisch standen Rollwagen, auf denen Klingen, Meißel, Haken und ähnliche Werkzeuge lagen – Geräte zwischen Waffe und chirurgischem Instrument. Eine Besonderheit waren die Griffe, die allesamt aus edlen Materialien – Elfenbein, Perlmutter, Horn – gefertigt und fein ziseliert waren.

Diane erstarrte.

Es heißt, wenn ein Blitz in den Menschen fährt, ist das Phänomen mitunter zu kurz, als dass eine Verbrennung stattfinden könnte: Das Opfer verbrennt nicht, sondern wird buchstäblich durchdrungen vom Feuer. Aber der Blitz, diese Inbesitznahme, ist dem Körper für immer eingebrannt.

In genau diesem Zustand fühlte sich Diane. Vor langer Zeit hatte der Blitz zugeschlagen, war in sie eingedrungen, ohne dass man es sehen konnte, und war jetzt wieder da, in jeder Faser ihres Körpers.

Sie erkannte diese ziselierten Instrumente wieder. Sie stammten aus ihrer eigenen Vergangenheit.

Diane spürte, wie sie schwankte, und hielt sich im letzten

Moment am Tisch fest. Mit ein paar Schritten war Giovanni bei ihr. »Geht's dir nicht gut?«, fragte er.

Diane stützte sich mit beiden Händen auf einen der Rollwagen, der kippte und die stählernen Instrumente zwischen den Glasscherben auf dem Boden verstreute. Hinter ihren flatternden Lidern tanzten Lichtpunkte. Unwillkürlich blickte Giovanni auf die Klingen am Boden und fragte: »Was ist los?«

»Ich ... ich kenne diese Instrumente«, stammelte sie.

»Wie bitte? Was soll das heißen?«

»Jemand hat sie ... an mir ... angewendet.«

Giovanni starrte sie sprachlos an. Diane zögerte kurz; doch es gab jetzt kein Zurück mehr.

»Das war 1983«, berichtete sie. »Im Juni. In einer heißen Sommernacht. Ich war knapp vierzehn. Ich war auf dem Heimweg von einer Hochzeit und ging zu Fuß durch die Gassen von Nogent-sur-Marne, östlich von Paris. Als ich den Fluss entlangging, wurde ich überfallen.«

Sie verstummte und schluckte.

»Ich habe fast nichts gesehen«, fuhr sie fort. »Ich lag rücklings auf dem Boden. Ein verummter Mann drückte mir seine Hand aufs Gesicht, stopfte mir Gras in den Mund, zog mich aus. Ich war nahe am Erstickten, ich wollte schreien, ich ... ich habe nur die Weiden gesehen, am Ufer, und ein paar Lichter von Häusern ...«

Sie keuchte, rang nach Atem, schluckte, doch die salzige Luft dörnte ihre Kehle nur noch mehr aus. Dennoch empfand sie eine merkwürdige Erleichterung. Nie hätte sie für möglich gehalten, dass sie jemals diese Geschichte erzählen würde.

»Was hat er dir angetan?«, fragte Giovanni vorsichtig. »Hat er dich ...«

»Vergewaltigt?« Sie lächelte unerwartet. »Nein. Zuerst habe ich nur ein intensives Brennen gespürt, und dann war ich wohl bewusstlos. Als ich wieder zur Besinnung kam, war er fort, und ich lag am Flussufer im Gras, unter Schock, die Beine blutver-

schmiert ... Ich schaffte es, unbemerkt nach Hause zu kommen. Ich habe die Wunde desinfiziert und versorgt. Ich war bei keinem Arzt. Ich habe meiner Mutter nichts davon erzählt. Die Wunde ist vernarbt. Viel später habe ich anhand von Anatomiebüchern herausgefunden, was der Dreckskerl mit mir gemacht hat.«

Sie schwieg. Ihr wurde bewusst, wie schrecklich vertraut diese Erinnerung ihr immer noch war. Trotz all ihrer Bemühungen, trotz der festen Entschlossenheit, das Grauen zu verdrängen, hatte sie jede Minute, jede Sekunde ihres Lebens mit dem Trauma gelebt. Stockend sprach sie die Worte aus, die sie sich stets verboten hatte. »Er hat mich beschnitten.«

Sie schaute auf und sah, dass Giovanni vor Verblüffung kein Wort herausbekam. »Aber ...«, stieß er schließlich hervor, »was kann das mit dem Tokamak zu tun haben? Mit den Instrumenten hier?«

»In dieser Nacht«, antwortete Diane heiser, »war das Einzige, was ich wirklich gesehen habe, die Hand des Angreifers, die einen Handschuh trug, und die Waffe darin, das Messer.« Mit dem Fuß stieß sie gegen ein Skalpell auf dem Boden. »Es war eines von diesen hier: derselbe Elfenbeingriff, dieselbe Ziselierung ...«

Giovannis Verstand schien sich dieser letzten Ungeheuerlichkeit endgültig zu verweigern. »Das *kann* nicht sein, das ist unmöglich!«, sagte er kategorisch.

»Im Gegenteil, alles ist möglich. Und logisch. Meine Rolle bei der Sache geht auf diesen Überfall zurück. Es sei denn, es ist das Gegenteil der Fall: dass der Überfall nur ein Teil der Geschichte ist, die im Zeichen dieses steinernen Rings geschrieben wurde. Meine Existenz als Frau begann mit diesem Makel, diesem Bruch. Und genau das wird uns vielleicht das Schlüsselement liefern, nach dem wir suchen.«

Diane verstummte jäh.

Im Hintergrund des Saals ertönte diskreter Beifall.

KAPITEL 67

Der Mann, der aus dem Schatten hervortrat, war völlig unbehaart.

Kahl waren seine Schläfen unter der breiten braunen Tschapka, weder Wimpern noch Brauen noch Bartwuchs milderten die kantigen, glänzenden Flächen seines Gesichts, das im Neonlicht schimmerte – die emporgewölbten Brauenbogen, der krumme, scharfe Grat der Nase, die leuchtend weiße Haut. Blitzartig schlossen und öffneten sich die nackten Lider, und ihr Zucken erinnerte an den erbarmungslosen Blick eines Raubvogels.

»Ich bewundere Ihr Vorstellungsvermögen«, sagte der Mann auf Französisch. »Allerdings fürchte ich, dass die Wahrheit ein wenig anders ist ...«

Die Person hielt eine Automatikpistole in der Hand, zur Hälfte aus schwarzem Metall, zur anderen Hälfte verchromt. Die Situation bot wahrlich genügend Anlass zur Verwunderung; Diane jedoch fiel vorerst nur eines auf: die Ausdrucksweise des Mannes, dieses tadellose, nur von einem sehr schwachen slawischen Akzent gefärbte Französisch.

»Wer sind Sie?«, fragte sie.

»Jewgenij Mawriski. Arzt. Psychiater. Biologe.« Er verbeugte sich ironisch. »Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Nowosibirsk.«

Er trat näher: klein, kompakt wie ein Ster Holz, in eine graue Jacke gekleidet, deren Pelzkragen sich um seinen feisten Hals spannte. Er musste um die sechzig sein, doch seinem nackten Gesicht haftete etwas erschreckend Altersloses an.

»Sie haben dem Labor für Parapsychologie angehört?«, sagte Diane, und es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

Mawriski nickte mit seinem pelzbesetzten Mützenschirm. »Ich war Leiter der Abteilung, die sich mit den Heilern befassete: mit dem Einfluss des Geistes auf die Physiologie des Men-

schen. Was manche auch Biopsychokinese nennen.«

»Und Sie waren selbst ein Heiler?«

»Damals besaß ich nur wenige, unzureichende und unzuverlässige Kräfte. Wie im übrigen jeder von uns. In gewisser Weise war das unser Pech ...«

Diane erschauerte. Unter ihren Schläfen hämmerten die Fragen. »Wie ist es Ihnen gelungen, sich die Kräfte der Schamanen anzueignen?«

Statt einer Antwort vernahm sie weiteres Knirschen von Glasscherben, und eine sonore Stimme ertönte: »Keine Angst, Diane, Sie haben eine ausführliche Erklärung verdient.«

Auf Anhieb erkannte sie den Mann, der jetzt ans Licht trat: Paul Sacher, den Hypnotiseur vom Boulevard Saint-Germain.

»Wie geht es Ihnen, junge Frau?«, erkundigte er sich.

Diane versuchte verzweifelt, ihre Gedanken an die Geschwindigkeit der Ereignisse anzupassen. Dann aber fand sie die Anwesenheit dieses Mannes gar nicht so verwunderlich. Sacher wies das ideale Profil für diesen Kreis von Wissenschaftlern auf: Tscheche, Dissident und Überläufer, Experte für einen verborgenen Bereich des menschlichen Bewusstseins, den er durch Hypnose erschloss. Und sie begriff jetzt, dass er derjenige war, der ihr bei Irène Pandove zuvorgekommen war, vermutlich auf der Suche nach Jewgenij Talich. Von der unwiderstehlichen Macht seines Blicks hatte die Frau gesprochen, als sie sagte: »Die Augen ... Ich hätte mich nicht wehren können ...«

Sacher trat an Mawriskis Seite. Er trug eine weiße Strickmütze, einen dunkelblauen Parka und Goretex-Handschuhe und schien geradewegs von der Skipiste in Val-d'Isère zu kommen. Störend war an seiner Erscheinung lediglich die Maschinenpistole, die er in der rechten Hand hielt.

Diane spürte, wie das Zittern zurückkehrte. Sachers Anblick beschwor zwangsläufig das Bild von Charles Helikian herauf, und sie kam auf ihren ursprünglichen Verdacht zurück: Konnte

ihr Zigarren rauchender Stiefvater diesem höllischen Kreis angehört haben? Hatte er die Reise hierher in achtundvierzig Stunden zurückgelegt? War er womöglich in der Nähe? Oder schon tot?

In gleichmütigem Ton sagte der tschechische Arzt: »Ich nehme an, in groben Zügen ist Ihnen unsere Geschichte inzwischen bekannt ...«

Mit unangemessenem Stolz breitete Diane ihre Kenntnisse aus, Gewissheiten und Vermutungen miteinander vermischt. Das von Talich 1968 ins Leben gerufene Labor für Parapsychologie. Die Anwerbung von Spezialisten im gesamten Ostblock, darunter ein oder mehrere Überläufer aus Frankreich. Die perversen Praktiken, auf die das Labor verfallen war, als es auf wissenschaftliche Experimente verzichtet und stattdessen zunehmend auf Folter und Quälerei zurückgegriffen hatte. Talichs Protest und seine Verhaftung. Dann das Reaktorunglück, das vermutlich in Zusammenhang mit der Absetzung Talichs als Laborleiter stand. Dann die Rettung der verstrahlten Arbeiter durch ihre Brüder, wodurch das Geheimnis dieser Berge ans Licht gekommen war: die Existenz eines völlig reinen Volkes, dessen Medizinmänner und weise Frauen eine Macht besaßen, die sich jeder rationalen Erklärung entzog.

Sie verstummte, außer Atem. Mawriski nickte bedächtig, und sein elfenbeinernes Gesicht schimmerte im Licht. Mit anerkennender Miene kräuselte er die Lippen. »Meinen Glückwunsch«, sagte er. »Da haben Sie ja ganze Arbeit geleistet. Bis auf ein paar Einzelheiten ist die Sache mehr oder weniger so gelaufen.«

»Was für Einzelheiten?«

»Der Reaktorunfall. Er hatte eine andere Ursache. Gewiss, unsere Ingenieure sind bisweilen ein wenig leichtfertig, aber nie hätten sie eine Maschine wie diese aus Versehen in die Luft gesprengt. Selbst in der UdSSR waren die Sicherheitsmaßnahmen äußerst zuverlässig.«

»Wer war es dann?«

»Ich.« Er deutete auf Sacher. »Wir. Unsere Gruppe. Wir mussten uns dringend dieser tsewenischen Arbeiter entledigen.«

»Das ... das haben Sie getan? Aber warum?«

Nun ergriff Sacher das Wort. In strengem Ton sagte er: »Sie haben keine Ahnung, welchen Platz Talich im Herzen dieser Leute einnahm. Er war ihr Herr und Gebieter. Ihr Gott. Als sie erfuhren, dass wir ihn verhaftet hatten, fingen sie sofort an, seine gewaltsame Befreiung zu planen. Wir konnten zu dem Zeitpunkt wahrhaftig keine Meuterei brauchen. Wie soll ich es Ihnen erklären – wir spürten die Gegenwart einer Kraft, hier, in diesem Labor. Wir ahnten, dass wir kurz vor einer überwältigenden Entdeckung standen. Wir mussten um jeden Preis unsere Forschungen fortführen ...«

»Und da hatten Sie Angst vor ein paar unbewaffneten Arbeitern?«

Mawriski lächelte. »Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen«, sagte er. »Im Jahr 1960 rückte die sowjetische Armee bis zur mongolischen Grenze vor und zwang jedem hier ansässigen Volksstamm die Kollektivierung auf. Sie wissen es: Statt ihre Tiere auszuliefern, zogen die Tsewenen es vor, sie eigenhändig zu töten. Die sowjetischen Offiziere waren vom Donner gerührt, als sie eines Morgens in der Steppe Tausende ausgeweideter Rentiere vorfanden. Die Tsewenen hingegen waren verschwunden. Die Truppen suchten natürlich nach ihnen, aber ohne Erfolg, und schließlich gingen sie davon aus, dass das Volk in die Berge geflohen war. Mit anderen Worten: Es hatte freiwillig den Tod gewählt. Es war Winter, und um diese Jahreszeit hätte ohne Nahrung und ohne Vieh in der Tundra niemand überlebt. Die Soldaten zogen also wieder ab und nahmen an, dass die Berge den Tsewenen zum Grab würden. Irrtum. Die Nomaden sind nicht geflohen. Sie haben sich einfach nur versteckt, vor aller Augen.«

Dianes Herz klopfte schneller. »Wo?«, fragte sie.

»In den Rentieren. In den Kadavern der ausgeweideten Rentiere. Männer, Frauen, Kinder: Sie krochen in die Bäuche der Tiere und warteten ab, bis die Sowjets abzogen. Glauben Sie mir, bei einem Volk, das zu solchen Taten fähig ist, muss man mit allem rechnen.«

Jede neue Information fügte sich mit unerbittlicher Genauigkeit ins Bild. Diane dachte an die Technik der Morde: mit einem Arm in den Eingeweiden des Opfers. Es hing alles zusammen, alles war irgendwie verknüpft. Und dann dämmerte ihr eine weitere Wahrheit.

»1972!«, rief sie aus. »Damals haben Sie den Tokamak als Mordmaschine benutzt. Und gestern haben Sie's wieder getan, um *mich* zu beseitigen!«

Der Russe nickte. »Es funktioniert ja noch alles. Ich musste nur das Wehr des Wasserfalls öffnen, um die Turbinen und Wechselstromgeneratoren in Gang zu bringen. Sobald der Strom da war, setzte ich die letzten Tritiumreste frei. Die Kammer stand immer noch unter Vakuum, die Erzeugung von Radioaktivität war also möglich. Erstaunlich.« Er lachte.

»Sie sind Mörder, alle beide!«

Diane warf einen kurzen Blick zu Giovanni hinüber. Er wirkte wie vor den Kopf geschlagen und war gleichzeitig völlig fasziniert. Sie wussten beide, dass sie sterben mussten. Und hatten doch nur eines im Sinn: die Fortsetzung der Geschichte zu erfahren.

Sacher erzählte weiter: »Am Morgen nach dem Unglück riegelten wir das verstrahlte Gebiet ab und nahmen unsere Experimente wieder auf. Und da geschah ein Wunder. Die Soldaten, die beauftragt waren, die Lagerhäuser zu bewachen, in denen die Überlebenden untergebracht waren, berichteten von phänomenalen Heilungen.«

»Und da«, fiel ihm Diane ins Wort, »haben Sie kapiert, dass Sie mit Ihrem absichtlich herbeigeführten GAU die tseweni-

schen Schamanen aus ihren Verstecken gezwungen hatten. Dass in diesem Tal Menschen lebten und über Kräfte verfügten, von denen Sie sich nie hätten träumen lassen. Dass Sie die Kräfte, denen Sie nachjagten, indem Sie alte Schamanen aus allen Ecken Sibiriens herbeischaffen ließen, in Wirklichkeit direkt vor sich hatten, ein paar Schritte von Ihrem Labor entfernt.«

Sacher ließ sich zu einem Lächeln herab. »Das«, sagte er, »ist die Ironie des Schicksals. Wir konnten die Schamanen verhaften, als sie sich mit ihren ›Patienten‹ wieder in ihre Berge zurückziehen wollten. Wir waren überzeugt, dass wir mit ihrer Hilfe endlich in eine andere Wirklichkeit eindringen, die Geheimnisse des übersinnlichen Universums lüften würden.«

Diane schloss die Augen. Sie war an der letzten Etappe angelangt.

»Und wie haben Sie's angestellt, ihnen ihre Kräfte zu stellen?«, fragte sie leise.

Mawriskis Stimme bebte vor triumphaler Erregung. »Das verdanken wir den beiden Franzosen.«

Diane riss die Augen auf. Damit hatte sie nicht gerechnet. »Welchen Franzosen?«

Nun ergriff Sacher wieder das Wort und sagte in gedämpfterem Ton: »Malin und Sadko; das waren ihre russischen Namen. Zwei Psychologen aus Frankreich, die in die Sowjetunion ausgewandert waren und unsere Ideale teilten. Auch sie hatten bei unseren Experimenten mitgemacht, allerdings eher begleitend. Als die tsewenischen Schamanen hier eintrafen, schlugen sie uns eine andere Methode vor.«

»Nämlich?«

»Es war Sadkos Idee: Nachdem die Macht der Schamanen rein mental war, gab es nur eine Möglichkeit, ihre Geheimnisse aufzudecken: in ihren Geist einzudringen. Sie ... von innen her zu erforschen.«

»Wie?«

Der Russe wiegte den Kopf hin und her. »Wir mussten selber Schamanen werden.« Mawriski sah jetzt aus wie ein Wahnsinniger, der das Ufer der Vernunft weit hinter sich gelassen hatte.

In gemäßigerem Ton fuhr Sacher fort: »Die Franzosen hatten folgende Idee: Wir mussten uns in die tsewenischen Rituale einbinden lassen. Wir mussten selber Schamanen werden, um die zweite Dimension des Bewusstseins zu erreichen. Sadko bestand darauf: Es war der rechte Augenblick, den großen Schritt zu versuchen, jetzt oder nie.«

Diane war beinahe bereit, diesen Wahnsinn zu glauben. In gewisser Weise war das die plausibelste Erklärung. Doch die Logik der Ereignisse entging ihr nach wie vor. »Wie konnten Sie denn erwarten, von gefangenen Schamanen initiiert zu werden?«, fragte sie. »Wie konnten Sie hoffen, dass diese Menschen Ihnen ihre Geheimnisse preisgeben würden?«

»Wir hatten einen Fürsprecher.«

»Wen?«

»Jewgenij Talich.«

Diane brach in ein hysterisches Gelächter aus. »Talich? Den Sie eingesperrt hatten? Dessen Volk Sie umbringen wollten?«

Mawriski kam auf sie zu, bis er nur noch wenige Zentimeter von ihr entfernt war und sie jede Einzelheit in seinem Adlergesicht erkennen konnte.

»Sie haben Recht«, sagte er, auf einmal sehr ruhig. »Dieser verfluchte Schurke wäre niemals bereit gewesen, mit uns zu verhandeln. Wir mussten eine andere Methode anwenden.«

»Nämlich?«

»Die sanfte.«

»Was denn für eine sanfte Methode?«

»Sadko hat diese Rolle übernommen«, antwortete Mawriski.

»Was soll das heißen? Wie hätte es Sadko zuwege gebracht, Talich zu besänftigen?«

Mawriski ließ von ihr ab und trat zurück. Seine Brauenbogen

hoben sich überrascht. »Oh«, sagte er in amüsiertem Ton, »ich merke, dass ich vergaß, Ihnen ein nicht unwesentliches Detail mitzuteilen.«

Diane stieß einen Schrei aus. Ihre Wut kämpfte gegen die Kälte, ihr Verstand gegen den Wahnsinn.

»WAS FÜR EIN DETAIL?«

»Sadko war eine Frau.«

Entgeistert wiederholte Diane: »Eine ... eine ... eine Frau?«

Im Hintergrund ertönten Schritte. Diane drehte sich um und starrte angestrengt in die Dunkelheit. Die ganze Zeit über, während dieses ganzen schrecklichen Abenteuers hatte sie ihre Kraft, ihre Intelligenz, ihre Kaltblütigkeit unter Beweis gestellt. Aber in diesem Moment wurde sie wieder zu dem riesigen, unbeholfenen, verlegenen Mädchen mit dem gekrümmten Rücken, das sie ihre gesamte Jugend hindurch gewesen war.

Sie starrte in die Dunkelheit, auf die Gestalt, die jetzt ins Licht trat.

»Mama?«, fragte sie.

KAPITEL 68

Nie war sie ihr so schön erschienen wie jetzt.

Sie trug ein weißes Après-Ski-Ensemble, entworfen von einem großen italienischen Modehaus. Nicht ein Schatten, nicht ein falscher Faltenwurf störte diese vollendete Acryl-Eleganz. Erst auf der Höhe des Gesichts entdeckte Diane die ersten Makel. Unter der roten Kappe wirkten die blonden Strähnen ihrer Mutter so farb- und leblos, dass sie beinahe weiß waren. Und ihre Augen, die stets so hell und strahlend blau gewesen waren, ähnelten jetzt zwei Eistümpeln. Diane hätte gern eine schlagfertige Bemerkung von sich gegeben, die der Situation angemessen war, doch in ihrer Überraschung fiel

ihr nichts anderes ein als zu wiederholen: »Mama? Was machst du denn hier?«

Lächelnd antwortete Sybille Thiberge: »Das ist die Geschichte meines Lebens, meine Liebe.«

Diane sah, dass ihre Mutter wie die beiden anderen eine Schusswaffe in der Hand hielt, und erkannte das Modell: eine Glock – wie die Pistole, mit der sie in der Stiftung Bruner selbst geschossen hatte. Sie merkte, wie der Zorn in ihr aufstieg und ihr neue Kraft verlieh: »Erzähl«, befahl sie. »Du bist uns die Wahrheit schuldig.«

»Bin ich das?«

»Ja. Schon allein deshalb, weil wir bis hierher gekommen sind, um sie zu hören.«

Ein Lächeln. Dieser Spalt im Gesicht, so glatt, so vertraut – ein Bild, das Diane seit ihrer Jugend verabscheute.

»Nun gut«, räumte Sybille ein, »aber ich fürchte, das wird eine Weile dauern ...«

Diane ließ den Blick durch den Raum schweifen, über die Ketten, den Sarkophag, den Operationstisch. »Die Nacht gehört uns, oder?«, sagte sie. »Ich nehme an, euer Experiment fängt erst im Morgengrauen an.«

Sybille nickte. Die beiden Slawen hatten sich unterdessen zu ihr gestellt. Es war so kalt, dass sich ihr Atem zu feinem Reif kristallisierte. Der Anblick dieser beiden Männer, die reglos ihre Mutter einrahmten, bot ein Bild von erschreckender Perfektion. Aber nicht das war es, was Diane in Bann schlug – sondern der Blick abgöttischer Verehrung, mit dem die Folterknechte Sybille Thiberge bedachten.

»Ich glaube nicht, dass du mein Leben überhaupt begreifen kannst«, begann Sybille wieder. »Meine Beweggründe. Die treibende Kraft.«

»Warum soll ich das nicht können?«

Sybille warf einen zerstreuten Blick auf Giovanni, dann sah sie wieder ihrer Tochter in die Augen. »Weil du keine Ahnung

hast, was das für eine Zeit war, damals. Was für ein Geist damals herrschte. Eure Generation ist nichts als ein toter Stollen, ein abgestorbener Schössling. Keine Träume, keine Hoffnungen, auch kein Bedauern. Nichts.«

»Was weißt denn *du* darüber!«

Die Mutter sprach weiter, ohne auf sie zu achten: »Ihr lebt im Zeitalter des goldenen Konsums, des totalen Materialismus und betreibt eine permanente Nabelschau, das ist das Einzige, was euch interessiert.« Sie seufzte. »Aber vielleicht ist euer Mangel an Fantasie das Pendel, das in die andere Richtung ausschlägt – unsere Flamme hat zu hell gelodert. Wir waren so begeistert, so leidenschaftlich, dass wir alles genommen haben ...«

Diane fühlte, wie sie die vertrauten Aggressionen überkam. »Wovon redest du?«, fragte sie angriffslustig. »Welchen Traum hätten wir denn verpasst?«

Eine kurze Pause trat ein, ein befremdetes Schweigen, als betrachtete die Mutter die abgründige Ignoranz der Tochter. Dann sprach sie, die Lippen gerundet zum Ausdruck tiefsten Respekts: »Die Revolution. Ich rede von der Revolution. Vom Ende der sozialen Ungleichheit. Von der Macht des Proletariats. Von der Rückgabe des Eigentums an diejenigen, die die Produktionsmittel kontrollieren. Vom Ende der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen!«

Diane war bass erstaunt. Dann sollten den Schlussakkord in dem Alptraum diese fünf Silben bilden?

Der Redefluss ihrer Mutter beschleunigte sich: »Ja, meine Liebe. Die Revolution. Es war keine Illusion. Es war ein großer Zorn, und es lag auf der Hand: Es war möglich, das System zu stürzen, das unsere Gesellschaft strukturierte und unser Denken entfremdete. Wir konnten den Menschen aus seinem sozialen und geistigen Gefängnis befreien. Eine Welt der Gerechtigkeit, der Großmut, der Aufklärung schaffen. Wer wagte zu behaupten, dass dieser Traum nicht der größte und großartigste der Menschheit war?«

Diane konnte nicht glauben, dass es die Bourgeoisie vom Boulevard Suchet war, die hier sprach. Sie versuchte die Worte mit der Realität, die sie jahrelang erlebt hatte, in Einklang zu bringen. Aber niemals hatte sie ihre Mutter vom Kommunismus reden hören, nicht einmal von Politik. Sie verzichtete darauf, nach einer Erklärung zu suchen – die Antwort würde schon noch kommen.

»1967 war ich einundzwanzig und studierte Psychologie an der Universität von Nanterre. Damals war ich noch eine Kleinbürgerin, aber ich erlebte meine Zeit mit Leib und Seele, mit absoluter Hingabe. Ich begeisterte mich für den Kommunismus und die experimentelle Psychologie, und mit derselben Leidenschaft wollte ich sowohl nach Moskau reisen, um den Sozialismus in der Praxis zu erleben, als auch in Amerika studieren, an der Universität Berkeley, wo Psychologen und Chemiker mithilfe von LSD und Meditation in die unerforschten Bereiche des Bewusstseins vordrangen.

Mein Held hieß Philippe Thomas. Er war nicht nur einer der namhaftesten Dozenten für Psychologie an der Universität, sondern auch eine herausragende Gestalt der kommunistischen Partei. Ich besuchte alle seine Vorlesungen und Seminare. Er schien mir großartig, unfassbar, unerreichbar ...

Als ich hörte, dass er Teilnehmer für bestimmte Experimente in seinem psychologischen Labor am Krankenhaus von Villejuif suchte, meldete ich mich freiwillig. Thomas befasste sich damals mit dem Unbewussten und dem Auftreten paranormaler Fähigkeiten. Er hatte eine Reihe von parapsychologischen Untersuchungen begonnen, die in derselben Linie standen wie die Experimente, die an manchen amerikanischen Universitäten durchgeführt wurden. Ab Januar 1968 fuhr ich regelmäßig nach Villejuif. Es war eine Enttäuschung: Die Tests waren langweilig – im Wesentlichen bestanden sie darin, die Farben verdeckter Karten zu erraten –, und Thomas war praktisch nie da.

Aber ein paar Monate später bestellte mich der Meister persönlich zu sich, weil meine Ergebnisse statistisch signifikant waren. Thomas fragte mich, ob ich interessiert sei, mit ihm eine Serie weiterentwickelter Experimente durchzuführen, wobei er selbst der Versuchsleiter wäre. Ich weiß nicht, was mir in dem Moment den größeren Schock versetzt hat: die Erkenntnis, dass ich tatsächlich über mediale Fähigkeiten verfügte, oder die Aussicht auf wochenlange Zweisamkeit mit meinem Idol.

Ich stürzte mich Hals über Kopf in die Arbeit. Ich kostete jede einzelne Minute mit ihm aus; inzwischen nannte ich ihn Philippe. Beunruhigend fand ich allerdings seine Einstellung mir gegenüber: Ich hatte den Eindruck, dass er bei mir nach einer bestimmten Kraft suchte, nach einem Phänomen, das ihn faszinierte. Bald begriff ich, dass er selbst glaubte, spezielle Fähigkeiten zu besitzen, und zwar nicht etwa eine außersinnliche Wahrnehmung, sondern eine psychokinetische Kraft. Er hielt sich für fähig, Materie über die Entfernung hinweg zu beeinflussen – insbesondere Metalle. Tatsächlich hatte er das gewünschte Ergebnis ein oder zwei Mal erreicht, aber es war nicht abrufbar: Er konnte nicht darüber bestimmen. Allmählich wurde mir klar, worum es in Wahrheit ging: Er war neidisch auf meine Fähigkeiten.

Dann kam der Mai 68, Philippe und ich standen gemeinsam auf den Barrikaden, und in dieser Zeit wurden wir auch ein Liebespaar. Ich hatte das Gefühl, als hielte ich einen Fleisch gewordenen Traum in den Armen, ein Ideal, das auf einmal einen Körper hatte. Aber gleichzeitig staute sich eine Welle des Terrors zwischen uns auf. In einem einzigen Blick während der Sekunden oder Jahrhunderte, die ein Orgasmus dauert, sah ich den Hass in seinem Blick aufblitzen.

Was eigentlich passierte, habe ich erst später begriffen. Thomas war ein Theoretiker, jemand, der sich selbst als eine Quelle von Ideen, erhabenen Ambitionen, spirituellen Kräften

sah. Und jetzt holte ich ihn in seine normale Realität zurück: Er war bloß ein Mann, und er war besessen von meinem Körper. In seinen Augen war ich der Grund seines Absturzes, seines Scheiterns. Ein fatales Objekt der Begierde.

Die Revolte dauerte nur ein paar Wochen. Dann kehrten die Arbeiter in die Fabriken zurück und die Studenten in die Vorlesungen. Thomas ließ jede Hoffnung auf eine revolutionäre Aktion in Europa fahren. Manche unserer einstigen Genossen hatten es satt und gaben das politische Engagement auf, andere hingegen stiegen erst recht ein, nämlich in den bewaffneten Kampf, und wurden Terroristen. Philippe dachte sich ein anderes Projekt aus: nach Osten auswandern, in die Sowjetunion, die Mutter aller kommunistischen Länder, um das System, das er so lange und vehement verteidigt hatte, zu erleben. In Wahrheit ging es ihm vor allem darum, an einem der russischen Labors für Parapsychologie mitzuarbeiten. Er war überzeugt, dass es ihm dort gelingen würde, seine psychokinetische Begabung weiter zu entwickeln. Sein Problem war, dass er den Sowjets nichts zu bieten hatte. Um den Eisernen Vorhang zu passieren, musste man damals seine Nützlichkeit für das System unter Beweis stellen. Daraufhin erkannte Thomas, dass er ja einen Trumpf in der Hand hatte: mich.

Unter dem Vorwand einer offiziellen Reise nach Moskau suchten wir mehrmals die sowjetische Botschaft auf, wo Thomas etliche Diplomaten kannte. In einem dieser grauen Büros mit den speckigen Vorhängen unterzogen wir uns parapsychologischen Tests. Thomas fiel durch, aber ich konnte außergewöhnliche Ergebnisse aufweisen. Die Russen versuchten zuerst, hinter den Trick zu kommen, aber dann begriffen sie, dass ich tatsächlich das begabteste Medium war, mit dem sie es je zu tun gehabt hatten. Von dem Moment an überstürzten sich die Ereignisse.

Für mich stand außer Frage, dass ich Philippe folgen würde. Obwohl sein Geisteszustand sich zunehmend verschlechterte:

Innerhalb eines einzigen Jahres waren zwei Klinikaufenthalte nötig gewesen. Es war ein ständiges Auf und Ab zwischen manischen und depressiven Phasen. Und er war zwanghaft besessen von Gewalt, Schmerz, Blut. Trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – liebte ich ich ihn.

Im Januar 1969 nahmen wir an einem Kongress für kognitive Wissenschaften in Sofia teil. Die Leute vom KGB setzten sich mit uns in Verbindung, und wir erhielten sowjetische Ausweispapiere auf die Namen Malin und Sadko. Das klang düster, beunruhigend: genau das, was wir uns erhofft hatten. Achtundvierzig Stunden später waren wir in der Sowjetunion.

Aber bei unserer Ankunft erlebten wir eine herbe Enttäuschung. Wir dachten, wir würden als Helden empfangen; stattdessen wurden wir behandelt wie Spione. Wir hatten von einer Welt der Gleichheit geträumt und waren umgeben von Ungerechtigkeit, Betrug, Unterdrückung.

Philippe ließ seine Enttäuschung und seinen Groll an mir aus. Er wurde jähzornig und grausam. Er begehrte mich mehr denn je, und dieses Verlangen war für ihn eine ständige Demütigung. Morgens wachte ich oft mit zerschnittener Haut auf: Philippe verletzte mich, während ich schlief, mit den Nadeln und Klingen, die er für seine psychokinetischen Experimente benutzte.

Ich verfiel zusehends. Philippes Quälereien, die Kälte, die Mangelernährung, die Einsamkeit – und die Psi-Experimente, denen ich mich jeden Tag in heruntergekommenen Labors unterziehen musste: Das alles trug zu meinem elenden Zustand bei. Ich verlor den Kopf. Ich verlor meinen Körper. Und ich hatte nicht einmal mehr das, was bis dahin meine Identität als Frau ausgemacht hatte: Ich bekam meine Periode nicht mehr. Seit ein paar Wochen wusste ich, dass ich schwanger war.

Im März 69 teilte uns die Partei mit, dass wir an ein Labor achttausend Kilometer östlich von Moskau versetzt würden: irgendwo in der Mongolei. Diese neue Aussicht ließ mich

erstarren. Hingegen wurde Philippe wieder sehr zuversichtlich. Als ich ihm sagte, dass ich ein Kind von ihm erwartete, hörte er kaum hin. Er hatte nur eines im Sinn: dass wir an das geheimste Institut des Sowjetreichs versetzt würden. Dass wir endlich an der Erforschung paranormaler Phänomene mitarbeiten und von den Kenntnissen der Russen auf diesem Gebiet profitieren könnten.

Ich hatte mir schon gedacht, dass eine Geburtsklinik in Moskau nicht gerade ein Superlativ an moderner Technik war, aber mit einer derartigen Brutalität und Barbarei hatte ich nicht gerechnet. Für eine normale Geburt war ich zu erschöpft, ich brachte keine ausreichenden Presswehen zustande, und der Muttermund weitete sich auch nicht genug. Die Hebamme kam damit nicht klar und holte den Dienst habenden Arzt, der völlig betrunken aufkreuzte. Seine Wodka-Ausdünstungen überdeckten sogar den Äthergeruch im Kreißsaal. Und dieser Säufer kam zu mir mit seinen zittrigen Händen und setzte die Zange an.

Ich spürte das Instrument aus Metall, das mich aufspreizte, aufriss, mich verletzte bis ins Innerste. Ich schrie, ich wehrte mich, aber er fuhr wieder mit seinen eisernen Haken in meinen Bauch. Es half nichts. Schließlich entschied er sich für einen Kaiserschnitt. Aber die Narkose wirkte nicht: Die Anästhetika, die er verwendete, waren zu alt.

Es gab also nur noch eine Möglichkeit: die Operation bei vollem Bewusstsein vorzunehmen. So schnitten sie mir im wachen Zustand den Bauch auf. Ich spürte das Messer, das mir ins Fleisch fuhr, sah, wie mein Blut auf die Kittel und an die Wände spritzte, und dann verlor ich die Besinnung. Als ich wieder aufwachte, zwölf Stunden später, lagst du neben mir in einer Plastikwiege. Ich wusste noch nicht, dass ich durch diese Operation steril geworden war, aber hätte ich es gewusst, ich hätte vor Freude gebubelt. Wäre ich in dem Moment nicht zu schwach gewesen, um auch nur einen Finger zu rühren, hätte

ich dich mit aller Kraft auf den Steinboden geschleudert.«

Diane erschauerte bei den Worten ihrer Mutter. So also war sie in die Welt getreten: durch ein Tor aus Blut und Hass. Das war zumindest eine Neuigkeit, die sie selbst betraf: Sie war die Tochter zweier Ungeheuer – Sybille Thiberge und Philippe Thomas. Sie empfand eine merkwürdige Genugtuung. Denn durch das Chaos dieser schrecklichen Offenbarungen sah sie nur eine Wahrheit: Sie war der Degeneration ihrer Eltern entronnen. Sie war durch ihre genetische Disposition hindurchgeschlüpft wie durch einen Nebelschleier. Neurotisch, schrullig, labil, verrückt – das mochte alles zutreffen; aber auf keinen Fall hatte sie irgendeine Ähnlichkeit mit diesen beiden Bestien.

Unterdessen setzte ihre Mutter ihren Bericht fort.

»Zwei Monate später, im Herbst 1969, brachen wir in die Mongolei auf. Ich lernte die absolute Kälte kennen. Ich entdeckte einen grenzenlosen Kontinent, den man vierundzwanzig Stunden lang durchqueren konnte, ohne je etwas anderes zu sehen als immer nur denselben Wald, ohne irgendeine Abwechslung oder gar einen Menschen. Die Bahnhöfe mit ihren Betonwänden, die vom Frost gesprungen waren, sahen aus wie Militärlager. Alles war kakifarben, feindselig, voller Uniformen und Kalaschnikows. Alles schien durch Telegrafenkabel und Stacheldraht zusammengehalten. Ich hatte das Gefühl, in ein endloses Straflager einzudringen.

Ich erinnere mich noch an das Geräusch der Eisenbahnwaggons, die aneinander prallten, und an das ewige Rattern der Räder auf den Schienen. Es war wie ein stählernes Atmen, das meinen eigenen Atem weitertrug. Ich war selbst eine Frau aus Stahl geworden, ich bestand aus einer erbarmungslosen Legierung – dem Metall der Folterwerkzeuge, die in meinem Leib herumgewühlt hatten, und dem Metall, das Philippe benutzte, um mich Nacht für Nacht zu demütigen. Ein Metall, das ich jetzt immer in mir trug, um mich zu verteidigen, vor ihm und vor den anderen. Ich empfand nur noch ein unauslöschliches

Bedürfnis nach Rache. Und ich wusste – das wusste ich dank meiner hellseherischen Fähigkeiten: In der tiefsten Taiga würde es mir gelingen, meinen Rachedurst zu stillen.«

KAPITEL 69

Die kalten Neonlampen vermochten die beißende Kälte nicht zu mildern. Diane fühlte ihre Gliedmaßen starr und taub werden. Würde sie bis zum Ende der Geschichte durchhalten? Bis zum Morgengrauen?

Mawriski und Sacher waren völlig reglos. Sie nahmen die Rede Sybille Thiberges auf, als lauschten sie einer Prophetin. Sie standen da mit ernster Miene wie zwei Statuen, allein die Augen funkelten unter den bereiften Mützen hervor. Diane musste an die steinernen Tierfiguren denken, die vor chinesischen Tempeln Wache halten.

Ihre unselige Mutter setzte ihre Rede fort.

»Als wir hier ankamen, hatten die parapsychologischen Forschungen an diesem Labor bereits eine perverse Richtung eingeschlagen. Thomas war von der Grausamkeit der Vorgänge auf Anhieb hingerissen, ich hingegen sah darin nur einen weiteren Schritt auf dem Weg zu meinem Unglück. Aber ich beobachtete es mit kalter Gleichgültigkeit. Erst als sie die tsewenischen Schamanen verhafteten, beschloss ich zu handeln.

Innerhalb von zwei Jahren hatten sich die Machtverhältnisse zwischen den anderen Forschern und mir völlig umgekehrt. Trotz ihres Wahns, trotz ihrer Grausamkeit waren sie mir einer nach dem anderen verfallen. Ich war diejenige, die ihnen Französisch beibrachte. Ich war diejenige, die sich ihre Geständnisse anhörte, wenn sie betrunken waren. Und ich war es, die ihnen ein bisschen Zärtlichkeit schenkte. Sie beteten mich

an, sie verehrten mich und achteten mich mehr als alles in dieser Hölle.«

Diane stellte sich die slawischen Folterknechte vor, und ihre Mutter erschien ihr wie eine wahnsinnige Gorgo.

»Ich konnte sie schließlich davon überzeugen, dass ihre blutrünstigen Methoden nirgendwohin führten und dass der einzige Weg, uns die ersehnten Kräfte anzueignen, über unsere eigene Einweihung ging. Ich wusste schon, wie ich Talich überreden konnte, uns zu helfen ...«

»Das glaube ich nicht«, fiel ihr Diane heftig ins Wort. »Da bringt ihr die sibirischen Schamanen um, werft Talich ins Gefängnis, verheißt alle seine Landsleute, und dann hättest du ihm bloß in seiner Zelle schöne Augen zu machen brauchen, damit er springt und tut, was du ihm sagst? Blödsinn!«

Sybilles Miene verhärtete sich. »Du unterschätzt meinen Charme, meine Liebe. Aber hier hast du ausnahmsweise Recht – zu dem Zeitpunkt hatte Jewgenij bereits einen anderen Plan.«

»Und zwar?«

»Geduld. Du wirst dich schon an die Chronologie der Geschichte halten müssen.«

Nun ergriff wieder Paul Sacher das Wort; er war ein Mann der Präzision. »Ende April«, sagte er, »haben wir Talich und die tsewenischen Schamanen wieder freigelassen. Neun waren es. Wir haben uns hier in diesem Raum versammelt – ich sehe sie noch vor mir mit ihren ausgemergelten Gesichtern, die Haut schorfig wie Rinde, die schwarzen, zerschlissenen Deels. Wir alle, gemeinsam, haben den Kreis geschlossen, das Konzil konnte beginnen.«

»Das Konzil?«

»*Iluk*, in der Sprache der Tsewenen«, präzisierte Sybille. »Ein religiöser Rat, wie die vatikanische Bischofskonferenz, nur dass es sich hier eben um Schamanen handelte. Die mächtigsten Schamanen der Mongolei und ganz Sibiriens. Wir hatten sie alle in einen steinernen Kreis zusammengebracht:

Die Tsewenen selbst prägten dafür den Begriff ›Das steinerne Konzil‹.«

In Giovanni erwachte der Ethnologe: »Und wie lief die Initiation ab?«, fragte er.

Sybille warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Sich ein Geheimnis aneignen heißt eine Grenze überschreiten. Das Geheimnis preisgeben ist ein Rückfalls ins Diesseits. Wir wurden von den Schamanen in den Wald geführt. Nach und nach gaben wir unsere menschlichen Gewohnheiten auf, vergaßen die Sprache, ernährten uns von rohem Fleisch. Die Taiga drang in uns ein, zerriss uns, vernichtete uns. Wir erlebten einen regelrechten Tod, doch am Ende der Prüfung kehrten wir ins Leben zurück und hielten die Macht in den Händen.«

»Welche Macht denn eigentlich?«, fragte Diane.

»Die Initiation erlaubte uns, die Fähigkeiten, die wir von Natur aus besaßen, auf die Spitze zu treiben.«

Diane fing wieder an zu zittern, die Kälte und die Wahrheit drangen ihr bis ins Mark. Sie wusste, dass in diesem Stadium die Körpertemperatur alle drei Minuten um ein Grad sinkt. Würden sie alle erfrieren? Sie fragte weiter: »Was habt ihr mit den tsewenischen Schamanen gemacht?«

Mawriski verneigte sich mit einer Miene falschen Bedauerns. »Wir mussten sie töten. Unsere Geschichte war die Geschichte der Niedertracht. Die Geschichte vom Streben nach grenzenloser Macht und von grenzenlosem Ehrgeiz. Wir wollten die einzigen Hüter dieser Geheimnisse sein.«

»Und Talich?«, schrie Diane.

»Für Auseinandersetzungen innerhalb der Gruppe war keine Zeit mehr«, antwortete Sacher. »Inzwischen waren die Parteikommissare aufgetaucht, um das Reaktorunglück zu untersuchen. Allein Suyan ist uns entkommen – das ist die Schamanin, der du deine Rettung verdankst.«

»Du und Thomas«, fragte Diane ihre Mutter, »wie seid ihr nach Frankreich zurückgekehrt?«

»Auf die einfachste Weise der Welt. Nachdem wir uns eine Zeit lang in Moskau in Vergessenheit gebracht hatten, konnten wir uns glücklicherweise mit der französischen Botschaft in Verbindung setzen. Wir brauchten lediglich die reuigen Überläufer zu mimen.«

»Und die Russen haben euch einfach so gehen lassen?«

»Zwei französische Parapsychologen von einem Forschungslabor, das nie auch nur den Schatten eines brauchbaren Resultats zustande gebracht hatte? In Breschnews Sowjetunion gab es Wichtigeres zu tun.«

Laut malte sich Diane die Fortsetzung aus: »Dann seid ihr in eure Heimat zurückgekehrt, anonym unter den anderen Anonymen, wie van Kaen, Jochum, Mawriski, Sacher ... Und die ganzen Jahre hindurch haben euch eure Psi-Kräfte zu Macht und Reichtum verholfen.«

Sybille lächelte. Ihre Augen hatten einen fiebrigen Glanz.

»Du wirst nie begreifen, *was* wir besitzen, *was* wir in uns haben. Die materielle Wirklichkeit hat keinerlei Bedeutung für uns. Wir haben uns immer nur für unsere Fähigkeiten interessiert. Diese großartigen Mechanismen, das Wirken unseres Geistes, das wir erforschen, beobachten, manipulieren können, ganz wie es uns beliebt. Denk dran: Es gibt nur eine Methode, die Psi-Kräfte zu studieren – man muss sie besitzen. Dir wird dieser Horizont freilich für immer verschlossen bleiben.«

Müde antwortete Diane: »Das ist mir auch egal. Aber ich habe noch eine letzte Frage.«

»Nämlich?«

Sie betrachtete ihre Hände. Von der Kälte waren die Fingerspitzen bereits abgestorben, und daran erkannte sie, dass ihr Herz bereits langsamer schlug, Haut und Gliedmaßen nicht mehr ausreichend versorgte.

»Wieso seid ihr heute wieder hierher gekommen?«, fragte sie.

»Wegen des Kampfes.«

»Was ist das für ein Kampf?«

Die Frau mit der roten Mütze ging ein paar Schritte auf und ab. Die Kälte schien ihr nichts anzuhaben. Mit ihren behandschuhten Fingerspitzen strich sie über eines der Skalpelle, die noch auf dem eisernen Tisch lagen, und erklärte: »Das Konzil hat uns bestimmte Kräfte gewährt. Im Gegenzug müssen wir uns bis ans Ende an die Regeln halten.«

»Was denn für Regeln? Das verstehe ich nicht.«

»Seit Urzeiten treffen sich die tsewenischen Schamanen in dieser Gegend und veranstalten einen Wettkampf, bei dem sie ihre gesamten Kräfte aufbieten. Der Sieger bei jeder Auseinandersetzung erwirbt die Kräfte des Unterlegenen. Wir wussten immer, dass wir eines Tages hierher zurückkehren müssten, um gegeneinander anzutreten, unsere Kräfte zu messen. Die Botschaft ist eingetroffen. Wir sind hier, um gegeneinander zu kämpfen.«

Diane und Giovanni sahen einander an. Während des Flugs nach Tsagaan-Nuur hatte der Ethnologe ihr erzählt: »Die Schamanen jeder Sippe mussten sich an die geheimen Orte begeben und in der Gestalt ihrer Fetischtiere miteinander kämpfen ...«

Ein Flimmern vor den Augen.

Entsetzen.

Die Eingeweihten hatten einen faustischen Pakt geschlossen.

Jetzt mussten sie den Preis für ihre Initiation zahlen – sich dem Gesetz der Taiga beugen.

Dem Gesetz des Kampfes.

KAPITEL 70

Es passte alles zusammen, vorausgesetzt, man akzeptierte die Voraussetzungen: Wenn die Schamanen sich anschickten, in symbolischer Tiergestalt miteinander zu kämpfen, dann stellte ihr Duell gewissermaßen eine Jagd dar. Folglich galt es, das Ritual der traditionellen tsewenischen Jagd einzuhalten.

Der Kampf musste von Wächtern verkündet und geleitet werden.

Das war der Grund, weshalb sich diese modernen Hexer Kinder aus der Taiga hatten kommen lassen. Deshalb hatten sie gewartet, bis auf den Fingerkuppen der Kinder während einer Trance das eingebrannte Datum erschien. So schrieb es das Ritual vor. So lautete das Gesetz. Der Wächter musste ihnen den Tag des Kampfes, den Tag der Rückkehr mitteilen.

Plötzlich nahmen Dianas Überlegungen eine neue Wendung; sie dachte an die eigenartigen Verhaltensweisen der Eingeweihten. Patrick Langlois hatte ihr erzählt, dass Rolf van Kaen die Frauen mit Opernarien zu verführen pflegte – der Gesang habe das gesamte weibliche Personal der Klinik verzaubert. Dann fiel ihr eine Bemerkung ihres Stiefvaters über Paul Sacher ein: »Sieh dich vor: Er ist ein Schürzenjäger. Als er noch unterrichtete, machte er sich grundsätzlich an das hübscheste Mädchen im Kurs heran, und die anderen konnten nur zuschauen und den Mund halten. Ein wahrer Rudelführer.«

Das sexuelle Verhalten als zuverlässiger Seismograph der Tiefenpsychologie des Menschen: Diese Zauberlehrlinge machten keine Ausnahme von der Regel. Diane war überzeugt, dass sich die Parapsychologen in ihrer Besessenheit die Verhaltensweisen bestimmter Tiere angeeignet hatten.

Und nicht irgendwelcher Tiere.

An van Kaen erkannte die Ethologin Diane das spezifische Verhalten der Hirsche. Sie dachte an das Röhren. Hirsche, Rentiere, Karibus und ihre Verwandten waren die einzigen

Säugetiere, die das Weibchen der Spezies durch ihr Geschrei in sexuelle Erregung versetzten. So verrückt es klang – als singender Verführer hatte sich der Deutsche wie ein Rentier verhalten.

Sacher hingegen war schon von Helikian treffend charakterisiert worden: ein Rudelführer. Ja, der Mann, der sich die hübscheste Studentin in seinen Kursen ausgesucht hatte und alle anderen dominierte, ließ sich mit einem Wolf vergleichen. Einem Alpha-Tier, wie man das dominierende Männchen des Rudels nennt, das die Weibchen befruchtet und von den übrigen Männchen Respekt und Unterwerfung erwartet.

Dann dachte Diane an Philippe Thomas und den Hinterhalt, den er sorgfältig geplant und vorbereitet hatte, diese Falle, die auf Hypnose und Lauern im Verborgenen beruhte und grenzenlose Geduld und blitzschnelles Zuschnappen erforderte. Diese Technik erinnerte sie an eine andere Tierspezies: die Schlangen, die ihre Beute fangen, indem sie sich auf dem Schwanz aufrichten und das Opfer mit starrem Blick in Bann schlagen.

Seit ihrer Initiation, seit ihrem symbolischen Tod und ihrer Wiedergeburt in ein wildes Leben im Schutz eines geisthaften Fetischs hatten die Schamanen das Verhalten ihres »Meisters« übernommen. Sie waren von ihrem eigenem Totem besessen.

Van Kaen vom Ren.

Paul Sacher vom Wolf.

Philippe Thomas von der Schlange.

Augenblicklich erinnerte sie sich an weitere Umstände und Details, physische Merkmale, die sie irrtümlich mit den Symptomen einer radioaktiven Verstrahlung in Zusammenhang gebracht hatte, die aber jetzt eine ganz andere Logik aufwiesen.

Rolf van Kaen wies eine Magenschrumpfung auf, die ihn zwang, seine Nahrung zu Brei zu zermalmen, förmlich wiederzukäuen. Langlois hatte diesen Umstand als unerklärliche Anomalie zur Kenntnis genommen. Diane nahm jetzt das Gegenteil an: Zweifellos hatte van Kaen sich jahrelang ge-

zwungen, seine Nahrung wieder hervorzuwürgen, bis zu dem Moment, an dem sich sein Körper an diese absurde Gepflogenheit angepasst, sein Magen sich verformt, sein Stoffwechsel sich verändert hatte und der Mann bis in seine Eingeweide hinein seinem wilden Mentor ähnelte: dem Ren.

Diane hatte auch noch eine klare Erinnerung an die Hypnose-sitzung bei Paul Sacher. Im Halbdunkel hatte sie ein seltsames Leuchten in seinen Augen wahrgenommen, als reflektierten sie das Licht – wie Wolfsaugen, bei denen silbrige Plättchen das Licht verstärken. Wie ließ sich diese Eigenheit erklären? Kontaktlinsen? Eine natürliche Veränderung als Anpassung an die Dunkelheit? Jedenfalls hatte Sacher hier sein Attribut, seine Ähnlichkeit mit seinem Totem: dem Wolf.

Noch einleuchtender war der Fall Philippe Thomas. Diane hatte den schuppigen Körper des Toten und die abgestorbenen, abgelösten Hautfetzen in dem Badezimmer aus Bronze und Jade nicht vergessen. Durch reine Geisteskraft war es dem Konservator gelungen, sich eine psychosomatische Krankheit zuzulegen: ein Ekzem, unter dem seine Haut so sehr austrocknete, dass sie sich regelmäßig schälte und erneuerte. Auf diese Weise war er zur Schlange geworden.

Verblüfft folgte sie der Fährte weiter und dachte an die abscheuliche Leiche von Hugo Jochum mit ihren zahllosen braunen Flecken. Der alte Geologe hatte sich diese Hautkrankheit zweifellos zugezogen, indem er sich regelmäßig der Sonne aussetzte, mit dem Ziel, sich das gefleckte Erscheinungsbild einer Raubkatze zuzulegen – eines Leoparden.

Was waren die wilden Vorbilder von Mawriski, von Talich? Wem wollten sie ähnlich sehen? Ein Blick auf den Russen lieferte ihr die Antwort: Aus dem haarlosen Gesicht ragte die gekrümmte Nase wie ein Schnabel hervor. Blitzartig schlossen und öffneten sich die nackten Lider über dem scharfen Blick, und die Bartlosigkeit betonte die natürliche Ähnlichkeit mit einem Raubvogel. Jewgenij Mawriski war der Adler.

Auf einmal brach die Stimme ihrer Mutter in ihre Gedanken ein: »Ich sehe, dass meine kleine Diane nicht mehr bei der Sache ist. Träumst du, meine Liebe?«

Diane erschauerte, aber sie spürte das Blut in ihre tauben Gliedmaßen zurückkehren und stammelte: »Ihr ... ihr haltet euch für Tiere.«

Sybille hob die Klinge mit dem Elfenbeingriff und ließ sie im Licht funkeln. In einem kindlichen Singsang sagte sie: »Heiß, ganz heiß, meine Liebe. Aber wenn ich ein Tier bin, hast du auch erraten, welches?«

Diane wurde sich bewusst, dass sie ihre Mutter aus der infernalischen Runde unwillkürlich ausgeklammert hatte. Sie versuchte sich an Details aus Sybilles Privatleben zu erinnern. Es fiel ihr nichts ein. Keine Geste, keine Angewohnheit, kein körperliches Merkmal, das sie auch nur entfernt an ein Tier erinnerte. Nichts, was ihr Aufschluss gab über die Identität des Totems, außer ...

Mit einem Schlag tauchte eine ganze Reihe von Bildern auf, und sie schloss für einen Moment die Augen.

Ihre Mutter, die sich die honigverschmierten Finger ableckte.

Ihre Mutter, die sorgfältig ihre Honigtöpfe verstaute.

Ihre Mutter und ihre geliebten Gelee-Royale-Dragees.

Honig.

Die Lust auf Honig lag ihr im Blut.

Diane erinnerte sich auch an die merkwürdigen Küsse, die sie als kleines Kind von ihrer Mutter erhalten hatte. Küsse fast ohne Beteiligung der Lippen, sondern mit einer harten, rauen Zunge. Ja, in Wahrheit hatte Sybille ihre Tochter gar nicht geküsst, sondern geleckert wie ein Tierjunges.

Diane hob die Stimme und sagte: »Du, du bist der Bär.«

KAPITEL 71

Die Masken waren gefallen. Drei Überlebende. Drei Tiere. Drei Kämpfer. Sie warf einen Blick auf die Uhr: vier Uhr morgens. In einer Stunde würde der Morgen grauen. In einer Stunde begann der Kampf. Mit welchen Waffen? Mit bloßen Händen? Mit den chirurgischen Instrumenten? Mit den Automatikpistolen?

Diane dachte an die Lüü-Si-An. Sie konnte sich vorstellen, wie sie den Tsewenen die Kinder gestohlen hatten, die von ihrem Volk als künftige Schamanen verehrt wurden. Sie hatten die Wächter gestohlen und auf Waisenhäuser verteilt, die sie selbst finanzierten.

Aber das entscheidende Element fehlte noch: Wie hatten sie alle gleichzeitig beschließen können, dieses Netz zu organisieren? Wie hatten sie – mindestens zwei Jahre im Voraus – wissen können, dass es Zeit war, die Wächter aus ihrer Heimat fortzuschaffen, und dass die Botschaft auf ihren Fingerspitzen einen Tag im Herbst 1999 nannte?

»Es begann alles mit Träumen«, sagte Paul Sacher, der ihre Gedanken gelesen hatte.

»Mit Träumen?«

»Schon vor zwei Jahren haben wir angefangen, vom steinernen Kreis zu träumen. Im Lauf der Nächte wurde der Traum immer deutlicher und detaillierter. Der Tokamak erfüllte unseren Geist. Wir verstanden die Botschaft: Es galt zu handeln. Der Tag des Kampfes rückte näher.«

Wie sollte sie diese Erklärung akzeptieren? Wie sollte sie glauben, dass sieben Menschen, die in alle Winde verstreut lebten, zur selben Zeit denselben Traum träumten?

»Im Frühjahr 1999«, fuhr der Hypnotiseur fort, »wurden unsere Träume derart intensiv, dass wir wussten, es war so weit. Der Zeitpunkt des Kampfes stand unmittelbar bevor, und es war Zeit, die ausgewählten Kinder zu holen, um das exakte

Datum an ihrem Körper abzulesen ...«

»Warum habt ihr sie nicht selber adoptiert?«

»Die Wächter sind tabu«, antwortete Sacher. »Wir dürfen sie nicht berühren. Dürfen sie kaum ansehen. Wir konnten also nur diskret beobachten und abwarten, bis das Zeichen auftauchte, und mussten dafür sorgen, dass sie in einer uns nahestehenden Familie unterkamen.«

Diane dachte daran, wie ihre Mutter Lucien beobachtet, scharf gemustert, ihn aber niemals geküsst oder gestreichelt oder auch nur angefasst hatte. Sie hatte ihn im Krankenhaus besucht und einfach nur darauf gewartet, bis das Zeichen erschien. Sie trat auf Sybille zu.

»Wie bist du auf die Idee gekommen, dass ich deinen Wächter adoptieren sollte?«, fragte sie.

Sybille Thiberge heftete einen hochmütigen Blick auf ihre Tochter. »Weißt du es nicht?«, gab sie zurück. »Ich hatte dich schon immer dazu auserkoren.«

»Du meinst, du hast von Anfang an gewusst, dass ich diese Rolle spielen würde?«

»Von dem Moment an, als ich die Regeln des Konzils erfuhr.«

»Woher wusstest du, dass ich bereit wäre, ein Kind zu adoptieren? Woher wusstest du, dass ich nicht in der Lage sein würde, selbst Kinder zu ...«

Diane brach ab, niedergeschmettert. Sie hatte die letzte Wahrheit erkannt. Es war ihre Mutter, die sie an einem Abend im Juni, an den Ufern der Marne, überfallen und verstümmelt hatte. Es war ihre Mutter, die das ziselierte Chirurgenbesteck geschwungen hatte.

Zwischen den Glasscherben sank sie auf die Knie. »Mein Gott, Mama, was hast du mir angetan?«

Die Schamanin beugte sich zu ihr hinab, und ihre Stimme wurde messerscharf.

»Nicht mehr als das, was man mir angetan hat«, sagte sie.

»Nie habe ich die Schmerzen vergessen, die mich zerrissen, als sie versuchten, dich mit Gewalt aus meinem Bauch zu holen. Ich habe mich gerächt, und ich habe dich auf die Zukunft vorbereitet. Ich musste dafür sorgen, dass mir kein Liebhaber in die Quere käme, der dich womöglich schwängerte. Die Beschneidung unterbindet nicht nur das körperliche Lustempfinden, sondern wenn durch Entzündung auch die kleinen Schamlippen verwachsen, wird aus jedem Sexualakt eine wahre Tortur. Ich hoffte natürlich, dass du nie eine sexuelle Beziehung eingehen würdest. Ich muss gestehen, dass du meine Erwartungen noch übertroffen hast, meine Hübsche.«

Diane schluchzte tränenlos. In diesem Moment ertönte Maw-riskis Stimme: »Es ist Zeit.«

Diane hob den Blick: Die Waffen in der Hand, waren die beiden Männer auf dem Weg zur Tür. »Nein! Warten Sie!«, schrie sie.

Die Hexer sahen sie an. Ihre Mutter hatte sich nicht von der Stelle gerührt. »Ich will jetzt alles wissen!«, tobte Diane. »Das seid ihr mir schuldig!«

Sybille betrachtete ihre Tochter. »Was willst du denn noch wissen?«, fragte sie.

Diane zwang sich ein letztes Mal, sich auf die Aufeinanderfolge der Ereignisse zu konzentrieren: Es war die einzige Möglichkeit, nicht wahnsinnig zu werden. Schließlich brachte sie heraus: »Als die Lüü-Si-An in Europa angekommen waren, lief doch nichts mehr wie geplant!«

Ihre Mutter begann zu lachen. »Das kann man wohl sagen.«

»Thomas hat versucht, deinen Lüü-Si-An zu vernichten und dich damit von dem Wettkampf fernzuhalten.«

»Thomas war ein Feigling. Nur seine Feigheit kann einen derartigen Regelverstoß erklären. Er wollte den Kreis aufbrechen.«

»Nach dem Unfall, als dir klar war, dass keine Chance mehr bestand, Lucien zu retten, hast du van Kaen gerufen. Du hast

dich telepathisch mit ihm in Verbindung gesetzt: Deswegen hat man nie einen Anruf zurückverfolgen können.«

»Das ist das Mindeste, was ich tun konnte.«

»Aber dann trat Talich auf den Plan«, fuhr Diane fort. »Er beschloss, euch zu beseitigen, einen nach dem anderen ...«

Sybilles Stimme bebte vor Zorn. »Talich hat uns immer manipuliert, vom ersten Tag an. Er wusste, dass wir die anderen Schamanen töten würden. Er wusste, dass die einzige Chance, sein Volk zu retten, unsere Initiation war. Wir wurden die Gefäße der tsewenischen Magie. Talich brauchte nur noch auf den Tag des heiligen Kampfes zu warten, um uns zu besiegen und sich die Kräfte zurückzuholen.«

Auf sich selbst konzentriert, empfand Diane eine intensive Befriedigung: Endlich hatte sie Talichs Motiv, den Beweggrund des Mannes, der sein Volk retten wollte. Und doch störte sie etwas.

»Eines passt nicht«, sagte sie. »Talich hat den Kampf nicht abgewartet, sondern van Kaen und Thomas in Paris getötet und Jochum in Ulan Bator. Warum?«

Ein kurzes Schweigen trat ein, dann murmelte ihre Mutter: »Die Antwort liegt doch auf der Hand! Es war nicht Talich, der die Schamanen getötet hat.«

»Sondern?«

»Ich.«

Diane schrie auf. »Du lügst! Unmöglich kannst du Hugo Jochum umgebracht haben!«

»Wieso nicht?«

»Ich war doch dort, ich war im Flur des Klosters. Ich habe den Mörder überrascht, als er aus Jochums Zimmer kam!«

»Na und?«

»Ich habe doch kurz vorher mit dir telefoniert, und du warst in Paris!«

»Wer sagt dir, dass ich in Paris war? Das sind die kleinen Wunder der Technik, meine Liebe. Ich war nur ein paar Meter

von dir entfernt, in Jochums Zimmer.«

Diane stöhnte vor Entsetzen. Die atemlose Stimme ihrer Mutter. Der Verkehrslärm, seltsam übereinstimmend mit den Geräuschen von Ulan Bator: Es waren dieselben Autos. Und dann dieses dumpfe Gefühl auf dem Dach, dass sie dieselbe Szene schon einmal erlebt hatte – mit gutem Grund: Sechzehn Jahre später hatte dieselbe Frau sie noch einmal angegriffen. Tonlos fragte sie: »Hast ... hast du auch Langlois umgebracht?«

»Er hatte die Existenz der Wächter von Thomas und van Kaen herausgefunden. Er hatte in Thomas' Vergangenheit gegraben und unter seinen einstigen Studenten eine ›Sybille Thiberge‹ gefunden. Er bestellte mich sofort ins Präsidium. Dort, in seinem Büro, habe ich ihm die Kehle durchgeschnitten und seine Akte mitgenommen.«

»Aber ... Und die Kräfte? Nachdem du die anderen einfach umgebracht hattest, konntest du dir doch nicht mehr ihre ...«

»Was kümmern mich ihre Kräfte? Meine hellseherische Begabung genügt mir. Ich will am Leben bleiben und die anderen tot wissen. Das ist alles. Heute sind wir nur noch zu dritt im steinernen Kreis – und die Taiga wird entscheiden, wer der Sieger ist.«

»Es ist Zeit.«

Mawriski öffnete die kupferne Tür. Ein Lichtschimmer fiel die Treppe herab: Draußen war es Tag geworden.

»Und Talich, wo ist er?«, rief Diane.

»Talich ist tot.«

»Seit wann?«

»Talich hatte dieselbe Idee wie Thomas, aber schon früher. Von allen Gegnern des Konzils fürchtete er in Wahrheit nur eine Person: mich. Er wollte mich aus dem Kreis beseitigen, vom Kampf ausschließen. Er versuchte mich zu überrumpeln, im August, in der Nähe unseres Hauses im Luberon. Ich spürte seine Anwesenheit, noch bevor er da war. Ich konnte in seinem

Geist lesen wie in einem offenen Buch. Und ich wandte meine Geheimwaffe an.« Ein Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. »Du weißt, wovon ich rede ...«

Diane dachte an die Klinge, die der Angreifer auf dem Klosterdach unter der Zunge aufbewahrt hatte. Sie dachte an die Bärenküsse ihrer Kindheit, dieses kurze, knappe Lecken mit rauer Zunge, schon damals mit einer mörderischen Last befrachtet. Schon damals.

Mawriski verließ den Raum. Am Fuß der Treppe drehte er sich um. »Es ist Zeit«, wiederholte er.

»Nein!«, protestierte Diane und wandte sich erneut an ihre Mutter: »Noch eins ... Das Wichtigste für mich.« Sie starrte die zarte weiße Gestalt mit der roten Mütze an. »Wer hat die Botschaft in die Finger der Kinder eingebrannt? Wer hat euch hierher bestellt?«

Sybillle schien überrascht. »Niemand – was denkst du denn!«

»Es muss doch jemanden geben, der den Kindern das Datum eingebrannt hat!«

»Niemand hat die Kinder angerührt. Sie sind heilig.«

Diane hatte das Gefühl, dass ihr der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Sie riss sich zusammen. »Wer hat das Datum für den Kampf festgelegt?«, fragte sie.

Mit einer wegwerfenden Geste antwortete ihre Mutter: »Du hast nichts von unserer Geschichte begriffen. Wir haben einen Pakt mit höheren Mächten geschlossen.«

»Mit was für Mächten?«

»Mit den Geistern der Taiga. Den Mächten, die unser Universum beherrschen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist das Geheimnis unserer Initiation. Der Geist existiert vor der Materie. Der Geist wohnt jedem Atom, jedem Kernteilchen inne. Der Geist ist die Partitur des Universums. Die immaterielle Kraft, aus der die konkrete Wirklichkeit hervorgeht.«

»Ich verstehe immer noch nicht!«

Die Stimme ihrer Mutter wurde sanfter: »Denk doch an die Finger der Wächter. Denk an die körperlichen Anomalien von Thomas, van Kaen, Jochum ... Denk an den Krebs, der aus deinem Bauch hervorgebrochen und auf das Tier übergegangen ist ...«

Diane wurde es schwarz vor Augen. Sie sah die Male an den Körpern der Forscher, ihre verstümmelten, atrophiierten Körper, von denen sie geglaubt hatte, sie würden von einer Zwangsvorstellung, einem perversen Willen beherrscht – jetzt wusste sie, dass sie sich getäuscht hatte.

»Der Geist kontrolliert den Leib«, wiederholte ihre Mutter. »Das ist unser Fluch: Wir leben jenseits der Materie. Und wir sind zurückgekehrt, um die letzte Verwandlung durchzumachen.«

»Welche ... Verwandlung?«

Das Gelächter der Frau hallte durch den gewaltigen steinernen Ring: »Hast du das Gesetz des Konzils nicht begriffen, Kind? Hast du nicht begriffen, dass *alles* wahr ist?«

KAPITEL 72

Die hohen Gräser schienen mit ihren dünnen Halmen den staubgrauen Wind zu liebkosten, während sie sich in der Morgensonne langsam glutrot färbten. Die drei Schamanen traten auf die Mitte der Lichtung, der *alaa*, hinaus und zogen sich dann voneinander zurück, wobei sie sich gegenseitig stets im Auge behielten und sich mit wachem Argwohn bewegten, bis sie die drei Eckpunkte eines gleichschenkeligen Dreiecks bildeten. Diane war mit Giovanni im Hintergrund geblieben und beobachtete das Geschehen von einem kleinen Hügel aus. Die Kontrahenten hatten nur noch ihren Kampf im Sinn und

scherten sich nicht mehr um sie.

Diane versuchte die einzelnen Personen auf der Lichtung zu erkennen, doch bald sah sie nur noch ein grünes Wogen geneigter Halme, das sie nach und nach zu verschlingen, aufzusaugen, aufzulösen schien. Als die drei Gestalten mehr als hundert Meter voneinander entfernt waren, trat eine Reglosigkeit ein, eine steinerne Starre. Eine Atempause im Hauch des Morgens.

Die drei Schamanen entkleideten sich. Diane sah die bleiche Haut, die knöchigen Extremitäten. Instinktiv konzentrierte sie sich auf ihre Mutter. Sie sah die runden, muskulösen Schultern zwischen dem Gewoge der Pflanzen, sah die weißen Haare im Wind flattern. Dann erkannte sie, dass die ganze bebende, flackernde Gestalt in die Bewegung der Lichtung mit einstimmt, und es sah aus, als sei ihre Mutter im Begriff einzuschlafen. Sie glitt in jenen gedämpften, halb wachen Zustand hinüber, der die Voraussetzung war, um die spirituelle Brücke zu den Geistern zu schlagen ...

Noch immer weigerte sich Diane, die Wahrheit zu akzeptieren, bis das Unmögliche eintrat.

Ein Schatten streifte sie. Sie sah auf. Zehn Meter über ihr glitt ein gewaltiger Adler über die Lichtung hinweg, ein gefiedertes Kreuz, in Lauerstellung an den Himmel geheftet. In der nächsten Sekunde ertönte ein markerschütterndes Brüllen, dessen tiefe Töne das Fundament der Erde aus den Angeln zu heben schienen. Diane richtete den Blick auf die Stelle, an der ihre Mutter eben noch in Schlaf gesunken war.

Aus dem pflanzlichen Dickicht ragte die massige Gestalt eines Bären empor. Es war ein dunkelbrauner Grislybär von über zwei Metern Länge, dessen Pelz in tausend Farben schillerte. Der Höcker auf seinem Rücken erinnerte an einen mächtigen Gebirgsausläufer, und sein dunkles Gesicht, in dem zwei noch dunklere Augen blitzten, verriet keine Regung. Ein Weibchen, dachte Diane sofort. Das Tier richtete sich auf und

brüllte, wie um die gesamte Taiga zu warnen.

Diane empfand keine Angst, keine Panik; sie war jenseits aller Gefühle. Sie blickte zur dritten Spitze des Dreiecks hinüber, dorthin, wo Paul Sacher im Gras verschwunden war, und hielt nicht mehr nach dem alten Dandy Ausschau, sondern nach dem gestäubten Rückenfell des Wolfes, des in der sibirischen Taiga heimischen *Canis lupus campestris*.

Sie konnte nichts erkennen, doch was ihr häufig bei Expeditionen passiert war, geschah auch jetzt: Sie witterte einen besonderen Geruch in der Luft, den Geruch der Jagd, den Geruch von Hunger und Anspannung. Dann ertönte hinter ihr ein Rascheln, und Diane nahm alles gleichzeitig wahr: den schwarzweißen Körper – schnell wie ein Blitz, die spitze Schnauze, die durch die hohen Gräser pflügte, und die Augen, die schwarz umrandeten Augen, das gierige Funkeln, das den Angriff vorwegzunehmen schien ...

Diane packte Giovanni am Arm und riss ihn mit sich. Sie rannten die Lichtung entlang, fort von den Gebäuden des Reaktors, doch auf einmal schwand der Boden unter ihren Füßen, und sie stürzten einen Abhang hinab, prallten gegen scharfe Felskanten und kamen endlich auf lockerer Erde zum Halt. Sofort betastete Diane den Boden ringsum: Sie hatte wieder ihre Brille verloren. Wenige Meter entfernt befand sich Giovanni in ähnlicher Lage, und allein diese Erkenntnis war niederschmetternd: Sie waren nichts als zwei armselige, elende Menschenwesen, kurzsichtig und verletzlich, die zerschlagen im Staub lagen – eine leichte Beute für die übermächtigen Tiere. Doch als ihre Hände das Brillengestell ertasteten, merkte sie, dass der Wolf verschwunden war.

Giovanni, der ebenfalls seine Brille wiedergefunden hatte, stammelte: »Was ist denn los? Was passiert da?«

Diane schätzte die Entfernung ein, die sie von dem Punkt trennte, wo ihre Mutter die Schwelle des Menschseins überschritten hatte: etwa vierhundert Meter. Es war riskant, doch

eine andere Lösung gab es nicht. »Warte hier auf mich«, befahl sie und begann auf allen Vieren, an Wurzeln und Felsvorsprünge geklammert, den Hang hinaufzuklettern. »Kommt überhaupt nicht in Frage«, gab Giovanni zurück und folgte ihr.

Gemeinsam kletterten sie hinauf und drangen erneut in das Gewoge der Gräser ein. Diane besaß sonst keinen sehr ausgeprägten Orientierungssinn, doch der Anblick des Bären hatte sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gebrannt. Durch das Dickicht krochen sie bis zum Ort der Verwandlung. Diane fand die Kleider ihrer Mutter. Sie durchsuchte sie und fand ohne Mühe die Pistole. Eine Glock, Kaliber 45. Sie zog das Magazin aus dem Griff und zählte: fünfzehn Kugeln, eine im Lauf. Sie dachte an die Waffen der beiden anderen: Lohnte es sich, sie ebenfalls zu holen? Nein, zu gefährlich. Ohne ein Rascheln, ohne ein Knacken machten sie kehrt und kletterten den Abhang wieder hinunter.

Diane überlegte fieberhaft. Die Feinde waren zu dritt. Drei wilde Tiere, von ihrem Jagdinstinkt geleitet. Drei mächtige Tiere mit gewaltiger Kraft und dem Willen zur Vernichtung, ausgestattet mit Intuition und einem hoch empfindlichen Sinnesapparat. Kämpfer in Höchstform, an ihre Umgebung perfekt angepasst. Nein, mehr noch: Sie waren nicht an die Natur angepasst, sie waren die Natur. Sie lebten in vollkommenem Einklang mit ihren Gesetzen, Kräften, Rhythmen. Das war ihr Daseinsgrund. Ihr Wesen.

Diane drehte sich zu ihrem Gefährten um. »Giovanni«, flüsterte sie, »hör mir gut zu. Unsere einzige Chance, hier wieder rauszukommen, besteht darin, dass wir unsere Umgebung nicht mehr so wahrnehmen, wie ein Mensch sie wahrnimmt, verstehst du?«

»Nein.«

»Es gibt nicht *einen* Wald«, erklärte sie, »sondern so viele Wälder, wie hier Spezies leben. Jedes Tier erlebt und analysiert den Raum entsprechend seinen Bedürfnissen und Sinneswahr-

nehmungen. Jedes Tier konstruiert sich seine eigene Welt, seine spezifische Umwelt, außerhalb derer es nichts wahrnimmt. Wenn wir unser Leben retten wollen, müssen wir uns die Sichtweise unserer Feinde aneignen. Die Umwelt des Bären, des Wolfes, des Adlers. Denn das ist unsere eigentliche Arena, in der wir kämpfen müssen, nicht diese Landschaft, die wir mit unseren fünf menschlichen Sinnen wahrnehmen. Kapiert?«

»Aber ... aber ... wir wissen doch nichts über ...«

Diane konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Seit wie vielen Jahren studierte sie diese Zusammenhänge? Wie tief war sie in die verschiedenen Wahrnehmungssysteme und Kampfstrategien eingedrungen? In beißender Kälte, im schneidenden Wind nahm sie sich die Zeit, das Profil jedes Gegners zu beschreiben.

Der Adler: Der Vogel sieht alles. Sein Auge, röhrenförmig, erlaubt ihm, phantastische Vergrößerungen vorzunehmen. Wenn er in hundert Metern Höhe einen Wald überfliegt, ist er in der Lage, seinen Blick auf ein winziges Nagetier derart zu fokussieren, dass das Bild seine gesamte Netzhaut ausfüllt. In diesem Moment kann er seinen scharfen Blick sogar auf zwei verschiedene Ziele richten. Während er sich einerseits auf seine Beute konzentriert, kann er gleichzeitig den Raum unter seinen Fängen ermessen, um sich auf die Ergreifung vorzubereiten.

Dabei kommt ihm seine Flügelspannweite – an die drei Meter – sehr zugute. Mit einer Geschwindigkeit von achtzig Stundenkilometern stürzt der Adler auf seine Beute herab, doch kurz vorher bremst er in wenigen Sekundenbruchteilen auf Schrittempo ab: in völliger Lautlosigkeit. Die Beute spürt nicht einmal, dass sie stirbt. Schnabel und Fänge graben sich in ihren Nacken, ehe sie auch nur zu zucken vermag.

Seine einzige Schwachstelle ist seine Abhängigkeit vom Licht. Die extreme Tiefe seines Auges verdunkelt sein Ge-

sichtsfeld, so dass er nur bei hellem Tageslicht sieht. Dieser Adler würde also nur tagsüber angreifen. Beim ersten Anzeichen der Abenddämmerung wäre der Kampf für ihn beendet.

Das war freilich nur ein schwacher Trost, denn bis dahin würde nichts und niemand seinem scharfen Auge enttrinnen.

Der Wolf: Für ihn ist die Nacht die bevorzugte Zeit, hier entwickelt er seine größte Stärke. Zwar sieht der Wolf nur schwarz-weiß, doch verfügt er über eine andere unschlagbare Fähigkeit: eine Schicht aus besonderem Gewebe auf seiner Netzhaut, das so genannte *Tapetum lucidum*, das ihm selbst bei völliger Dunkelheit ein perfektes Bild seiner Umgebung liefert. Auch verfügt er über eine herausragende Bewegungswahrnehmung: Er ist imstande, auf mehr als einen Kilometer Entfernung eine sich bewegende Hand zu erkennen, ja er erfasst sogar das Ausmaß ihrer Nervosität. Das erste Zeichen von Angst oder Schwäche löst seinen Angriffsreflex aus. Ganz zu schweigen davon, dass er im selben Moment mit seiner feinen Nase die Geruchsmoleküle wittert, die seine Beute mit dem Schweiß, vor allem mit dem Angstschweiß absondert.

Ja, der Wolf würde die Nacht abwarten, ehe er zum Angriff ansetzte: Diane sagte es sich mehrmals vor, um sich geistig eine Atempause zu verschaffen. In Wirklichkeit war sie sich dessen keineswegs sicher, denn der Wolf hatte sie ja schon verfolgt und wusste genau, wie verwundbar sie waren. Dieser erste Ausfall bewies, dass das Exemplar ein Alpha-Tier war, ein Rudelführer, der nicht zögern würde, beim geringsten Anzeichen von Angst oder Erschöpfung erneut anzugreifen – oder bei der geringsten Verwundung. Diane beobachtete Giovanni, der von Kopf bis Fuß zitterte, und begriff, dass der *Canis lupus campestris* ihnen wie auf einer Leuchtspur quer durch den Wald folgen würde.

Der Bär: Er sieht so gut wie nichts, und sein Gehör ist auch nicht gerade vorzüglich. Unvergleichlich hingegen ist sein Geruchssinn. Die Oberfläche der Schleimhaut, mit der er Gerüche wahrnimmt, ist hundertmal größer als beim Menschen. Der Grisly ist in der Lage, allein aufgrund seiner Witterung auf mehr als dreihundert Kilometer Entfernung seinen Weg wiederzufinden oder eine winzige Geruchsspore im Wind wahrzunehmen, während er durch einen tosenden Wildbach schwimmt.

Die größte Gefahr droht allerdings auf anderem Gebiet: Es ist die gewaltige Kraft des Bären. Der Grisly ist das stärkste Tier der Welt. Er ist imstande, mit einem einzigen Prankenhieb eine Wirbelsäule zu brechen oder einem Karibu mit einem einzigen Biss seiner mächtigen Kiefer die Gliedmaßen zu zermalmen. Der Bär ist ein Tier, dem man um jeden Preis aus dem Weg gehen muss. Ein Einzelgänger, so wenig an Sozialverhalten gewöhnt, dass seine Miene nie seine momentane Stimmung verrät. Ein kraftstrotzendes, grausames, erbarmungsloses Wesen, das sein Revier beherrscht und keinen anderen Feind fürchten muss als seine Artgenossen – wie vor allem die Bärinnen wissen, die sich alljährlich im Frühjahr gegen ihren männlichen Partner zur Wehr setzen müssen, damit er nicht ihre Jungen verschlingt.

Giovanni hörte sich Dianas Vortrag an, leichenblass und starr vor Furcht. Dennoch hatte er, als sie fertig war, nur eine einzige Frage: »Woher weißt du das alles?«

Ihre Kehle war wie ausgedörrt, und an ihrem Gaumen haftete ein erdiger Geschmack. »Ich bin Verhaltensforscherin. Seit zwölf Jahren studiere ich die Raubtiere.«

Der Italiener starrte sie noch immer an. Sie beugte sich vor und sagte eindringlich: »Hör zu, Giovanni. Es gibt keine zehn Menschen auf der Welt, die imstande sind, aus dieser Scheiße hier mit heiler Haut wieder herauszukommen. Jetzt lächle:

Denn du hast einen dieser Zehn an deiner Seite.«

»Aber ... Und die Tsewenen ... Meinst du nicht, sie werden uns helfen?«

»Niemand wird uns helfen. Und vor allem nicht die Tsewenen. Das ist ein heiliger Kampf, verstehst du? Auf dieser Lichtung hier sind nur zwei Leute überflüssig: wir. Und die Tiere werden zuerst versuchen, uns aus dem Weg zu räumen. Solange wir nicht vernichtet sind, bleiben sie Verbündete. Erst danach, wenn der Ort von uns gesäubert ist, werden sie gegeneinander antreten.« Sie stand auf und fügte hinzu: »Ich muss einen Bach finden. Um etwas zu überprüfen.«

Ein Stück tiefer ging der Steilhang wieder in ein Waldstück über. Sie schlichen bis zum Unterholz und drangen dann ins Dickicht der Bäume ein. Wenige Minuten später erreichten sie einen gischtsprühenden Wildbach. Diane kauerte sich nieder. Im aufgewühlten Wasser erkannte sie die silbrigen Leiber der Lachse.

»Was suchst du denn?«, fragte der Italiener.

»Ich will wissen, in welche Richtung die Lachse wandern.«

»Wieso?«

»Weil der Bär instinktiv diese Richtung einschlagen wird.«

»Bist du sicher?«

»Nein. Kein Mensch kann vorhersagen, wie ein Tier reagieren wird.«

Vor allem nicht bei solchen Tieren, von so besonderer Art, fügte Diane in Gedanken hinzu. Inwieweit wurden sie von ihren tierischen Instinkten geleitet? Und inwieweit von den menschlichen? Worin machte sich der Schamane im Tier bemerkbar? Sie drehte sich um und flüsterte: »Giovanni, du ...«

Vor Entsetzen blieb ihr der Satz im Hals stecken. Giovanni stand einwärts gekrümmt, mit leichenblassem Gesicht und blutüberströmtem Rücken, überschattet von den mächtigen Flügeln des Adlers, der ihm die Fänge in die Schultern ge-

schlagen hatte und schon voller Gier den Schnabel in den Nacken hieb. Diane zückte ihre Waffe. Der Italiener und der Vogel drehten sich im Kreis, ein Flügel streifte ihre Hand und schleuderte die Pistole mehrere Meter fort. Sie stürzte hinterher. Als sie erneut zielte, stand Giovanni schwankend am Ufer des Bachs und ruderte mit den Armen. Sie suchte nach einer Schussrichtung, dann schrie sie absurderweise: »Die Arme runter!«

Giovanni stürzte mit dem Kopf voraus, aber der Vogel ließ ihn nicht los – er riss ihm mit dem Schnabel einen Fetzen Fleisch aus dem Nacken. Augenblicklich schoss aus der Wunde ein Schwall hellrotes Blut. Diane sah nur den Rücken des Tiers. Unmöglich, aus dieser Position zu schießen.

Sie mischte sich in den Kampf. Sie schob sich unter den Flügel des Räubers, verbarg sich unter seinen Federn, bis sie mit dem Arm zu dem zuckenden Körper vordrang. Dann drehte sie die bewaffnete Faust um und schoss. Der Vogel richtete sich steil auf, Giovanni brüllte, und Diane drückte noch einmal ab.

Alles erstarrte, Stille breitete sich aus. Die schwarzen Schwungfedern schwebten in der Luft. Sie schoss noch einmal, und noch einmal, und spürte, wie ihre Hand in die Wärme der Wunde eintauchte. Endlich brach der Adler zusammen und riss Diane und Giovanni in seinem Sturz mit. Bis ans Bachufer rollten die drei ineinander verkeilten Leiber, und erst als sie hörte, wie ein Flügel schwer ins Wasser klatschte, wusste sie, dass es vorbei war.

Das runde Auge des Raubvogels starrte sie an. Aber die Fänge des Adlers waren noch immer in Giovannis Rücken gekrallt, und die Strömung drohte ihn jeden Moment mitzureißen. Diane steckte die Waffe in den Gürtel und begann hastig, die messerscharfen Klauen aus dem Fleisch zu lösen. Giovanni reagierte nicht mehr. Als sie ihn befreit hatte, sah sie, dass die Schrunden und Risse weniger tief waren als befürchtet. Doch es half

nichts – die Wunde im Nacken war tödlich. Das Blut floss stoßweise heraus. Diane schnürte es vor Schmerz und Entsetzen die Kehle zu. Doch sie stand auf und spannte von neuem ihre Muskeln. Sie musste sich jetzt ausschließlich auf den Kampf konzentrieren.

Ein neuer beängstigender Gedanke kam ihr in den Sinn: Der Blutgeruch, das unmissverständliche Anzeichen von Verletzlichkeit, würde bald den Wolf anlocken; diese Geruchsquelle galt es nach Möglichkeit zu unterdrücken. Zwanzig Meter hangaufwärts entdeckte sie eine hölzerne Fläche, die sich deutlich von der Bodenstruktur des Bachufers abhob. Sie rückte ihre Brille zurecht und ging auf die dunkle Platte zu: Es war eine Höhle, drei Meter lang, mit fünf schwarzen Planken abgedeckt.

Mit großer Anstrengung hob sie eine Bohle an. Die Grube darunter war etwa einen Meter tief und mit einem dichten Geflecht aus Zweigen ausgekleidet. Vielleicht hatten sie die Fischer vom Weißen See angelegt, um darin ihren Fang zu trocknen, es war jedenfalls ein perfekter Zufluchtsort. Diane kehrte zu Giovanni zurück, schob ihm beide Hände unter die Achseln und zog. Giovanni schrie auf. Mit schweißüberströmtem Gesicht begann er Litaneien hervorzusprudeln, die Diane einen Moment lang für lateinische Gebete hielt. Doch sie irrte sich, es war eine Wehklage in seiner Muttersprache. Sie zerrte ihn bis zu dem Versteck, bemüht, sein Ächzen und Stöhnen zu überhören. Unmerklich bog sie sich ihre eigene Umwelt zurecht – ein System der Wahrnehmungen und Reaktionen, die auf die unmittelbare Situation zugeschnitten und auf ein einziges Ziel ausgerichtet waren: zu überleben.

Sie hob eine weitere Planke hoch, kletterte in die Ausschachtung hinunter, dann zog sie Giovanni nach und schloss den Deckel über ihnen. Dunkelheit umgab sie. Nur durch die haarfeinen Ritzen zwischen den Brettern drang ein wenig Licht. Es war der ideale Ort, um abzuwarten. Worauf wartete

sie? Diane wusste es nicht. Aber sie konnte sich hier zumindest eine neue Strategie ausdenken. Sie legte sich neben Giovanni, schob ihm einen Arm unter den Kopf und drückte ihn an sich, als wäre er ein Kind. Mit der anderen Hand streichelte sie sein Gesicht, umarmte und liebte ihn – es war das erste Mal, dass sie freiwillig die Haut eines Mannes berührte. Für die traumatischen Zwänge ihres Alltags war jetzt kein Platz mehr in ihr. Unaufhörlich flüsterte sie ihm ins Ohr: »Es wird schon wieder, es wird wieder ...«

Auf einmal ertönten tapsende Schritte über ihnen, vermischt mit hechelndem Atem. Der Wolf. Er lief auf dem Holz hin und her, presste die Schnauze an die Ritzen und sog sich mit dem Blutgeruch voll.

Diane drückte Giovanni noch fester an sich. Ununterbrochen murmelte sie in Babysprache auf ihn ein und versuchte die Tritte des Wolfes zu übertönen, der immer rascher, immer rasender über ihnen hin und her lief und mit Pfoten und Krallen an der Rinde kratzte, wenige Zentimeter von ihren Gesichtern entfernt.

Auf einmal sah sie zwischen den Planken die weiß-schwarze Schnauze, gespannt, aufmerksam, gierig. Sie sah das grüne Funkeln der Augen, und Giovanni stammelte: »Was ist das?« Diane flüsterte weiter beruhigende Worte, während sie darüber nachdachte, wie lange die Planken halten würden: Wie lange würde es dauern, bis das Tier sich einen Durchschlupf gegraben hatte? »Was ist das?« Ein heftiger Schüttelfrost ergriff Giovanni's Körper. Sie presste ihn an sich mit aller Kraft, und mit der anderen Hand langte sie nach der Glocke.

Es war unmöglich zu schießen. Die Holzbretter waren zu dick – niemals konnten die Kugeln sie durchschlagen, eher würden sie abprallen und sie selbst durchlöchern. Ein neues Geräusch ertönte, ein regelmäßiges, hastiges Scharren am unteren Ende der Grube. Diane spähte angestrengt in die Dunkelheit und erkannte, dass der Wolf nun das Erdreich

aufgrub, um sich auf diese Weise Zugang zu verschaffen. In wenigen Sekunden musste er am Ziel sein: Dann würde er sich mit seinem gelenkigen Körper in die Grube schlängeln und seine Fänge in ihr Fleisch schlagen.

Schon war das Loch so groß, dass der erste Lichtstrahl hereinfiel, und sogleich folgten die Klauen des Tiers, die wie rasend gruben. »Diane, was ist das?«, fragte Giovanni heiser und versuchte den Kopf zu heben, doch sie hielt ihn mit einer Hand auf der Stirn zurück. Sie streichelte ihn, gab ihm einen Kuss, dann kroch sie über ihn hinweg zum anderen Ende der Grube, wo der Wolf rasche Fortschritte machte. Nur noch fünfzig Zentimeter trennten sie vom Feind. Sie sah seine weiß gesprenkelten Pfoten, die grabenden Krallen, sie roch seinen beißenden, bedrohlichen Geruch. Nie war ihr ein Atemhauch menschenunähnlicher und fremder erschienen als dieser.

Dreißig Zentimeter von der Öffnung entfernt, stützte sich Diane auf die Ellenbogen, schloss die Hände um die Glock und legte mit beiden Daumen den Sicherungshebel um.

Nun würden zwei Welten aufeinander treffen.

Der Wolf schleuderte Erdschollen beiseite, ohne irgendeine Deckung, ja er machte nicht einmal Anstalten, aus Selbstschutz zurückzuweichen: Der Blutgeruch machte ihn rasend. Als Diane sah, wie sich die erdverkrustete Schnauze durch das Loch schob, schloss sie die Augen und drückte ab. Sie spürte einen warmen Schwall. Reflexartig schlug sie die Augen wieder auf und erkannte im Gegenlicht die zerfetzte Wolfschnauze. Sie zielte auf ein Auge, wandte den Kopf ab und schoss noch einmal, und gleich darauf spürte sie, wie ihr die Geschoßhülse ins Gesicht prallte.

Sie hatte mindestens mit einem Prankenhieb, mit einem Schnappen der Kiefer gerechnet. Es geschah nichts. Wieder riskierte sie einen Blick. Die Rauchwolken verzogen sich, und im Licht tauchte der Körper auf, die Hinterpfoten lang ausgestreckt, als habe das Tier sich gereckt. Der Wolf lag leblos da.

Enthauptet.

Diane schob ihn beiseite, stopfte das Loch wieder zu, dann kroch sie zu Giovannis Gesicht zurück. Sie küsste ihn und flüsterte: »Wir haben ihn, wir haben ihn, wir haben ihn ...« Sie weinte und lachte zugleich, während sie das Magazin aus dem Lauf zog, um die restlichen Kugeln zu zählen. Immer wieder flüsterte sie: »Wir haben ihn, wir haben ihn ...«. Und dabei kam ihr zu Bewusstsein, dass es – zumindest bisher – keineswegs ihr Wissen um das Verhalten der Raubtiere gewesen war, das sie gerettet hatte.

In diesem Moment drang strahlendes Licht in die Finsternis der Grube.

Alles wurde auf einmal sichtbar. Der Himmel. Die Sonne. Die Kälte. Und die schrägen Schatten der Planken, die eine nach der anderen aus ihrer Position gerissen wurden. Diane schrie auf und ließ Pistole und Magazin fallen. Doch ihr Geschrei war nichts im Vergleich zum Gebrüll des Bären, der in voller Höhe über der Grube aufragte und die letzten Planken beiseite fegte, als wären es Streichhölzer. Dann beugte das Tier sich in die Grube hinab, streckte seine schwarze Schnauze vor und stieß ein neuerliches zorniges Gebrüll aus, unter dem sein braunes Fell sich sträubte.

Diane und Giovanni drückten sich in die andere Ecke des Lochs. Das Tier beugte sich tiefer und peitschte mit den Tatzen die Luft. Mit dem Rücken zur Wand gelang es Giovanni, sich halb in die Höhe zu stemmen. Diane warf ihm einen entsetzten Blick zu, er aber packte sie am Kragen und sagte: »Hau ab. Hau ab! Mit mir ist es sowieso aus.«

Im nächsten Augenblick stand er schwankend auf dem Geäst und taumelte auf das Untier zu. Diane war fassungslos. Es dauerte mehrere Sekunden, bis sie begriff, dass Giovanni, der gutmütige Ethnologe, der junge Mann, der aussah wie eine Zuckerstange, sich für sie opferte.

Sie sah ihn vor dem Tier hin und her wanken, während sie

sich, auf beide Hände gestützt, aus der Grube hievte. Im selben Moment vernahm sie ein neuerliches Brüllen, blickte auf und sah, wie der Bär mit einer Tatze den Mann zwei Meter weit schleuderte. Diane hockte wie gelähmt auf dem Grubenrand und war nicht imstande zu fliehen. In einem neuen Anfall von Raserei riss der Grisly seinem Opfer die Brust auf. In konvulsivischen Bildern sah Diane, wie ihrem Freund ein blutiger Brei zwischen den Lippen hervorquoll.

Nun war sie es, die aufschrie.

Sie sprang in die Grube hinab, suchte nach der Glock, rammte das Magazin in den Lauf. Unterdessen verschlang der Bär den Kopf des Italieners. Diane durchquerte die Grube, holte Schwung und stützte sich mit beiden Füßen fest auf das Geflecht aus Ästen, um zu dem Tier hinauszuspringen.

Der Bär richtete sich auf, aus seinem Maul hing eine Maske aus Fleisch. Sie stand vor ihm mit gespreizten Beinen und klammerte sich an sein Fell, dann packte sie mit der Linken seinen Nacken, und mit der Rechten rammte sie ihm die Waffe ins Maul. Für den Bruchteil einer Sekunde spürte sie die heiße Höhle des Gaumens, vermischt mit Fetzen von Menschenfleisch, dann drückte sie ab. Sie sah die Schädeldecke in blutigen Trümmern zerbersten und schoss noch einmal. Das Gehirn spritzte in den Himmel hinauf. Sie schoss und schoss, entleerte das gesamte Magazin in den Schädel und drückte auch dann noch ab, als ihre Geste nur noch ein leises Klicken bewirkte, das im Knurren des Ungeheuers unterging. Und sie meinte noch immer zu schießen, als der tote Bär sie bei seinem Sturz in den Wildbach mitriss.

EPILOG

Die Sonne breitete sich im Raum aus wie flüssiger Honig.

Die Holztäfelung des Büros schimmerte schokoladenfarben, die Dielen des Parketts blitzten goldbraun, als wären sie mit Tee gebeizt worden. Der ideale Rahmen für ein Frühstück, wenn noch die Stimmung des Erwachens in der Luft hängt, erfüllt von Träumen und unbestimmten Gefühlen.

»Ich verstehe nicht ganz«, wiederholte die Frau. »Sie wollen den *Vornamen* Ihres Sohnes ändern lassen?«

Diane nickte. Sie befand sich im Standesamt des Rathauses im fünften Arrondissement in Paris.

»Das ist ein Antrag, der bei uns nicht sehr häufig gestellt wird.«

Die Standesbeamtin konnte den Blick nicht von dem verbundenen Arm, den Narben im Gesicht ihres Gegenübers wenden. Sie schlug eine Aktenmappe auf und murmelte: »Und ich weiß auch überhaupt nicht, ob das geht ...«

»Lassen Sie's bleiben.«

»Wie bitte?«

Diane stand abrupt auf. »Ich sagte, lassen Sie's bleiben. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich es will. Ich rufe Sie wieder an.«

Draußen vor dem Gebäude blieb sie stehen und atmete die kalte Dezemberluft ein. Sie betrachtete die Lichtgirlanden, die sich über die Place du Pantheon wanden. Sie liebte diese altmodische Zerbrechlichkeit der Weihnachtsdekoration vor der erhabenen, massigen Fassade des Pantheon.

Sie ging die Rue Soufflot entlang und griff den Faden ihrer Gedanken wieder auf. Seit Tagen lebte sie mit der fixen Idee, sie müsse Lucien die Vornamen der beiden Männer geben, die wegen des steinernen Konzils ihr Leben gelassen hatten. Aber erst im Gespräch mit der Standesbeamtin war ihr die Absurdität ihres Vorhabens so recht zu Bewusstsein gekommen.

Lucien war keine Marmortafel, in die man die Namen verstorbener Helden eingravieren konnte. Und wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass ihr die Namen gar nicht gefielen – weder Patrick noch Giovanni. Vor allem wollte sie keinen symbolischen Akt nötig haben, um sich an die Freunde zu erinnern, die sie bei ihrem schrecklichen Abenteuer verloren hatte. Sie würden für immer in ihrer Erinnerung weiterleben, als die letzten unschuldigen Opfer in der Geschichte des Tokamak.

Bei ihrer Rückkehr nach Paris war es Diane nicht schwergefallen zu beweisen, dass sie mit dem Mord an Patrick Langlois nichts zu tun hatte. Ohnehin hatte sie niemand im Verdacht gehabt, ebenso wenig wie sie des Massakers in der Stiftung Bruner oder bei dem »Selbstmord« von Irène Pandove verdächtigt worden war. Man war lediglich verwundert über ihre vorgebliche Flucht nach Italien. Der Fall war inzwischen zu den Akten gelegt worden. Der Ermittlungsrichter hatte ihn mit der verworrenen Hypothese einer Abrechnung zwischen kommunistischen Überläufern im Zusammenhang mit einem Kernforschungsprojekt abgeschlossen.

Die zentrale Rolle, die Sybille Thiberge in diesem Fall spielte, hatte niemand erkannt, obwohl sie seither verschwunden war. Nach anfänglicher Sorge war Charles Helikian davon ausgegangen, seine Gattin habe sich mit einem Liebhaber aus dem Staub gemacht. Diane traf sich hin und wieder mit ihm; dann sprachen sie über das rätselhafte Verschwinden der Mutter und Ehefrau, und Diane entwickelte die Theorie von einem geheimen Doppelleben. Ihre Mutmaßungen stürzten Charles in einen Abgrund der Ratlosigkeit – den Diane freilich für das geringere Übel hielt: Sie hatte andere Abgründe und andere Wahrheiten kennengelernt, die sie ihm um nichts auf der Welt eingestanden hätte.

Sie überquerte die Place Edmond-Rostand und betrat den

Jardin du Luxembourg. Sie ging an der Einfassung des Wasserbeckens entlang und stieg dann die Stufen hinauf, die zum Gelände des Marionettentheaters, zum Kiosk, zu den Schaukeln führten. Unter den kahlen Zweigen der Kastanien sah sie einen steinernen Kreis und dachte an den Tokamak, das kreisförmige Labor unter dem Reaktor, an die sieben Schamanen, die mit den Geistern paktiert und dafür ihre Seele verkauft hatten. Aber der Kreis hier war nur ein runder Sandkasten, in dem Kinder in Kapuzenmänteln spielten. Unter den Kindern entdeckte sie auf einmal ihn: wie er mit seiner Wollmütze auf dem Kopf ganz in seine Sandbauten vertieft war – Burgmauer, Wassergraben und Festung.

Sie versteckte sich hinter einem Baum, um ihn in Ruhe zu beobachten, und merkte, wie sie lächelte. Anfang November war Lucien erwacht. Am 22. November war er aus der Necker-Klinik entlassen worden. Schon in den ersten beiden Dezemberwochen hatte er seine Lieblingsspiele wieder aufgenommen. Am 14. Dezember hatte er zum ersten Mal die beiden Silben gesprochen, die sie zugleich herbeisehnte und fürchtete: »Mama.« Diane war sich inzwischen ganz sicher, dass die Vergangenheit ihm nichts mehr anhaben konnte.

Sie hatte sich geschworen, nie wieder an die Abgründe der Grausamkeit zu denken, die sie erlebt hatte, die unfasslichen Experimente, denen sie auf die Spur gekommen war – das Universum selbst wurde davon aus den Angeln gehoben; vor ihren Augen. Im Lauf der Wochen seit ihrer Rückkehr war sie zu einer neuen Überzeugung gelangt – ein Gedanke, der ihr einen geheimen Trost spendete. Sie dachte an Jewgenij Talich, den Mann, der seinem Volk die verlorenen Kräfte zurückgeben wollte, und fand, dass sie eine geistige Kontinuität mit ihm hergestellt und im Gegenzug eine neue Klarheit und ein ungewöhnliches Wissen gewonnen hatte. Sie selbst war zu einer Art Eingeweihten geworden. Und damit würde sie für Lucien die beste aller Mütter werden. Sie hatte sich mit den Familien in

Verbindung gesetzt, in denen die übrigen Wächter untergekommen waren – darunter auch der Familie von Irène Pandove, die das Kind vom See aufgenommen hatte –, und sich fest vorgenommen, sie zu beraten und zu unterstützen, falls die heranwachsenden Kinder sonderbare Fähigkeiten an den Tag legten.

Sie verließ ihr Versteck und ging auf den Sandkasten zu. Lucien war wieder in Begleitung seines Kindermädchens, der jungen Thailänderin vom Frankreich-Asien-Institut. Als er sie erblickte, sprang er auf und lief ihr entgegen. Diane verkniff sich einen Schmerzensschrei, als er sich mit vollem Gewicht gegen ihren genähten Arm warf, und genoss stattdessen die Frische seiner Wangen. Eines wusste sie mit Sicherheit: Sie war auf dem Weg der Genesung, und für ihre Heilung gab es keine bessere Arznei als die Nähe dieses Kindes, die sie wie ein engmaschiges Netz auffing, das gewebt war aus Luciens unbekümmerten Wünschen und Bedürfnissen. Alles an ihm bedeutete für sie eine Erneuerung, die ihrem Leben eine Leichtigkeit und Transparenz verlieh, wie sie sie vorher nie gekannt hatte.

Auf einmal fing sie an zu lachen und drehte sich mit ihrem Kind unter den Wipfeln der Bäume im Kreis. Ja, sie hatte jetzt nur noch eine einzige Aufgabe: sich an diese Lichtung der Unschuld, diese Anhöhe der Zärtlichkeit anzupassen, die fortan den einzigen Kreis ihres Lebens bilden würde. Sie schloss die Augen und sah nichts mehr als einen Schauer gleißender Lichtpunkte.

»Mit *Die purpurnen Flüsse* hat Jean-Christophe Orange hohe Maßstäbe in der europäischen Thrillerliteratur gesetzt.«

HAMBURGER ABENDBLATT

Jean-Christophe Grangé

Die purpurnen Flüsse

Zwei Tote im Gletscher. Ein verschwundenes Kind. Rätselhaftes Aufzeichnungen, die auf ein furchtbares Verbrechen hindeuten ... In der Nähe von Grenoble wird die Leiche eines Bibliothekars entdeckt. Der ermittelnde Kommissar glaubt zunächst an einen Ritualmord, bis kurz darauf eine zweite Leiche ganz in der Nähe im Gletscher gefunden wird. Gezielt gelegte Spuren haben die Polizei zu diesem Fund geführt. Etwa zeitgleich versucht ein Inspektor in einem französischen Provinznest, das rätselhafte Verschwinden eines zehnjährigen Schülers aufzuklären. Als sich herausstellt, dass beide Kriminalfälle in engem Zusammenhang stehen, beginnt eine fieberhafte Spurensuche. Bald wird klar, dass die beiden Toten keine unschuldigen Opfer waren und die »purpurnen Flüsse« erweisen sich als Chiffre für ein furchtbares Verbrechen.

400 Seiten

Gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 3-431-03543-4

EHRENWIRTH VERLAG